Hans F. K. Günther

Rassenkunde des jüdischen Volkes



H. F. K. Günther: Rassenkunde des jüdischen Volkes

Hans F. K. Günther

Rassenkunde des jüdischen Volkes

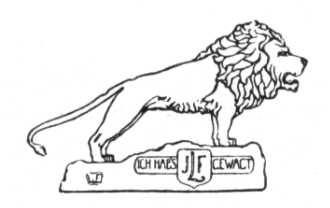
Rassenkunde des jüdischen Volkes

Von

Dr. Hans F. K. Günther

Mit 305 Abbildungen und 6 Karten

Zweite Auflage



J. F. Lehmanns Verlag / München 1930

+

Druck der C. H. Beck'schen Buchdruckerei in Nördlingen

„Auf gesetzmäßiger Fortpflanzung des Menschengeschlechts ruht größtenteils die Geschichte. Die bedeutendsten Weltbegebenheiten ist man bis in die Geheimnisse der Familien zu verfolgen genötigt; so geben uns auch die Ehen der Erzväter zu eigenen Betrachtungen Anlaß."

Goethe

Dichtung und Wahrheit, Erster Teil, Viertes Buch

Vorwort

Dieses Buch ist aus dem Anhang „Rassenkunde des jüdischen Volkes" entstanden, der meiner „Rassenkunde des deutschen Volkes" von der 1. Auflage (1922) bis zur 11. Auflage (1927) angefügt war. Seit der 12. Auflage mußte dieser Anhang fortfallen, da das Buch sonst zu umfangreich geworden wäre. Im Vorwort zur 12. Auflage war aber schon ausgesprochen worden, daß der frühere Anhang zu einem Buch erweitert werden sollte. Dieses Versprechen konnte der Verfasser, obschon er sich schon lange auf den notwendig werdenden Ausbau des Anhangs vorbereitet hatte, erst zwei Jahre später einlösen, da ihn vorher andere Arbeiten abhielten.

Im vorliegenden Buche sind die Rassen- und Völkerschichten Altpalästinas eingehender behandelt worden, weil eine nähere Betrachtung des rassischen Werdens des jüdischen Volkes dem Verfasser am besten dazu geeignet schien, veraltete, aber darum nicht weniger verbreitete Anschauungen über das Rassentum der Juden durch bessere Einsichten zu verdrängen. Eine eigentliche Betrachtung der Juden*frage* sollte das Buch nicht geben, sondern allein durch rassenkundliche Darstellung begreifen lehren, daß und durch welche Umstände es immer wieder zu einer solchen „Frage" gekommen ist und kommen kann. Zur Erörterung auch der Judenfrage und gerade der Judenfrage gehört eine gewisse Einsicht in lebensgesetzliche (biologische) Vorgänge, in das Wesen von Vererbung, von leiblichen und seelischen Erbanlagen, von Rassenkreuzung und von Auslese. Allmählich überzeugen sich immer mehr Menschen davon, wie wenig — besonders gemessen an bisher üblichen Anschauungen, die schon fast zu Glaubenssätzen geworden waren — die *Umwelt* im Leben der Einzelmenschen und der Völker bedeutet, wie viel hingegen jeglicher Umwelt gegenüber die *Erbanlagen* bedeuten. So versucht dieses Buch, das Judentum vor allem als eine bestimmte Auswirkung rassischer Erbanlagen und als Ergebnis eines bestimmten Auslesevorgangs zu erweisen, weil der Verfasser überzeugt ist, daß eine gewisse Einsicht in diese Zusammenhänge die *Grundlage* bilden muß für die Erörterung *aller* Fragen, die sich aus dem Wesen und Wirken des jüdischen Volkes ergeben haben und ergeben können. Der Zweck des Buches ist also, diejenigen grundlegenden Kenntnisse zu vermitteln, die der heutigen Rassen- und Vererbungsforschung über das jüdische Volk ermittelbar sind, also im Hinblick auf das jüdische

Volk das zu versuchen, was die „Rassenkunde des deutschen Volkes" im Hinblick auf das deutsche versucht hat.

Dankbar gedenkt der Verfasser verschiedener Gespräche, die er über einzelne Gegenstände dieses Buches mit Herrn Prof. Dr. Bernhard Struck in Dresden geführt hat und wobei ihm die reichhaltigen Kenntnisse dieses Anthropologen und völkerkundlich-sprachwissenschaftlichen Afrikakenners wertvollste Anregungen gegeben haben.

Seinen Dank hat der Verfasser auch denjenigen auszusprechen, die ihm für dieses Buch Lichtbilder überlassen haben, so auch Herrn Dr. Heinrich Fleischer, Dresden, Herrn Max Grühl, dem Leiter der Deutschen Äthiopischen Expedition, Herrn Prof. Dr. Fritz Lenz, München, Herrn Prof. Dr. S. Passarge, Hamburg, Herrn Dr. Redcliff Salaman, Royston (England), Herrn Prof. O. Stiehl, Berlin-Steglitz, Herrn Prof. Ungewitter, Berlin, der Gemäldesammlung und dem Kupferstichkabinett in Dresden, dem Schwedischen Staatsinstitut für Rassenbiologie in Uppsala und einigen Freunden der rassenkundlichen Forschung.

Besonders zu danken hat der Verfasser auch dem Verlage, der wieder keine Mühe gescheut hat, das Buch so vollständig und lehrreich zu bebildern wie möglich und der dem Verfasser stets mit Rat und Tat beigestanden ist.

Für das Mitlesen der Druckbogen spricht der Verfasser auch an dieser Stelle seiner Schwester Margarete Günther, Freiburg i. Br., und Herrn Dietrich Bernhardi, Leipzig, seinen Dank aus.

Für weitere Auflagen dieses Buches nimmt der Verlag gerne Bildvorlagen entgegen, die zur Ausgestaltung beitragen. Solche Bilder wären an den Verlag, der für entstehende Unkosten gerne aufkommt, einzusenden mit dem Vermerk, daß sie für den Verfasser und dessen Bücher bestimmt seien.

Eftang bei Larvik (Norwegen), im September 1929

Hans F. K. Günther

Inhaltsverzeichnis

Karten

+

Druckfehlerverzeichnis

Seite 36 Abb. 38 lies: Geist des Bösen statt der Bösen.
Seite 89 Zeile 8 von unten lies: Nordost- statt Südostgrenze.
Seite 91 Abb. 117 muß lauten: hamitisch-westisch-mediterran (negerisch)?
Seite 172 Zeile 3 von oben muß lauten: Das Nordreich Israel mit der Hauptstadt Samaria und das Südreich Juda mit der Hauptstadt Jerusalem.
Seite 185 Abb. 189 lies: innerasiatisch statt vorderasiatisch.

I. Einleitung

Über die rassische Eigenart des jüdischen Volkes sind verschiedene Auffassungen verbreitet. Wissenschaftlich haltbar sind auch diejenigen Auffassungen nicht, mit denen sich die „allgemeine Bildung“ über diesen Gegenstand in der Regel zu begnügen pflegt. Im allgemeinen sind sogar gerade im Falle der Juden die Anschauungen unklar, widersprüchlich oder gänzlich verwirrt und dies sogar bei vielen jüdischen und nichtjüdischen Wissenschaftern und Schriftstellern, die sich mit der sogenannten Judenfrage beschäftigen.

Von der volksläufigen Anschauung werden die Juden gemeinhin als eine „Rasse“ aufgefaßt. Man hat die Erfahrung gemacht, daß die Juden in der Regel irgendwie als solche erkennbar sind oder doch viel erkennbarer als andere Völker. Man hat bei ihnen leibliche und seelische Züge wahrgenommen, die sich von den leiblichen und seelischen Zügen der abendländischen Bevölkerungen unterscheiden, und hat diese Züge zugleich als ererbt und vererblich erkannt, worauf sich für die mehr laienhafte Auffassung sehr leicht die Bezeichnung „Rasse“ einstellen konnte. Will man in unwissenschaftlicher Weise eine Menschengruppe, der eine Anzahl erblicher Züge eigen sind, die in bestimmten menschlichen Umgebungen mehr oder weniger auffallen, als eine „Rasse“ bezeichnen, so wird dies wie auch im Falle des Judentums kaum bedenklich werden — ausgenommen in allen den Fällen, wo sich nun hieran weiterführende Erörterungen knüpfen oder wo gar, wie im Falle des Judentums, unter solcher unwissenschaftlicher Anwendung einer rassenkundlichen Bezeichnung eine „Frage“ behandelt werden soll, die sogenannte Judenfrage. In außerwissenschaftlichen Zusammenhängen wird die Anwendung des Begriffs „Rasse“ auf die Juden kaum Schaden tun, da sie nur besagen soll, daß den Juden Erbanlagen oder eine Zusammenstellung von Erbanlagen eigen seien, die sie als Gesamtheit von Menschengruppen abendländischer Herkunft unterscheiden.

Irgendeine eingehendere Erörterung über Judentum und Judenfrage wird aber immer unmöglich sein, solange die Erörternden nicht erkannt haben, daß das Judentum nicht als eine „Rasse“ aufgefaßt werden darf. Es bedarf, um dies einzusehen, doch nur folgender Überlegung: Unter den Juden kommen hochgewachsene und niedriggewachsene Menschen vor, schlanke und untersetzte, schmalgesichtige und breitgesichtige, Menschen mit (von oben ge-

sehen) schmalen, langen Köpfen und Menschen mit breiten, kurzen Köpfen; es kommen unter ihnen Braunäugige und Blauäugige, Schwarzhaarige und Blonde vor, Menschen mit der sogenannten Judennase und ohne diese Nasenform, Menschen mit weichem Haar und solche mit hartem Haar, ferner Menschen mit voneinander sehr verschiedenem seelischem Verhalten. Das ist doch nicht die mehr oder minder ausgeprägte Gleichartigkeit, die man zu erwarten hätte, wenn von einer „Rasse" die Rede ist — ganz abgesehen davon, daß doch in vielen Fällen die Kinder jüdischer Eltern unter sich und von ihren Eltern durch bestimmte Merkmale abweichen. Es sollte aber doch klar sein, daß unter einer „Rasse" nur eine solche Menschengruppe verstanden werden darf, die bei allen ihren Vertretern das gleiche leibliche und seelische Bild zeigt und immer wieder Nachkommen mit den gleichen Zügen hervorbringt.

In meinen rassenkundlichen Arbeiten habe ich folgende Bestimmung des Begriffes „Rasse" als zweckmäßig angegeben:

Eine Rasse stellt sich dar in einer Menschengruppe, die sich durch die ihr eignende Vereinigung leiblicher Merkmale und seelischer Eigenschaften von jeder anderen Menschengruppe unterscheidet und immer wieder nur ihresgleichen zeugt.[1]

Danach erkennt man alsbald: der Völkerkunde ist kaum ein Beispiel bekannt, daß irgendwo eine solche erbgleiche Menschengruppe — wie man eine Rasse kurz nennen könnte — zusammengeschlossen zu einem Volke oder unter einer Sprach-, Staats- oder Glaubensform vorkomme. Vielmehr finden sich innerhalb fast aller Stämme und Völker zwei oder mehrere Rassen, meist so gemischt, daß die als rassenrein anzusehenden Menschen gegenüber den Mischlingen die Minderheit darstellen. Das gilt — wie ich in meiner „Rassenkunde Europas" (3. Aufl. 1929) darzustellen versucht habe — besonders für die europäischen Völker, die in der Hauptsache eine Mischung der nordischen, westischen (mediterranen), dinarischen, ostischen (alpinen) und ostbaltischen Rasse darstellen, wobei das Mischungsverhältnis dieser und einiger geringer vertretener Rassen von Volk zu Volk verschieden ist. Die abendländischen Völker stellen somit Rassengemische dar, die im wesentlichen aus den gleichen Rassen bestehen, nur eben daß diese Rassen

[1] Eugen Fischer hat die folgende Begriffsbestimmung Grosses als die beste angegeben: „Unter einer Rasse versteht die Anthropologie eine größere Gruppe von Menschen, welche durch den hereditären Gemeinbesitz eines bestimmten angeborenen körperlichen und geistigen Habitus untereinander verbunden und von anderen derartigen Gruppen getrennt sind."

im Rassengemische der einzelnen Völker verschieden stark vertreten sind.

Auch die Juden stellen ein Rassengemische dar, wie hier gleich vorausgenommen werden und wofür dieses Buch den Beweis antreten soll. Nur sind im jüdischen Volke in der Hauptsache außereuropäische Rassen in einem bestimmten Mischungsverhältnis vertreten: daher die Erkennbarkeit der Juden als solcher innerhalb aller Bevölkerungen, die rassisch wesentlich anders zusammengesetzt sind. Die Juden unterscheiden sich also von den Abendländern nicht wie eine Rasse von einer oder mehreren anderen, sondern wie ein bestimmt zusammengesetztes Rassengemische von anders zusammengesetzten Rassengemischen.

Damit ist auch schon gesagt, daß die Juden nicht etwa einen Teil einer „semitischen Rasse" ausmachen, wie das öfters behauptet worden ist und auf welcher Annahme die Bezeichnung „Antisemitismus" beruht. Wie sollte denn diese „semitische Rasse" beschaffen sein, da sich doch auf dem durch die Karte III, Seite 64, angegebenen Gebiete semitischer Sprachen die verschiedensten Menschenschläge finden — Menschenschläge von solcher auffälligen Verschiedenheit, daß derjenige in größte Verlegenheit käme, der nach dem Anblick dieser Gruppen eine „semitische Rasse" beschreiben sollte. Es gibt für die Rassenforschung unserer Tage keine „semitische Rasse", wie es auch keine „jüdische Rasse" gibt. Es gibt semitische Sprachen, und wie diese als seelischer Ausdruck eines bestimmten Menschenschlags aufgefaßt werden müssen, wird im III. Abschnitt (S. 63 ff.) erörtert werden. „Semitisch" ist die Bezeichnung für einen Sprachstamm, ist also eine sprachwissenschaftliche Bezeichnung, nicht etwa eine rassenkundliche.

Sprachliche und rassische Zugehörigkeit dürfen nicht miteinander verwechselt werden. Aus der sprachlichen Zugehörigkeit der erst hebräisch, dann aramäisch sprechenden Vorfahren der Juden, d. h. der Hebräer, zu den Völkern semitischer Sprache ergibt sich keineswegs unmittelbar ein Urteil über die rassische Zugehörigkeit der Hebräer. Völker verschiedenen Sprachstamms können einander rassisch nahe, Völker gleichen Sprachstamms einander rassisch fern stehen. Die Sprache gehört zum Erscheinungsbild (Phänotypus) eines Menschen, die Rasse zum Erbbild (Idiotypus); die Sprache ist ablegbar, die Rasse unverlierbar, „angeboren".

Der (nicht vorhandenen) „Rasse" der Semiten wird von volkstümlichen abendländischen Anschauungen gerne eine (nicht vorhandene) „Rasse" der „Arier" gegenübergestellt. Auch dieser Gegen-

überstellung, soweit sie rassenkundlich und nicht nur sprachwissenschaftlich gemeint ist, liegt die — sich hartnäckig immer wieder einstellende — Verwechslung von Rasse und Sprache zugrunde. Die *Sprachwissenschaft* hat früher die indogermanischen Sprachen öfters als „arische Sprachen" bezeichnet; heute wendet die englische Sprachwissenschaft die Bezeichnung aryan neben der Bezeichnung indoeuropean noch öfters da an, wo im Deutschen von „indogermanisch" gesprochen wird. Die deutsche Sprachwissenschaft wendet die Bezeichnung „arisch" heute meistens nur noch auf den indisch-persischen (indo-iranischen) Zweig des indogermanischen Sprachstamms an, setzt aber dafür lieber „indo-iranisch". Die *Rassenforschung* hat in ihren Anfängen die (nicht vorhandene) „weiße" oder (nach Blumenbach) „kaukasische" Rasse als „arisch" bezeichnet, später haben Rassenforschung, Sprachwissenschaft und Völkerkunde die Völker indogermanischer Sprache gelegentlich als „arische Völker" bezeichnet, und schließlich ist auch die nordische Rasse, die Rasse also, deren sprachlicher Ausdruck die indogermanischen („arischen") Sprachen sind, als „arische Rasse" bezeichnet worden. Man sieht, daß die Bezeichnung „arisch" heute wissenschaftlich *unbrauchbar* geworden ist, zumal sie sich in verschiedenen unklaren Bedeutungen auch in außerwissenschaftlichen Kreisen herumtreibt, meist in der verschwommenen Anwendung auf diejenigen europäischen und westasiatischen Völker, die *nicht* semitische Sprachen sprechen. Wahrscheinlich hat gerade die Verwendung der Bezeichnungen „semitisch" und „arisch" außerhalb rein sprachwissenschaftlicher Erörterungen die Verwirrung erzeugt, die heute noch in der Frage der rassischen Eigenart des Judentums bei Juden und Nichtjuden, bei Judengegnern und Judenfreunden vorherrscht.

Zur Verwirrung der Anschauungen über das Wesen und die rassische Eigenart des Judentums hat auch der alte und eingewurzelte Irrtum beigetragen, die Juden seien eine *Glaubensgemeinschaft* so wie Buddhisten, Muslim, Katholiken, Protestanten u. a. m. Man hört von einem Juden, der vom mosaischen Glauben zu einem anderen übergetreten oder „konfessionslos" geworden ist, er sei kein Jude mehr. Aber selbst die mosaischen Glaubensvorschriften und -gebräuche sehen auch den aus der mosaischen Glaubensgemeinschaft ausgetretenen Juden doch immer noch als Juden, als Volksgenossen, an. Unter den am strengsten völkisch (national) denkenden Juden, den Zionisten, sind viele, die nicht mosaisch sind. Der englische Staatsmann Disraeli (Lord Beaconsfield), ein Jude, gehörte der englischen Hochkirche an, war aber

rassenstolz wie selten ein Mensch und fühlte sich lebenslang als Jude, der sein Volkstum, das Judentum, leidenschaftlich umfaßte. Es gibt heute eine internationale Vereinigung von Juden christlichen Glaubensbekenntnisses. Das Judentum, das ursprünglich nahezu Volkstum und Glaubensbekenntnis zugleich war, kann heute, so wie andere Volkstümer, verschiedene Glaubensbekenntnisse umfassen. Es gibt heute katholische und protestantische oder auch „freireligiöse" Juden, wie es katholische, protestantische und freireligiöse Engländer, Franzosen, Deutsche, Russen usw. gibt.

Gegenüber der Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit, die Juden heute noch als eine Glaubensgemeinschaft aufzufassen, muß der jüdische Arzt und Rassenforscher Weißenberg offenbar zu der Annahme verleitet worden sein, in den Juden eine Art „Kulturgemeinschaft" zu sehen; ich möchte dies wenigstens schließen aus seinem Satze: „Das Judentum ist ... für mich eine Kulturerscheinung."[1] Soll dieser Satz mehr ausdrücken als vergleichsweise die offenkundige Wahrheit, daß das Deutschtum eine „Kulturerscheinung" sei, so muß Weißenberg unter Judentum eine durch eine besondere „Kultur" geprägte und zusammengefaßte Gemeinschaft sehen. Dann würde aber gleich einleuchten, daß das Judentum durch solche Kennzeichnung in seinem Wesen verkannt wäre. Zunächst einmal würden diejenigen abendländischen Juden, die betonen, einer „deutschen Kultur" oder einer „französischen Kultur" oder irgendeiner anderen abendländischen „Kultur" anzugehören von Weißenbergs Begriffsbestimmung gar nicht erfaßt werden. Dann aber ergäbe eine Überlegung, was unter „Kulturerscheinung" oder „Kulturgemeinschaft" zu verstehen sei und ob die Juden eine solche darstellten, sogleich das Unzutreffende einer solchen Wesenserklärung. Man mag z. B. die Theosophen oder ähnlich zusammengefaßte Gruppen aller Völker und Erdgebiete als „Kulturgemeinschaften" zusammenfassen. Würde man die Juden aber so zusammenfassen, so ließe man dabei die wichtige Tatsache außer acht, daß die Juden doch eine Abstammungsgemeinschaft darstellen. Daher ja ihre Erkennbarkeit als Juden in rassisch anders zusammengesetzten menschlichen Umgebungen, während ein solches Kennzeichen der Erkennbarkeit an bestimmten Rassenmerkmalen doch z. B. den Theosophen aller Länder wie überhaupt jeder solchen „Kulturgemeinschaft" gänzlich fehlen würde. Durch solche und andere Überlegungen muß schließlich klar werden, daß Wesen, Erscheinungsformen und Wirken des Judentums nur dann für

[1] Weißenberg, Zur Sozialbiologie und Sozialhygiene der Juden, Archiv f. Rassen- und Gesellschaftsbiologie, Bd. 19, 1927, S. 416.

eine wissenschaftliche Betrachtung in sinnvoller und ergiebiger Weise erfaßbar werden, wenn das Judentum als ein besonderes *Volkstum* erkannt ist.[1]

Das Judentum ist demnach weder als Rasse noch als Glaubensgemeinschaft, noch als irgendeine „Kulturerscheinung", sondern als *Volkstum* aufzufassen. Es ist als solches weder unmittelbar Gegenstand der Rassenkunde, noch der vergleichenden Religionswissenschaft, sondern der *Völkerkunde* (der Ethnographie und Ethnologie). Von Seiten der Rassenforschung hat, so viel ich sehe, *Ripley* in seinem Werke „The Races of Europe" (1900) die Einordnung der Juden unter die *Völker* besonders klar betont: Die Juden seien „keine Rasse, sondern ein Volk" (no race, but a people). Das *Volkstum* der Juden betonen innerhalb des Judentums heute besonders die Zionisten, die sich sogar um die Belebung einer eigenen Sprache für ihr Volk, des Neuhebräischen, bemühen. Was dem Volkstum der Juden etwas Besonderes verleiht, ist dessen Staatenlosigkeit, dessen Gebietslosigkeit — soweit man die Anfänge einer palästinischen Neubesiedlung durch Juden nicht schon als Staatsgründung und Gebietsbesetzung rechnen will —, dessen Mangel einer gemeinsamen Sprache und dessen eigenartiges Blutbewußtsein, wodurch es den Mangel der genannten anderen Güter auszugleichen sucht. Die Völkerkunde, zu deren unmittelbaren Forschungsgegenständen das Judentum gehört, hat diese Eigenartigkeit bemerkt: M. *Haberlandt* schreibt in der von *Buschan* herausgegebenen, den Forschungsstand unserer Zeit bezeichnenden

[1] Heinrich *Heine* hält Volkstum und Glaubensbekenntnis klar auseinander, wenn er schreibt: „Ich mache kein Hehl aus meinem Judentum, zu dem ich nicht zurückgekehrt bin, da ich es niemals verlassen hatte. Ich habe mich nicht taufen lassen aus Haß gegen das Judentum". (Gustav Karpeles, Heinrich Heines Biographie, 1885, Ost und West, Illustrierte Monatsschrift für modernes Judentum, 6. Jahrg. 1906, S. 64). —

Sehr klar haben die „Archives Israélites" (1864) das *Volkstum* der Juden betont, und zwar geradezu als etwas im Blute Liegendes und Vererbliches: „Israel ist ein Volkstum. Wir sind Juden, weil wir als Juden geboren sind. Das Kind, das israelitischen Eltern entstammt, ist israelitisch. Die Geburt legt ihm alle Pflichten des Israeliten auf, und nicht erst durch die Beschneidung werden wir zu Israeliten. Nein, die Beschneidung bietet keinen Vergleich mit der christlichen Taufe. Wir sind nicht Juden, weil wir beschnitten sind, sondern wir lassen unsere Kinder beschneiden, weil wir Israeliten sind. Das Siegel des Israeliten wird uns durch unsere Geburt aufgeprägt, und dieses Siegel können wir niemals verlieren, niemals ableugnen; selbst der Israelit, der seine Religion verleugnet, der sich taufen läßt, hört nicht auf, Israelit zu sein, und alle Pflichten des Israeliten liegen ihm fort und fort ob."

Das „Volkstum" der Juden wird heute besonders betont von dem jüdischen Geschichtsschreiber *Dubnow* in dessen „Weltgeschichte des jüdischen Volkes", 1925 ff.

„Illustrierten Völkerkunde" (Bd. II, 1926, S. 299/300) über die Juden: „Obwohl ohne eigenes Land, ohne Staatlichkeit, ohne eigentlich gemeinsame Sprache stellen sie doch ein in sich geschlossenes und scharf bestimmtes Volkstum dar, das in seinem ausgeprägten Religions-, Art- und Blutbewußtsein einen unvergleichlich festen, unlösbaren Zusammenhang besitzt."

Als Volk — also nicht etwa als Rasse oder als Glaubensgemeinschaft — werden die Juden auch zum Forschungsgegenstand der Rassen- und Vererbungswissenschaft. Wie gegenüber fast jedem bekannten Volk der Erde erhebt sich für die Rassenforschung auch gegenüber dem jüdischen Volke die Frage nach der Zusammensetzung des gegebenen Rassengemisches. Dieses Buch soll eine Lösung dieser Frage dadurch versuchen, daß es die rassische Entstehung und Entwicklung des jüdischen (hebräischen) Volkes von dessen Anfängen in Altpalästina an verfolgt. Der Verfasser glaubt, daß bei solcher Darstellungsweise dem Zweck einer möglichst gemeinverständlichen Darstellung am besten entsprochen werden kann.

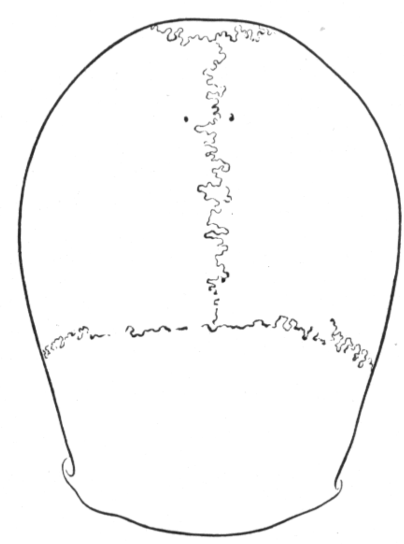
Einiges über Kopf- und Gesichtsmessungen

In diesem Buche kann nicht erörtert werden, in welcher Weise die Rassenforschung zur Aufstellung verschiedener Menschenrassen gelangt. Auch auf das rassenkundliche Meßverfahren kann hier nicht eingegangen werden. Das „Lehrbuch der Anthropologie" (2. Aufl. 1928) von Martin und der von Mollison geschriebene Abschnitt „Technik und Methoden der physischen Anthropologie" im Bande „Anthropologie" (Kultur der Gegenwart, Teil III, Abt. V, 1923) sind hierfür zu nennen.[1] Die im folgenden öfters zu gebrauchenden Bezeichnungen „langköpfig", „schmalgesichtig", „kurzköpfig", „breitgesichtig" (bzw. „langschädlig", „kurzschädlig") bedürfen jedoch auch hier einer kurzen Erläuterung, die ich im Anschluß an meine „Rassenkunde Europas" (3. Aufl. 1929) geben möchte:

Als Langschädel bzw. Langkopf bezeichnet man einen Schädel bzw. Kopf, dessen Längsdurchmesser (Ansicht von oben) den Querdurchmesser beträchtlich übertrifft, als Kurzschädel bzw. Kurzkopf einen, dessen Querdurchmesser dem Längsdurchmesser näher- oder fast gleichkommt, manchmal sogar wirklich gleichkommt. Man mißt größte Länge und größte Breite des Schädels, bzw. am Le-

[1] Eine kurzgefaßte Darstellung des Meß- und Berechnungsverfahrens gibt Martin, Anthropometrie, 1929. Einiges über das Meßverfahren auch bei Günther, „Rassenkunde des deutschen Volkes". Eine kurze Darstellung der wichtigsten Messungen gibt Sullivan, Essentials of Anthropometry. Neuyork 1923.

benden des Kopfes (in bestimmter Weise und in bezug auf bestimmte Schädelebenen) und drückt dann das Quermaß in Prozenten des Längenmaßes aus; die gefundene Prozentzahl heißt Schädel- bzw. Kopf-Index. Ist ein Schädel also ebenso breit wie lang, so stellt er einen sehr ausgesprochenen Kurzschädel mit Index 100 dar. Beträgt die Breite eines Schädels 70% der Länge, so wird er als



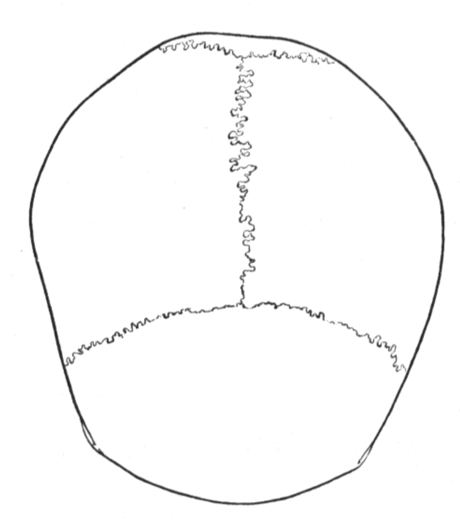
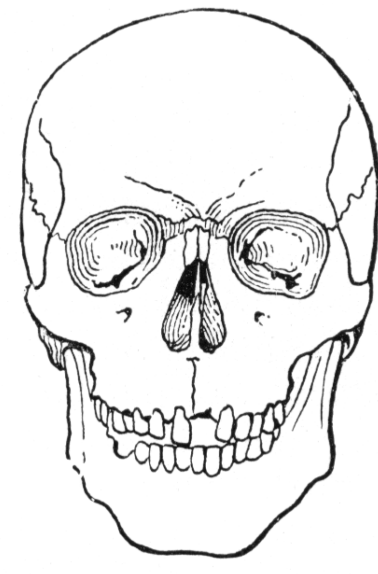


Abb. 1. Langschädel mit Index 72,9 Abb. 2. Kurzschädel mit Index 88,3
(Aus His-Rütimeyer, Crania helvetica)



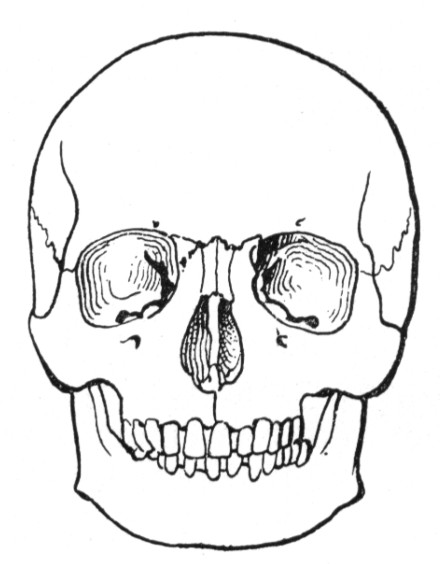


Abb. 3. Schmalgesicht (Index etwa 93,5) Abb. 4. Breitgesicht (Index etwa 83,5)
(Aus v. Hölder, Schädelformen)

Langschädel mit Index 70 bezeichnet. Man zählt Langschädel bis Index 74,9 aufwärts, von 75—79,9 Mittelschädel, von 80 aufwärts Kurzschädel.[1]

[1] Die Maße, die am Kopf des Lebenden gewonnen worden sind, können nicht unmittelbar mit den am Schädel gewonnenen verglichen werden; sie müssen erst umgerechnet werden. Umrechnungstafeln finden sich in der „Rassenkunde des deutschen Volkes".

Über Einzelheiten der Schädelform vermag dieser Längen-Breitenindex nichts auszusagen. Es gibt verschieden gestaltete Langköpfe wie verschieden gestaltete Kurzköpfe.

Die Gesichtsform wird angegeben als das Verhältnis der Gesichtshöhe zur Jochbogenbreite, wobei erstere in Prozenten der letzteren ausgedrückt wird. Die Gesichtshöhe ist (ungenau bezeichnet) die Entfernung der Nasenwurzel auf der Höhe der inneren Haarenden der Augenbrauen vom tiefsten (nicht vordersten) Punkt des Kinns. Die Jochbogenbreite ist der größte äußere Abstand der Jochbögen voneinander. Man nennt die gefundene Prozentzahl (morphologischen) Gesichtsindex und rechnet am Schädel: bis 84,9 aufwärts Breitgesichter, von 85 bis 89,9 Mittelgesichter, von 90 aufwärts Schmalgesichter. Am Kopf des Lebenden nimmt man die Grenzen niedriger: ×—83,9, 84—87,9, 88—×.

Ein höherer Kopfindex zeigt also einen kürzeren Kopf, ein niedrigerer einen längeren Kopf an, während ein höherer Gesichtsindex ein schmäleres Gesicht, ein niedrigerer Gesichtsindex ein breiteres Gesicht anzeigt.

Diese Angaben sind zum Verständnis der folgenden Darlegungen wichtig. Wo weitere Einzelheiten genannt werden, die einer Erklärung durch Angaben über das rassenkundliche Meßverfahren bedürfen, sollen Erläuterungen an Ort und Stelle gegeben werden.

II. Die Bevölkerung Palästinas vor Einwanderung der Hebräer

In der Altsteinzeit scheint die (hauptsächlich im altsteinzeitlichen Mittel- und Westeuropa hervortretende) Neandertalrasse (homo neandertalensis) in Palästina vorgekommen zu sein — ob nur in einzelnen Vertretern oder in größerer Zahl läßt sich heute nicht aussagen.[1] Es ist jedenfalls unwahrscheinlich, daß die spätere Bevölkerung Palästinas, mit ihr das jüdische Volk, irgendwelche erkennbaren Einschläge dieser Rasse erhalten hätte. Welcher Rasse die Jäger und Fischer Altpalästinas zugehörten, deren noch zur Altsteinzeit gehörige Spuren undeutlich erhalten oder aus späterer Überlieferung zu erschließen sind, läßt sich noch nicht bestimmen.

In der Jungsteinzeit, die man für Palästina etwa vom Jahre 10000 v. Chr. ab rechnen kann, treten zum erstenmal für die heutige Forschung deutlicher erkennbare Bevölkerungen auf. Hauptsächlich in Geser (zwischen Jerusalem und der Küste), doch auch an anderen Orten Altpalästinas tritt etwa in der Zeit zwischen 5000 und 2500 eine Bevölkerung von geringer Körperhöhe auf — Kittel[2] gibt für das männliche Geschlecht 1,67 Meter, für das weibliche 1,60 Meter als durchschnittliche Körperhöhe an —, von hagerer Gestalt, durchschnittlich langköpfig, doch nicht so ausgesprochen langköpfig wie die später auftretenden Stämme semitischer Sprache.[3] Christian möchte diese Bevölkerung für eine Menschengruppe westischer Rasse halten, für „am ehesten mediterran".[4]

Der Gesittung (Kultur) nach handelt es sich um eine Bevölkerung, welche mehr Landbau treibt (Getreide, Öl, Wein) als jagt, zum Teil in Höhlen wohnt, das Schwein als Haustier hält und wohl als Opfertier gebraucht,[5] eine Bevölkerung zugleich, welche die Leichenverbrennung ausübt. Um einen Stamm oder Stämme

---

[1] Vgl. Reche, Der fossile Mensch von Galiläa, Vorgeschichtliches Jahrbuch, Bd. I, 1926, S. 128.

[2] Kittel, Geschichte des Volkes Israel, Bd. I, 1923, S. 28.

[3] Vgl. Meinhold, Palästina in der vorkanaanäischen Periode, Korrespondenzblatt d. Deutschen Gesellschaft f. Anthr., Ethnol. u. Urgeschichte, 43. Jahrg., 1912, S. 15.

[4] Christian, Untersuchungen zur Paläoethnologie des Orients, Mitteilungen d. Anthr. Gesellsch. in Wien, Bd. 54, 1924, S. 45.

[5] Vgl. Macalister, A history of Civilization in Palestine, 1921, S. 16.

semitischer Sprache kann es sich, abgesehen vom höheren Wuchs und der betonteren Langköpfigkeit der unvermischten vorgeschichtlichen Semiten, nicht handeln, denn die Semiten treten als Nomaden in die Geschichte ein, als Verächter des Schweins und Gegner der Leichenverbrennung. Auch ist die älteste Schicht der Ortsnamen Palästinas nicht semitisch.

Man hat die Leichenverbrennung der Geserbevölkerung als Anzeichen einer Einwanderung von Stämmen indogermanischer Sprache ansehen wollen. Aber im Kreise der Völker indogermanischer Sprache und überwiegend nordischer Rasse tritt die Leichenverbrennung im größeren Umfange erst in der späten Jungsteinzeit auf, zuerst im donauländischen Kreise der Bandkeramik — nach Schuchhardt[1] im thüringischen Kreise der Schnurkeramik — und breitet sich erst nach etwa 2000 v. Chr. unter den Völkern indogermanischer Sprache aus. Es muß sich in Altpalästina um eine von der indogermanischen Leichenverbrennung unabhängige Sitte handeln.

Schon in der Jungsteinzeit, etwa im 5.—4. Jahrtausend v. Chr., muß in Kleinasien, Mesopotamien und Kaukasien ein Menschenschlag verbreitet gewesen sein, den man vorderasiatische Rasse genannt hat. Nach 3500 v. Chr. scheint diese Rasse als ein mehr oder minder starker Einschlag schon über Syrien-Palästina nach Ägypten gereicht zu haben, um 3000 v. Chr. nach Cypern, Kreta und Griechenland,[2] später in der frühen Bronzezeit nach Süditalien, Nordwestafrika und Spanien. Meyer findet schon im 4. Jahrtausend v. Chr. einen „semitischen Typus"[3] auf ägyptischen bildlichen Darstellungen vertreten; als „semitischer Typus" erscheint dem Abendländer aber in der Regel ein der Rasse nach vorderasiatischer oder vorderasiatisch-orientalisch gemischter Mensch: beide Rassen sollen im folgenden beschrieben werden! In Palästina treten schon in der Jungsteinzeit Kurzköpfe auf, die kaum einer anderen als der vorderasiatischen Rasse zugeschrieben werden können.

Nach jungsteinzeitlichen Funden, die 1924 in Ägypten gemacht wurden, möchte man fast annehmen, einzelne Vorstöße der vorderasiatischen Rasse hätten Ägypten schon um 5000 v. Chr. erreicht. Man hat bei Badari (oberhalb Assiut) und dann in der Wüste nördlich Fayum Spuren einer dort nicht einheimischen Bevölke-

---

[1] Schuchhardt, Die Anfänge der Leichenverbrennung, Sitzungsberichte d. Preuß. Akad. d. Wissenschaften, Bd. 26, 1920.

[2] Vgl. auch Günther, Rassengeschichte des hellenischen und des römischen Volkes, 1928.

[3] Eduard Meyer, Geschichte des Altertums, Bd. I, 1926, S. 378.

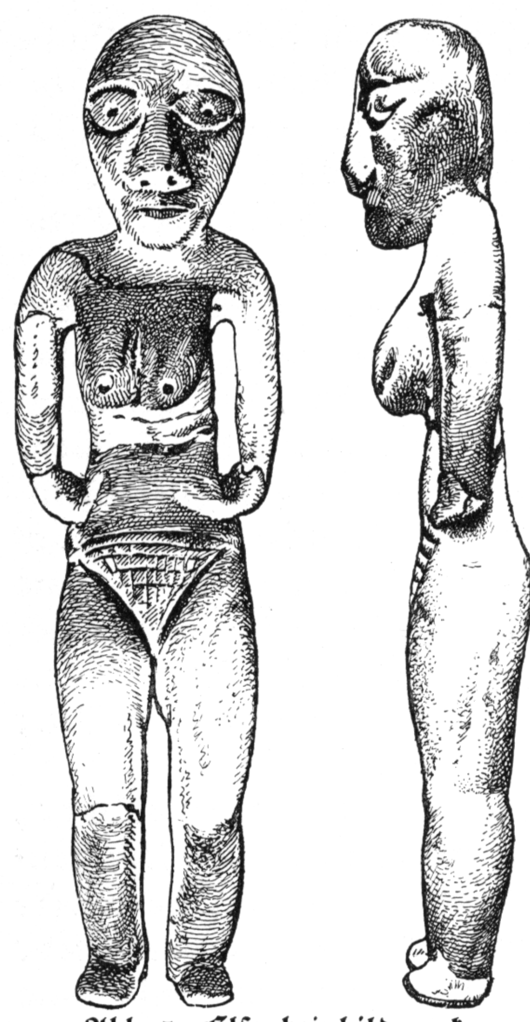


Abb. 5. Elfenbeinbildwerk der Badari-Kultur
5000 v. Chr. (nach Peake und Fleure)

rung aufgedeckt, die wahrscheinlich aus Palästina eingewandert war.[1] Einer der Funde, ein Elfenbeinbildwerk, stellt ein Weib mit leiblichen Merkmalen der vorderasiatischen Rasse dar (Abb. 5). Das steil abfallende Hinterhaupt, kennzeichnend für diese Rasse, könnte sich auch aus dem Zweck oder der Anbringung oder Aufstellung des Bildwerkes erklären, die Gesichtszüge aber gehören keinesfalls dem üblichen Menschenbilde Altägyptens an. Man muß in dieser Elfenbeinschnitzerei vielleicht doch die älteste Darstellung vorderasiatischer Rassenmerkmale erblicken, die erhalten geblieben ist. Beziehungen der altägyptischen Bevölkerung zu Vorderasien sind für Ägypten und das 5. vorchristliche Jahrtausend auch durch Töpfereiwaren bezeugt, die von Syrien her auf dem Handelswege eingeführt worden waren.[2]

a) Die vorderasiatische Rasse

Vorbemerkung zu den Abbildungen:

Bei den Bilderklärungen bedeutet K (oder Sch): Kopfindex (bezw. Schädelindex); G: Gesichtsindex; A: Augenfarbe; H: Haarfarbe

Farbbezeichnungen sind aber nur angegeben, wo das Bild die wirklichen Farben nicht erkennen läßt. Bei Bildern von Lebenden ist der Name nur angegeben, wenn es sich um einen durch andere Abbildungen schon hinreichend bekannten Dargestellten handelt. Für alle Bilder gilt, daß die ihnen beigegebene Rassenbezeichnung sich nur auf die auf dem Bilde sichtbaren Züge bezieht. Die Bilder sollen auch weniger Aussagen über den betreffenden Dargestellten sein als Beispiele zur Kennzeichnung von Rassenmerkmalen. (Über die Gewinnung neuer Bilder für dieses Buch siehe Vorwort!)

Diese Rasse wird auch öfters als armenoide Rasse bezeichnet, weil sie heute innerhalb des armenischen Volkes am reinsten bewahrt erscheint; sie ist auch wegen ihrer starken Verbreitung im

[1] Vgl. Peake und Fleure, Peasants and Potters, 1927, S. 56 und S. 141.

[2] Peake und Fleure, a. a. O., S. 71, 72 und 76.

assyrischen Volke als assyroide Rasse, dann auch als alarodische, kappadokische, protoarmenische und hettitische Rasse bezeichnet worden; Reche hat sie taurische Rasse (homo tauricus) genannt nach einem Gebiete, in dessen Bevölkerung sie auch heute noch stark vorwiegt; auch die Bezeichnung „kaukasische Rasse" (die nicht zu Verwechslungen mit der gleich benannten Rasse Blumenbachs verleiten sollte!) ist nach einem Gebiete stärksten Vorwiegens des betreffenden Menschenschlags gewählt.[1]

Die vorderasiatische Rasse ist mittelgroß, dabei untersetzt, kurzköpfig mit steilem, wie abgehackt wirkendem Hinterhaupt, mittel-

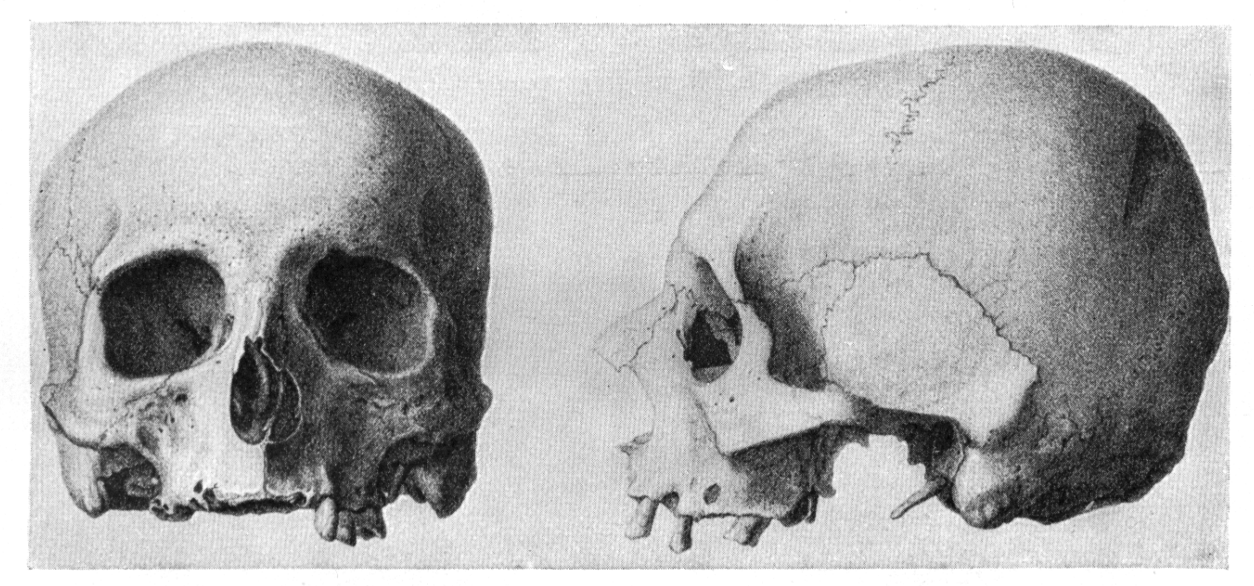


Abb. 6. Schädelbruchstück aus Kleinasien. Vorderasiatische Rasse
(Aus Quatrefages und Hamy, Crania ethnica)

breitem Gesicht mit stark herausspringender, massig wirkender Nase, die sich im Knorpelteil nach unten biegt oder krümmt und gegen unten fleischig endet. Die fleischigen Nasenflügel sind hoch angesetzt, oft als ob sie nach oben seitlich zurückgezogen wären; die Nasenscheidewand (septum) reicht weiter nach unten als die Nasenflügel, so daß von ihr viel mehr zu sehen ist als bei anderen Rassen. Die Lippen sind ziemlich fleischig, die Unterlippe tritt weiter hervor als die Oberlippe und hat oft etwas Herabhängendes oder Vorstehendes, so daß gelegentlich zusammen mit der fleischig heraushängenden Nase ein Zug entsteht, der die volkstümliche Kennzeichnung „er (oder sie) beißt sich in die Nase" erfahren hat. Die Mundspalte ist ziemlich breit, manchmal auffällig breit. Bei den Erwachsenen ist meistens die Nasenlippenfalte, eine Falte, die

[1] Die Bezeichnung „Kaukasische Rasse" findet sich bei Hüsing, Völkerschichten in Iran, Mitt. d. Anthr. Ges. Wien, Bd. 46, 1916, S. 211; dann bei Kraitschek, Rassenkunde, 1924.

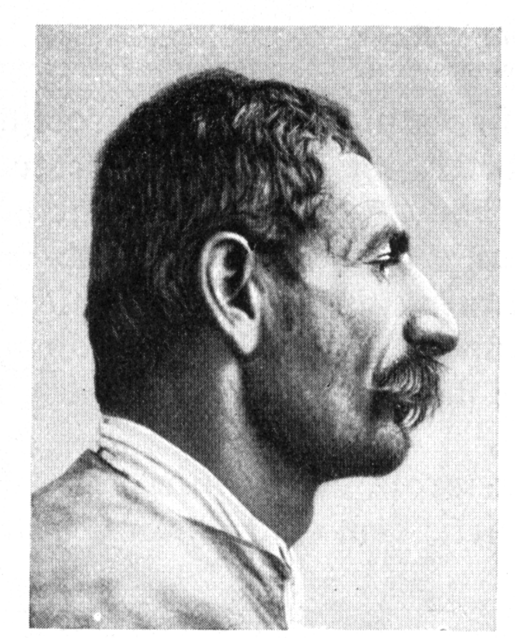
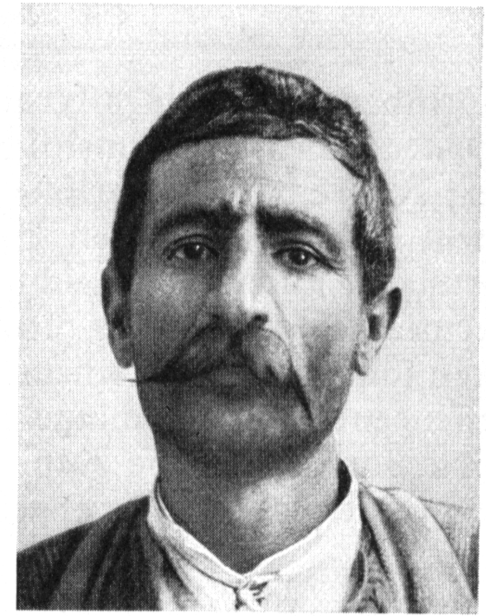



Abb. 7 a, b. Armenier. Vorderasiatisch




Abb. 8 a, b. Armenier. Vorwiegend vorderasiatisch — mit gering. oriental. Einschlag

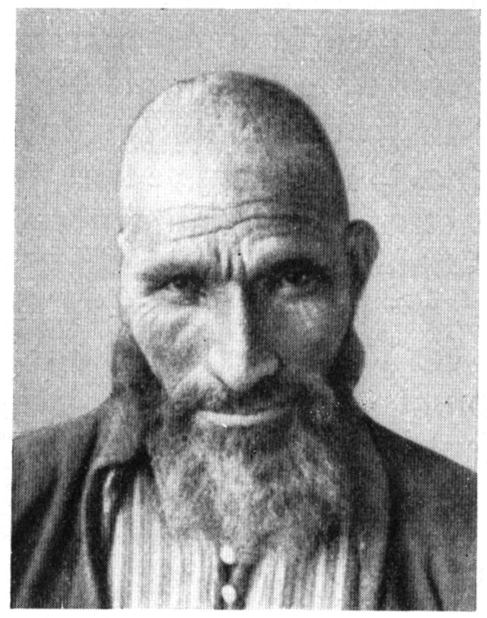
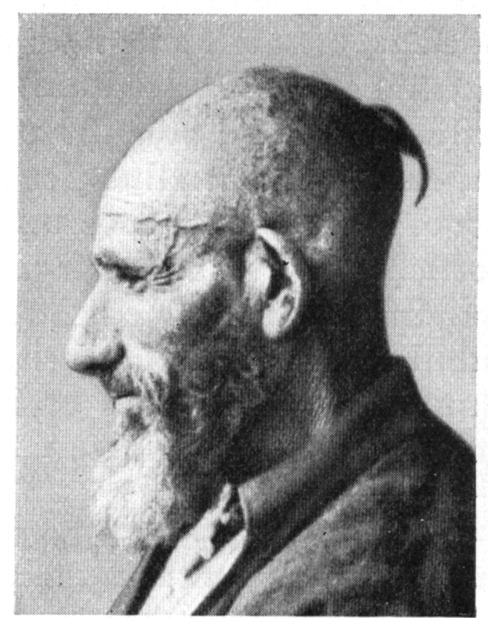



Abb. 9 a, b. Jverveken. Vorderasiatisch
(6 Bilder nach Petersen-Luschan, Reise in Lykien)

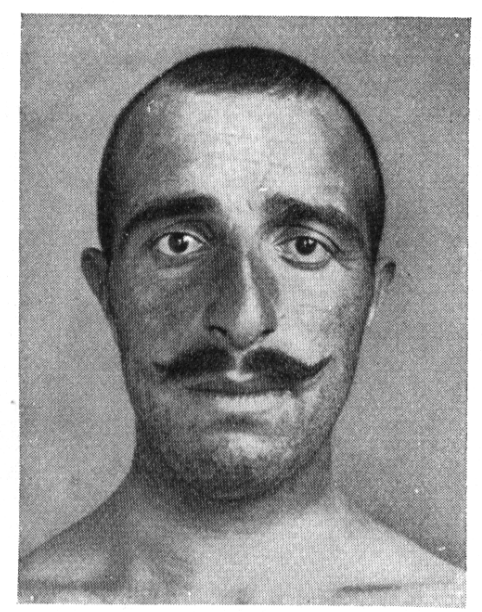


Abb. 10. Imeretiner aus Kutais
(Aufn. Anthrop. Inst., Wien)

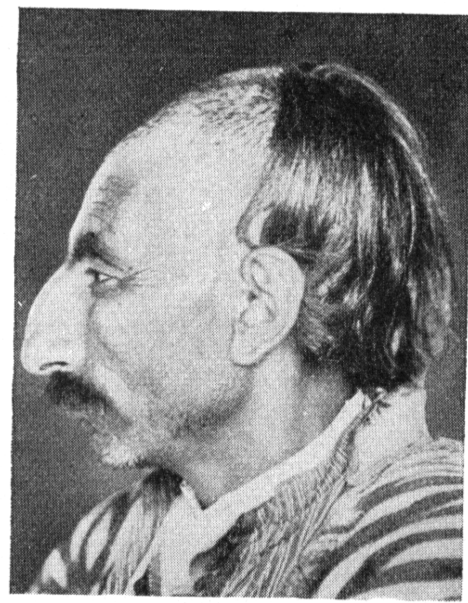


Abb. 11. Armenier aus Aintaab (Syrien)
(Aufn. Prof. v. Luschan)



Abb. 12. Rußland. Fürst Bagration,
aus armen. Adel. Die Rassenzüge erscheinen
deutlicher nach Verdecken der Uniform

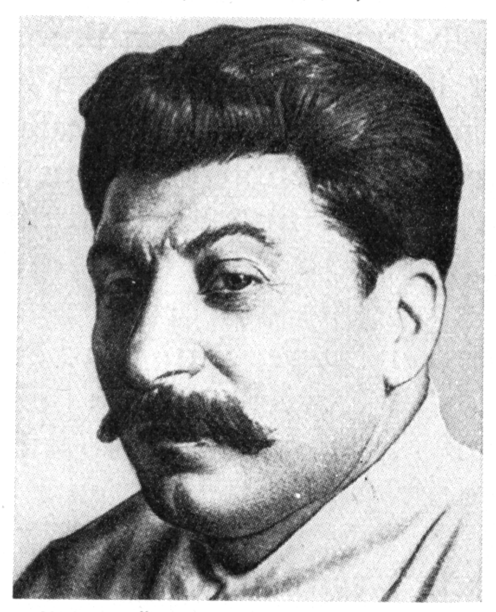


Abb. 13. Kaukasus. Grusiner Stalin,
Oberhaupt der kommunistischen Partei
in Sowjetrußland



Abb. 14. Armenische Tänzerin Ohaniau
(Aufn. Hoppe)



Abb. 15. Kaukasus. Georgierin
Aus einer rassenkundlichen Sammlung

Vorderasiatisch und vorwiegend vorderasiatisch

von den Nasenflügeln bis seitlich gegen die Mundwinkel führt, tiefer eingegraben als bei anderen Rassen. Die Mundwinkel wirken öfters wie leicht eingekniffen oder so, als ob sie etwa mit einer Bleistiftspitze nach innen gedrückt worden wären.

Das Kinn ist im Vergleich mit den europäischen Rassen oft niedriger gebaut und tritt weiter zurück, so daß eine von der Oberlippe bis zum vordersten Punkte des Kinns nach unten hin zurückführende Linie für die Seitenansicht des vorderasiatischen Kopfes bezeichnend ist. Die Jochbogen führen vom Ohre her mehr nach abwärts als bei anderen Rassen.

Die Ohren sind ziemlich groß und fleischig.

Das Haar ist braun oder schwarz, meist lockig, öfters anscheinend auch gekräuselt; die Augen sind braun, die Hautfarbe bräunlich. Körperbehaarung und Bartwuchs sind sehr stark. Die Augenbrauen sind dicht und häufig über der Nase zusammengewachsen (Synophris).[1]

Die vorderasiatische Rasse neigt — anscheinend besonders im weiblichen Geschlecht — zu Beleibtheit, zu Fettauflagerung auf dem Nacken und den Schultern und zu Doppelkinnbildung.

Die seelischen Eigenschaften der vorderasiatischen Rasse lassen sich heute am besten innerhalb derjenigen Völker erforschen, denen ein starker Einschlag dieser Rasse eigen ist, so z. B. bei Neugriechen, Türken, Juden, Syriern, Armeniern und Neupersern. Man hat der vorderasiatischen Rasse einen besonderen Handelsgeist zugeschrieben, eine „besondere Gewandtheit im Handel und Verkehr".[2] Weißenberg nennt Armenier, Neugriechen und Juden „geriebene Händler".[3] Es scheint auch, als ob diese händlerischen Fähigkeiten innerhalb der Völker mit vorderasiatischem Einschlag um so stärker hervorträten, je reicher ihr Gehalt an vorderasiatischer Rasse ist. v. Luschan führt bei Erörterung der „bekannten Geschäftstüchtigkeit" der Juden in seinem Alterswerke „Völker, Rassen, Sprachen" (1922) aus, dieser Zug komme durchaus nicht nur den Juden zu, sondern vor allem auch Neugriechen und Armeniern: „Das erhellt schon daraus, daß im ganzen Orient in vorwiegend von Griechen und Armeniern bewohnten Städten die Juden nur schwer oder niemals Fuß fassen kön-

[1] Goethe, Dichtung und Wahrheit, 9. Buch, bezeichnet einen Menschen, dessen Brauen über der Nase zusammenstießen, als Räzel. Im rassenkundlichen Schrifttum findet man öfters die Erscheinung zusammengewachsener Brauen — nicht also den so gekennzeichneten Menschen — als Räzel angeführt.

[2] Lenz in Baur-Fischer-Lenz, Menschliche Erblichkeitslehre und Rassenhygiene, Bd. I, 1927, S. 537.

[3] Weißenberg, Zur Sozialbiologie und Sozialhygiene der Juden, Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie, Bd. 19, Heft 4, 1927, S. 404.



Abb. 16. Armenierin
Vorwiegend vorderasiatisch mit nordischem Einschlag
(Aufn. Hoppe, London)



Abb. 17. Türkin
Nordisch-vorderasiatisch



Abb. 18. Schweden. Schauspielerin
(Jüdin?)



Abb. 19. Kurdin
Rotblond, blauäugig, nordischer Einschlag
(Aufn. Spada. Aus d. Münch. Ill. Presse)

Vorderasiatisch und vorwiegend vorderasiatisch

nen. Der Volkswitz drückt das in drastischer Weise so aus, daß gesagt wird, auf sieben Juden gehe erst ein Grieche und auf sieben Griechen erst ein Armenier, was besagen soll, daß ein Armenier 49mal so schlau und geschäftstüchtig sei als ein Jude." — Erscheint so der Armenier als der schlaueste und geschäftstüchtigste, so stellt sich das armenische Volk rassenkundlich auch als das Volk mit dem stärksten Vorwiegen vorderasiatischer Rasse dar.

Die Auswirkung ihres besonderen Handelsgeistes wird bei der

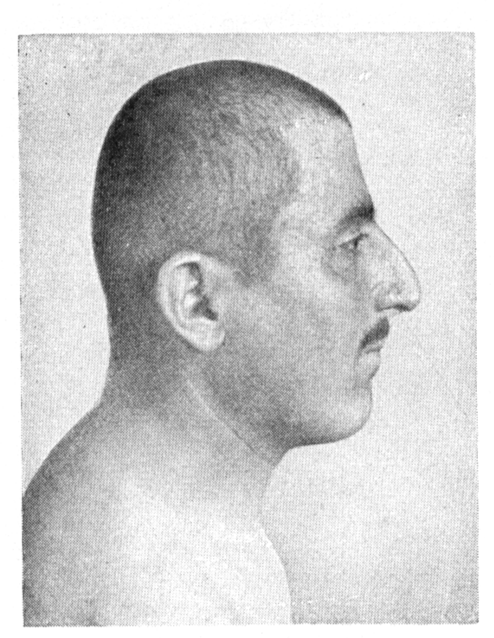


Abb. 20. Armenier
Nach Weninger. K: 91,46; G: 89,29
(Aufn. Anthr. Inst., Wien)

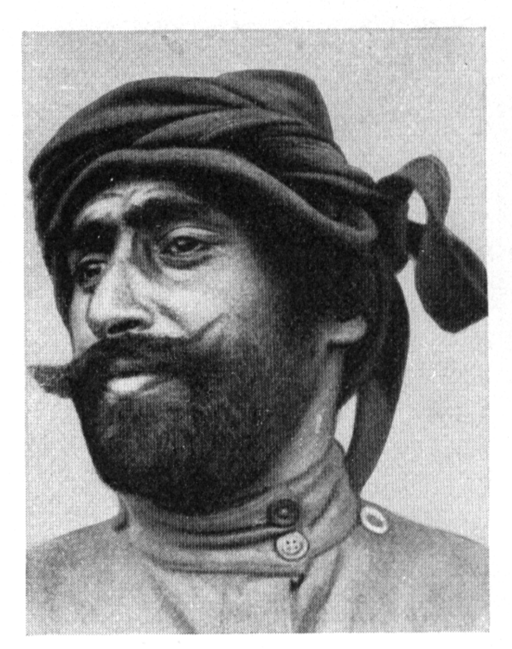


Abb. 21. Grusiner
Einschlag der orientalischen Rasse
(Aufn. Stiehl)

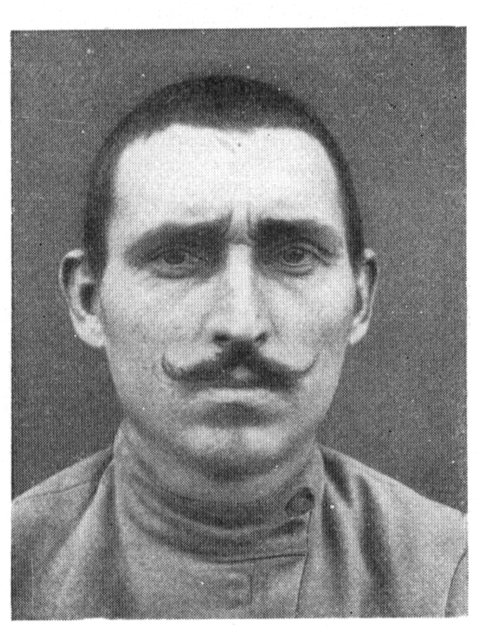


Abb. 22. Bessarabier
(Aufn. Lenz
aus Baur-Fischer-Lenz)



Abb. 23. Algerier
Soldat im franz. Heere
Oriental. und negerischer Einschlag

Vorderasiatisch und vorwiegend vorderasiatisch

vorderasiatischen Rasse gefördert durch einen geschmeidigen Verstand, durch ausmalende Beredsamkeit, eine ausgesprochene Gabe, ja einen Eifer zur Einfühlung in fremdes Seelenleben, zur Berechnung der Menschen und Zustände und eine Fähigkeit zur Auslegung und Umdeutung fremder Geistesgüter. Daher der Ausdruck abwägender Bereitschaft, der oft vorderasiatischen Gesichtern eigen ist oder sich sogar der ganzen Leibeshaltung und dem Auftreten vorderasiatischer Menschen mitteilt. Von armenischen Kriegs-



Abb. 24. Türkische Staatsmänner. Von links nach rechts: vorwiegend ostisch (alpin) mit geringem vorderasiatischem Einschlag; vorwiegend vorderasiatisch; vorwiegend vorderasiatisch mit geringem nordischem (?) Einschlag (Aufn. Wide World Photos)

gefangenen hat Stiehl berichtet: „Weniger tatkräftige Unternehmungslust als vorsichtige Zurückhaltung, weniger Selbstvertrauen als listiges Abwägen sprechen aus ihren Zügen."[1] Lenz möchte sich das seelische Wesen der vorderasiatischen Rasse als Ergebnis eines besonderen Auslesevorgangs erklären, wenn er schreibt: „Die vor-

[1] Stiehl, Unsere Feinde, Charakterköpfe aus deutschen Gefangenenlagern, 1916.

derasiatische Rasse ist weniger auf Beherrschung und Ausnützung der Natur als auf Beherrschung und Ausnützung der Menschen gezüchtet."[1]

Dieser Zug zur „Ausnützung der Menschen" bewirkt es aber, daß Gruppen überwiegend vorderasiatischer Rasse oder vorwiegend vorderasiatische Einzelmenschen immer wieder aus den Gebieten vorwiegend vorderasiatischer Rasse ausgewandert sind und sich, zumeist als Händler und am liebsten in städtischer Umwelt, unter Bevölkerungen anderer Rassenzugehörigkeit niedergelassen haben. So leben die Armenier, dieses am meisten vorwiegend vorderasiatische Volk, außer in Armenien über die ganze Erde zerstreut. v. Luschan berichtet, daß von den vier oder fünf Millionen Armeniern fast die Hälfte in der Zerstreuung wohne; die zerstreut wohnenden Armenier hätten es aber „bei ihrer sprichwörtlichen Verschlagenheit" immer verstanden, sich den statistischen Zählungen der Staaten, in denen sie wohnen, zu entziehen. „Man findet sie zu Zehntausenden in Ungarn, Galizien, Siebenbürgen, zu Hunderttausenden in Kleinasien und in Konstantinopel, in großen Kolonien in Paris und in London, neuerdings auch in Berlin und in Neuyork, wo sie ein eigenes Stadtviertel bewohnen, und selbst nach China und Indien hat sie ihre Habgier geführt."[2] Dabei ist den Armeniern wie den anderen Völkern oder Volksteilen überwiegend vorderasiatischer Rasse eine besondere Zähigkeit eigen gegenüber den widrigsten Umweltverhältnissen.

Eine Begabung für Schauspielkunst und vor allem für Tonkunst ist für die vorderasiatische Rasse bezeichnend, ferner eine Neigung zu berechnender Grausamkeit, die sich in der Geschichte der (späteren, an nordischer Rasse verarmten) Perser wie in der armenischen und türkischen Geschichte, überhaupt der ganzen Geschichte Vorderasiens und so auch in vielen Zügen der Erzählungen in „Tausend und eine Nacht" verrät. Lenz hat auf Shakespeares Shylock hingewiesen, in welchem diese „wollüstige Grausamkeit" aufs äußerste gesteigert gezeichnet worden sei. Öfters ist die kalte Grausamkeit geschildert worden, mit der armenische Händler ihr Opfer ausbeuten.

Fähigkeiten zum Staatsaufbau und zur Staatserhaltung scheinen der vorderasiatischen Rasse zu fehlen, soweit sich ein eine über-

---

[1] Lenz in Baur-Fischer-Lenz, a. a. O. S. 537/38.

[2] v. Luschan, Völker, Rassen, Sprachen, 1922, S. 141. — Vgl. auch Kant, Anthropologie, Zweiter Teil, C: „Unter... den Armeniern herrscht ein gewisser Handelsgeist von besonderer Art, nämlich durch Fußwanderungen von Chinas Grenzen aus bis nach Cap-Corso an der Guineaküste Verkehr zu treiben."


Abb. 25. Albert Ballin,
1857—1918. Generaldirektor der Hapag

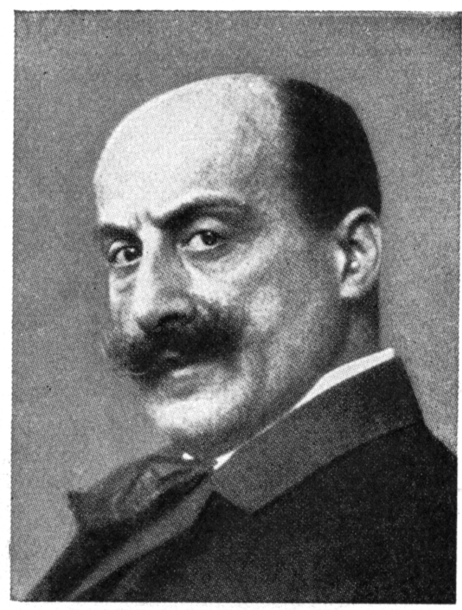

Abb. 26. Max Liebermann,
geb. 1847, Maler


Abb. 27. Daniel Sanders,
1819—1897. Sprachwissenschafter


Abb. 28. Jüdischer Schriftsteller

Juden aus Deutschland
Vorderasiatisch und vorwiegend vorderasiatisch

wiegend vorderasiatische Bevölkerung umschließender oder ein von vorwiegend vorderasiatischen Menschen geleiteter Staat in besonderer Lage nicht durch seine Handelsbeziehungen und den durch sie erworbenen Reichtum als eine Macht durchzusetzen vermag. Von den Armeniern urteilt v. Luschan: „Es hat wohl niemals ein Volk gegeben, das politisch ebenso töricht war und ebenso unfähig, sich selbst zu regieren oder von anderen beherrscht zu werden wie die Armenier." Die großen und dauerhaften Staatsgründungen im Gebiete überwiegender vorderasiatischer Rasse sind hauptsächlich



Abb. 29. Emil Guggenheimer,
1860—1926. Industrieführer

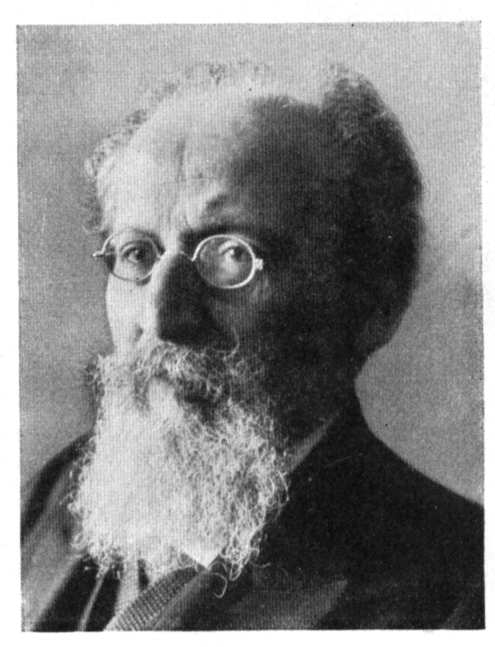


Abb. 30. Eduard Bernstein,
geb. 1850. Soz. Schriftsteller

Juden aus Deutschland



Abb. 31
Oberitalien

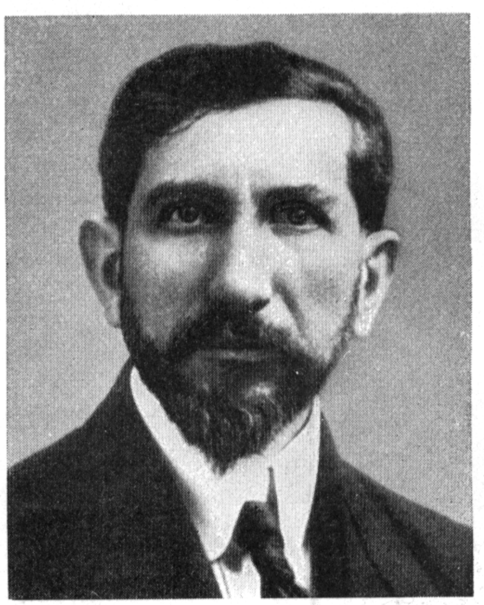


Abb. 32. Frankreich. Charles Maurras,
geb. 1868. Schriftsteller (Action française)

Vorwiegend vorderasiatisch

von Stämmen nordischer Rassenherkunft ausgegangen, wie ich in meiner „Rassenkunde Europas" (3. Aufl. 1929) zu zeigen versucht habe.

Sind die staatsbildenden Fähigkeiten der vorderasiatischen Rasse gering, so ist die Neigung und Fähigkeit zur Bildung von Glaubensgemeinschaften und mehr oder minder geheimer halb religiöser, halb politischer Gemeinschaften kennzeichnend für ganz Vorderasien. Ich habe in „Rasse und Stil" (2. Aufl. 1928) ausgeführt,

wie beim Zusammenstoß und nach Kreuzung der vorderasiatischen mit der nordischen Rasse — und zwar nur auf dem Gebiete von Vorderasien bis Indien, wo ein solcher Zusammenstoß stattfand — auf Grund nordischer Gestaltungskraft und der kennzeichnend vorderasiatischen Neigung zum Verkündertum und zur Glaubensausbreitung die großen „geoffenbarten" Glaubenslehren entstehen, wie aber Einzelzüge solchen Verkündertums sich auch im Abendlande immer wieder bei vorderasiatisch-nordischen oder nordisch-vorderasiatischen Menschen finden. Im gleichen Buche habe ich einen Zug zu erweisen versucht, der sich nach Schwinden der nordischen Rasse und bei gleichzeitigem Zunehmen der vorderasiatischen Rasse bei den späten (entnordeten) Hellenen wie bei den späten (entnordeten) Persern und Indern und ebenso bei anderen Völkern Vorderasiens findet, einen Zug, der — wie auch Clauß, Von Seele und Antlitz der Rassen und Völker (1928) bestätigt — offenbar dem seelischen Wesen der vorderasiatischen Rasse entspricht: glückt es der vorderasiatischen Seele nicht, sich in einer — für das Empfinden anderer Rassen widrig-zweideutigen — Weise, etwa wie der persische Dichter Hafis, zwischen Sinnlichem und Übersinnlichem zu wiegen, so bleibt ihr nur entweder das eine oder das andere. Die von Oldenberg für die Geschichte der Völker semitischer Sprache als kennzeichnend erwähnte „Verquickung von Heiligtum und Bordell"[1] entspricht ebenso wie die geschlechtliche Sinnlichkeit der Ischtar-Verehrung bei den Babyloniern, der Anahita-Verehrung bei den (späten, entnordeten) Persern und der Aphrodite-Verehrung bei den (späten, entnordeten) Hellenen einer Möglichkeit der vorderasiatischen Rassenseele, sowie andererseits die Erstickung der Sinne, die Askese, eine Möglichkeit dieser Rassenseele darstellt.

Zügellose Lust am „Fleische" ist innerhalb der vorderasiatischen Rasse ebenso möglich wie Abtötung des „Fleisches". Die Betonung eines — von anderen Rassen nicht empfundenen oder für sie ziemlich bedeutungslosen — Zwiespalts zwischen „Fleisch" und „Geist" ist immer wieder von Vorderasien ausgegangen.[2]

In „Rasse und Stil" (2. Aufl. 1928) habe ich an Beispielen hellenistischer Kunstgestaltung und Beispielen verschiedener morgenländischer Glaubensgestaltungen eine Neigung der vorderasiatischen Rassenseele, die kennzeichnende Neigung zum Sichhineinsteigern

[1] Oldenberg, Religion des Veda, 1917.

[2] Rassenseelische Einwirkungen solcher Art auf die hellenische Gesittung untersucht Kynast, Apollon und Dionysos. Nordisches und Unnordisches innerhalb der Religion der Griechen. 1927.



Abb. 33. Jude aus Rußland. Leviné, kommunist. Führer, standrechtlich erschossen 1919



Abb. 34. Jude aus Ungarn. Heinrich Groß, 1835—1910, Rabbiner



Abb. 35. Jude aus Deutschland, Schriftsteller

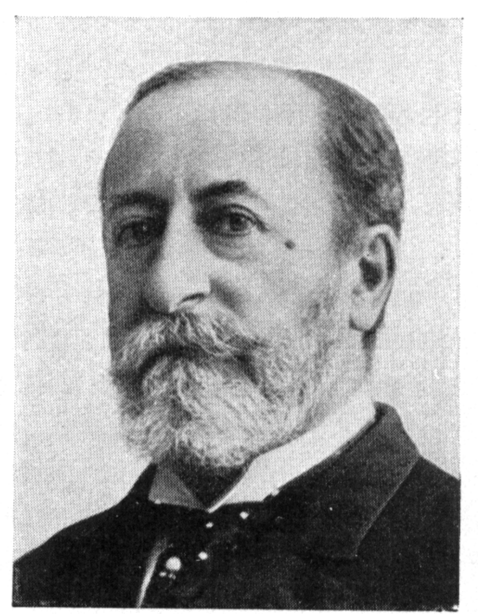


Abb. 36. Jude aus Frankreich. Saint Saëns, 1835—1921, Tonsetzer

Vorderasiatisch und vorwiegend vorderasiatisch

erwähnt: Menschen vorderasiatischer Rasse vermögen es, sich in ihre Empfindungen hineinzusteigern, halb von diesen getrieben, halb sich selbst antreibend: rasende Freudenausbrüche sind ebenso wie rasende und dabei berufsmäßige Totenklagen Auswirkungen der vorderasiatischen Rassenseele, so wie diese Rassenseele in der expressionistischen Kunst der jüngsten Vergangenheit, in vielen Leistungen jüdischer Schauspieler, Rechtsanwälte, Redner und Prediger ihren Zug des Sichhineinsteigerns erkennen läßt. Ein Wille zur seelischen Macht über Gemeinschaften durch Sichhineinsteigern in

seine Empfindungen bei gleichzeitiger leidenschaftlicher Einfühlung in fremdes Seelenleben erfüllt viele Menschen vorderasiatischen Wesens, welche schließlich für die solchen Einwirkungen zugänglichen Menschen eine hinreißende Macht erlangen können. Der Genuß der Macht über Gemeinschaften, welche sie durch Einfühlung und Sichhineinsteigern um sich gebildet haben und als „Agitatoren" und Verkünder fortzureißen verstehen, scheint geradezu einen der höchsten Augenblicke vorderasiatischer Menschen auszumachen.

Eine eingehende Schilderung der vorderasiatischen Rassenseele oder doch gewisser Seiten vorderasiatischen Wesens, vor allem der im Glaubensleben wirksamen Seiten, hat — mit den Mitteln einer phänomenologischen Psychologie und in tief greifender Weise — Clauß gegeben in seinem Buche „Von Seele und Antlitz der Rassen und Völker" (1928), auf das hier zu verweisen ist.

Vergleicht man die Schilderung der vorderasiatischen Rassenseele durch Clauß mit den weiter oben angeführten Darlegungen, so zeigt sich, daß entweder Clauß die dem Glaubensleben zugewandte Seite vorderasiatischen Wesens gegenüber dessen ganzem Umfang zu sehr in den Vordergrund seiner Betrachtung gerückt hat, oder aber, daß die verschiedene Betrachtungsweise sich dadurch ergeben hat, daß die verschiedenen Betrachter jeweils eine etwas anders geartete Auslese aus der vorderasiatischen Rasse ins Auge gefaßt hatten. Ich vermute nämlich, daß sich innerhalb der vorderasiatischen Rasse zwei rassenseelisch (und leiblich?) etwas verschieden geartete Schläge unterscheiden lassen werden, zwischen beiden dann allerlei vermittelnde Übergänge: ein mehr bodenständiger bäuerlicher Schlag einerseits von einem mehr freizügigen händlerischen Schlag andererseits, jener mehr bei den anatolischen Türken, bei einem Teil der Perser und bei den in Armenien ansässigen Armeniern vertreten, dieser mehr bei den außerhalb Armeniens zerstreut wohnenden Armeniern und den im Abendlande zerstreut wohnenden Juden vertreten. Clauß scheint mehr den bäuerlichen Schlag, andere Betrachter scheinen mehr den händlerischen beschrieben zu haben. Das Auftreten beider Schläge — gegenüber einer vermittelnde Übergänge vertretenden Mehrheit — innerhalb der vorderasiatischen Rasse würde weitere Möglichkeiten der Ausgestaltung vorderasiatischen seelischen Wesens andeuten.

Allerlei Bilder von Teufeln und Unholden, von „mephistophelischen" Gestalten zeigen an, daß die abendländischen Völker mit



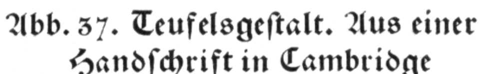


Abb. 37. Teufelsgestalt. Aus einer Handschrift in Cambridge



Abb. 38. Der Geist der Bösen. Steinbildwerk vom Notre Dame in Paris

mit Gesichtszügen der vorderasiatischen Rasse
(Nach Wright, A history of Caricature and Grotesque)

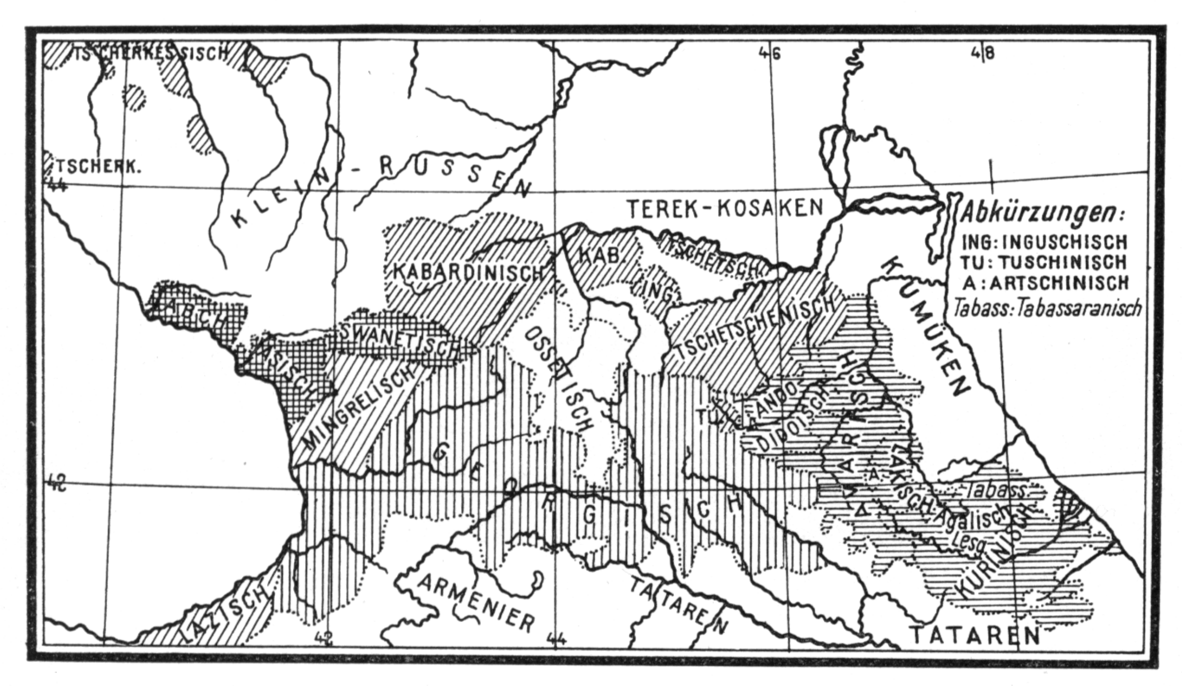
den Zügen der vorderasiatischen Rasse die Vorstellung von „teuflischen" Zügen seelischen Verhaltens verbunden haben müssen und — wie manche bildliche Darstellungen oder Bühnenmasken unserer Zeit erweisen — zum Teil heute noch verbinden. Dabei fällt auf, daß für die abendländischen Anschauungen solche Züge seelischen Verhaltens mit dem Gesichtsausdruck der der vorderasiatischen Rasse nahestehenden dinarischen Rasse nicht verbunden erscheinen (Abb. 37 u. 38).

Es ist oben öfters erwähnt worden, daß sich vorderasiatisches Wesen auch, ja hauptsächlich innerhalb der Völker semitischer Sprache ausgewirkt habe. Der rassenkundlich weniger oder nicht belehrte abendländische Beschauer neigt auch immer dazu, in den leiblichen und seelischen Zügen der vorderasiatischen Rasse etwas „Semitisches" oder gar „das Semitische" zu sehen. Dieser — Rasse und Volkstum verwechselnde — Fehlschluß ist dadurch bedingt, daß viele Juden, wie sie der Abendländer in seinen Städten beobachtet, Züge der vorderasiatischen Rasse tragen oder auch als vorwiegend vorderasiatisch anzusprechen sind, und daß die Juden oder doch ihre morgenländischen Vorfahren ihrer ursprünglichen Sprache, dem Hebräischen, und auch ihrer in Palästina später übernommenen Sprache, dem Aramäischen, nach zu den Völkern semitischer Sprache zu rechnen sind. Aber auch bei heutigen Syriern und

Arabern ebenso wie bei arabisch sprechenden Nordafrikanern unserer Tage erscheinen immer wieder Züge der vorderasiatischen Rasse.

Dennoch bestand ursprünglich (und besteht in rassenseelischer Hinsicht auch heute noch) kein Zusammenhang zwischen der vorderasiatischen Rasse und den semitischen Sprachen. Diese sind vielmehr ursprünglich von einer ganz anderen, der später zu beschreibenden orientalischen Rasse verbreitet worden, deren rassenseelischem Wesen sie auch allein entsprechen.

So darf man sich also auch diejenige überwiegend vorderasiati-



Karte 1. Das Gebiet der kaukasischen Sprachen
(Nach Schmidt, Sprachfamilien)

sche Bevölkerung des 5. und 4. Jahrtausends v. Chr., welche von den Kaukasusländern her ganz Vorderasien mit Syrien und Palästina durchdrungen hatte und nach Ägypten sowie in die Balkanländer eindrang, nicht als Stämme semitischer Sprache vorstellen. Der vorderasiatischen Rasse kommen, wie v. Luschan als erster bemerkt hat, ursprünglich die Sprachen zu, die man als kaukasische oder alarodische bezeichnet hat. Das Gebiet kaukasischer Sprachen muß in vorgeschichtlicher Zeit große Teile Vorderasiens umfaßt haben. Das Elamische, gesprochen im Reiche Elam am unteren Tigris mit der Hauptstadt Schuschun (Susa), eine Sprache, die seit dem 2. Jahrtausend v. Chr. und bis zum 4. Jahrhundert v. Chr. bezeugt, vielleicht aber erst im 10. Jahrhundert n. Chr. gänzlich ausgestorben ist — dieses Elamische gehört zum kaukasischen Sprachstamm.

Im 2. Jahrtausend v. Chr. haben überwiegend nordrassische Stämme ihre indogermanischen Sprachen weiten Gebieten Vorderasiens als Herrenschichten nordisch-vorderasiatisch geschichteter Völker und Stämme übermittelt und so die kaukasischen (alarodischen) Sprachen verdrängt. Heute herrschen kaukasische Sprachen nur noch auf dem verhältnismäßig kleinen Gebiete, welches durch die Karte I veranschaulicht werden soll. Die Rasse aber, welche in sich den kaukasischen Sprachstamm ausgebildet hat und deren seelischem Wesen — wie Erbt in seiner „Weltgeschichte auf rassischer

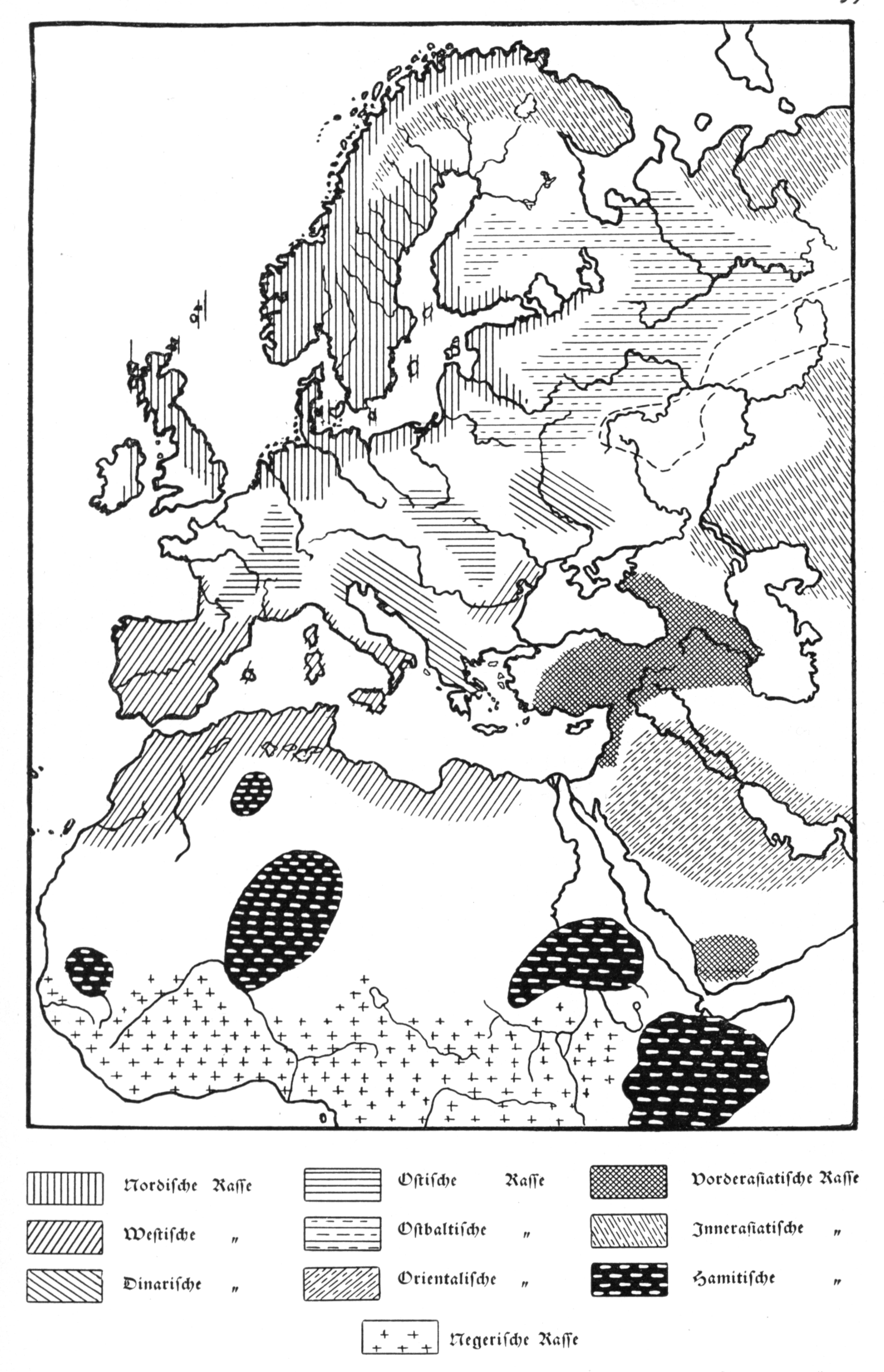


Abb. 30. Kurden. Vorwiegend vorderasiatisch — die beiden rechts mit nordischem Einschlag?
(Aufn. Spada. Aus der „Münchner Illustrierten Presse")

Grundlage" (1925) darzulegen versucht hat — dieser kaukasische Sprachstamm entspricht, nämlich die vorderasiatische Rasse ist weit über das heutige Gebiet kaukasischer (alarodischer) Sprachen hinaus verbreitet.

In der „Rassenkunde Europas" (3. Aufl. 1929) habe ich die heutige Verbreitung der vorderasiatischen Rasse wie folgt angegeben: Von ihrem Hauptgebiete, dem Kaukasus her, reicht die vorderasiatische Rasse als mehr oder minder deutliche Beimischung nicht nur gegen Osten bis nach Indien und Innerasien, sondern auch gegen Westen und Nordwesten; sie findet sich außer im Rassengemische des jüdischen Volkes und der Zigeunergruppen als deutliche Beimischung im ganzen Südosten Europas, besonders in den Gegenden des Schwarzen Meeres und von da abnehmend, aber immer noch recht deutlich, in Griechenland und auf der Balkanhalbinsel.

Vorderasiatisches Blut findet sich in Beimischung aber auch in Syrien, auf den Ägäischen Inseln, vor allem auf Kreta, dann auf



Die gestrichelte Linie deutet das Gebiet einer noch nicht näher beschriebenen Rasse, des „Rjäsantypus", an

Karte II. Darstellung von Gebieten vermutlich stärksten Vorwiegens einzelner Rassen

Sizilien (besonders bei Syrakus und Girgenti), in Nordafrika, besonders in Tripolis, Tunis und Algier. In Süditalien zeigt sich ein vorderasiatischer Einschlag anscheinend vor allem in Salerno und Bari, in Spanien vor allem an der Küste Andalusiens. Von Syrien aus reicht ein stärkerer Einschlag vorderasiatischen Blutes der Küste des Roten Meeres entlang bis nach Südarabien, wo sogar nochmals ein Gebiet des Vorwiegens vorderasiatischer Rasse angenommen werden muß. Von dort aus hat dann das nördliche Ostafrika seinen vorderasiatischen Einschlag erhalten. (Vgl. hierzu die Karte II, S. 39.)

Aus diesen Angaben erhellt: Durchaus nicht jeder vorderasiatische Einschlag, der sich innerhalb einer abendländischen Bevölkerung oder bei einem Vertreter eines abendländischen Volkes zeigt, geht auf eine Vermittlung vorderasiatischer Erbanlagen durch jüdische Vorfahren zurück. Nach Mittel- und Nordwesteuropa sind vorderasiatische Erbanlagen außer durch (verhältnismäßig seltene) Verbindungen mit Zigeunern auch durch Verbindungen mit Vertretern süd- und südosteuropäischer Völker überbracht worden.

Die „Urheimat" der vorderasiatischen Rasse, d. h. dasjenige Gebiet, in welchem sie durch Auslese im Laufe vorgeschichtlicher Jahrtausende die sie kennzeichnenden leiblichen und seelischen Züge gewonnen hat, ist wahrscheinlich etwa der Teil Vorderasiens, in welchem sie heute noch die Hauptmasse der Bevölkerungen ausmacht, also wohl die Kaukasusländer und deren Nachbargebiete. Die vorderasiatische Rasse hat eine Reihe auffälliger leiblicher Merkmale mit der dinarischen Rasse Europas gemein,[1] so daß die Rassenforschung beide Rassen als nahe verwandt, als „Schwesterrassen" (Eugen Fischer) auffassen muß. Die Verwandtschaft zeigt sich mehr in den leiblichen Merkmalen als in den seelischen Eigenschaften, doch muß man sich jedenfalls beide Rassen als Abwandlungen einer gemeinsamen Stammrasse denken, einer Stammrasse, deren „Urheimat" in Vorderasien oder doch in demjenigen (anders als heute gestalteten) etwa tertiärzeitlichen Gebiete lag, dem das heutige Vorderasien entspricht.[1] Verschieden gerichtete Auslese muß aus einer einheitlichen Stammrasse wohl nach deren Trennung in zwei örtlich geschiedene Gruppen einerseits die vorderasiatische Rasse Vorderasiens, andererseits die dinarische Rasse Südost- bis Mitteleuropas haben entstehen lassen.[2]

[1] Der norwegische Rassenforscher Bryn hat dieses Gebiet näher zu bestimmen versucht in seinem Buche „Menneskerasene og deres utviklingshistorie", Oslo 1925.

[2] Über die leiblichen Merkmale und seelischen Eigenschaften der dinarischen

b) Die Steinsetzungen in Altpalästina

Um die Wende des 4. zum 3. Jahrtausends v. Chr. muß sich in Palästina die — wahrscheinlich westische (mediterrane) — Rasse der Geser-Bevölkerung (vgl. S. 20) schon mit der gegen Ägypten vorgedrungenen vorderasiatischen Rasse vermischt haben. Es ist unwahrscheinlich, daß sich Erbanlagen der Geser-Bevölkerung in nennenswertem Ausmaße über die Jungsteinzeit hinaus erhalten haben. Mindestens lassen sich im heutigen Palästina nur geringe Einschläge westischer Rasse erkennen oder vermuten.

In der zweiten Hälfte der Jungsteinzeit, vor allem etwa um 3000—2500 v. Chr., läßt sich eine neue Bevölkerungsschicht oder doch mindestens eine sich ausbreitende neue Gesittung (Kultur) erkennen: die Schicht der Steinsetzungen, der sog. Palästinischen Megalithkultur. Um diese Zeit wurden die Steinsetzungen (Dolmen, Menhire, Cromleche) errichtet, die mehrfach auch im Alten Testamente noch erwähnt werden.[1]

Welches Volk hat diese Steinsetzungen verbreitet? Sind sie Zeugnisse eines in Palästina einheimischen oder eines eingewanderten Volkes? — Diese Fragen können noch nicht als entschieden gelten.

Die sog. Megalithgräber lassen sich verfolgen von Südskandinavien, Dänemark und Norddeutschland bis zur Oder über Holland, Schottland, England, Irland, Frankreich, Korsika, die Pyrenäenhalbinsel nach Etrurien, der Gegend um Otranto, dem Nordrand Afrikas bis nach Tripolis hinein, dann nach Oberägypten, Palästina und Syrien, ferner von Bulgarien über die Krim zum Kaukasus und Nordpersien bis Indien und schließlich noch bis Korea. In Nordafrika gehören die Megalithgräber der älteren Bronzezeit an, in Indien der Bronzezeit. In Westeuropa scheinen sie sich vom Küstengebiete zwischen der Bretagne und Portugal aus verbreitet zu haben.

Sind alle diese Steinsetzungen von einem Volke verbreitet worden oder hat sich die Sitte der Steinsetzungen von einem Volke

Rasse vgl. Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes, 13. Aufl., 1929, und Rassenkunde Europas, 3. Aufl., 1929. Hauptmerkmale der dinarischen Rasse: hochgewachsen, schlank, kurzköpfig, schmalgesichtig, mit steilem, wie abgehackt wirkendem Hinterhaupt; sehr starke Nase, die, mit hoher Nasenwurzel weit herausspringend, sich im Knorpelteil nach unten senkt und gegen unten ziemlich fleischig wird; lockiges, braunes oder schwarzes Haar; zurückliegende braune Augen, bräunliche Hautfarbe.

[1] Meistens unter dem Namen gilgal; vgl. Josua 4, 19; 5, 9; Richter 2, 1; 3, 19; 1. Sam. 11, 14; 13, 15; Hosea 4, 15; 9, 15; 12, 12; Amos 4, 4; 5, 5; Micha 6, 5.

zum anderen verbreitet? — Wahrscheinlich ist nur ein Teil, allerdings ein beträchtlicher Teil dieser Steinsetzungen, durch Völkerwanderungen verbreitet worden, ein anderer Teil mag sich als Sitte verbreitet haben. v. Heine-Geldern vermutet, daß ein Teil der Steinsetzungen der Ausbreitung nicht eines Volkes, sondern einer „Heils- und Erlösungslehre“ zuzuschreiben sei, welche in der Errichtung dieser Steinmale „Mittel zur Errettung der Seele“ erblickt habe, so daß diese also zum Teil „Zeugnisse einer großen religiösen Bewegung“ und nicht einer Völkerwanderung seien.[1]

Offenbar gehören aber die Steinsetzungen Nordeuropas mit denen Südwesteuropas zusammen, und zwar als Zeugnisse bestimmter Völkerwanderungen, und wahrscheinlich lassen sich die Steinsetzungen von Nord- und Südwesteuropa über Nordafrika bis in die östlichen Mittelmeerländer als Zeugnisse von Völkerwanderungen ansehen, welche vom gleichen Ausgangsgebiete abzuleiten sind und auf Völkerwellen gleicher Rassenherkunft hindeuten. Wilke hat erwiesen, daß „schon in neolithischer Zeit eine Kulturwanderung von Westeuropa über die Ostmittelmeerländer bis nach Indien stattgefunden haben muß, die durch Völkerbewegungen bedingt wurde“. Er nimmt „wiederholte, ostwärts gerichtete Kulturströmungen“ an, die zu erklären seien „nur bei Annahme wiederholter großer Völkerwanderungen“.[2]

Das Entstehungs- und Ausgangsgebiet der Steingräber ist von der Vorgeschichtsforschung noch nicht mit Sicherheit bestimmt worden. Kossinna z. B. schwankt, ob Nordeuropa, ob Südwesteuropa in Frage komme. Vieles spricht für das oben bezeichnete Gebiet zwischen Bretagne und Portugal. Jedenfalls wird man sich die Erbauer der westeuropäischen Steingräber in der Hauptsache als Vertreter der Cro-magnon-Rasse vorstellen dürfen, die betreffenden Bevölkerungen in Nordwesteuropa als Gemische der Cro-magnon-Rasse und der nordischen Rasse, im übrigen Westeuropa als Stämme mit einer überwiegend westischen (mediterranen) Unterschicht und einer Oberschicht von der rassischen Zusammensetzung der eben gekennzeichneten jungsteinzeitlichen Bevölkerung Nordwesteuropas. Wilke denkt sich auch die Verbreiter der Steingräber von Westeuropa bis Indien hauptsächlich als Vertreter der Cro-magnon-Rasse oder doch als Völkerwellen ähnlicher Rassenzusammensetzung wie die jungsteinzeitlichen Skandinavier. Diese bestanden

---

[1] Frhr. v. Heine-Geldern, Die Megalithen Südostasiens und ihre Bedeutung, Anthropos, Bd. 23, 1928, S. 276 ff.

[2] Wilke, Kulturbeziehungen zwischen Indien, Orient und Europa, Mannusbibliothek, Nr. 10, 1923.

aber aus einem Gemische der nordischen und der Cro-magnon-Rasse.[1] Der Sprache nach möchte sich Wilke die Verbreiter der Steingräber als Indogermanen vorstellen. Auch Kittel, Geschichte des Volkes Israel (Bd. I, 1923, S. 39), möchte die Steinsetzungen als Werke von Indogermanen ansehen.

Tatsächlich finden sich im Gebiete der Steingräber von Nordeuropa bis Indien mindestens die Spuren von Stämmen indogermanischer Sprache, in einem großen Teil dieses Gebietes aber noch die Sprache selbst. Ob man sich aber die Verbreiter der jungsteinzeitlichen Steinsetzungen Palästinas und Syriens ihrer Sprache nach als Indogermanen denken darf? Wie Wilke, so möchte auch Meinhold[2] dies annehmen, der zugleich eine Einwirkung von Anschauungen aus dem frühen Geistesleben der Völker indogermanischer Sprache auf die früheste Gesittung der später in Palästina einwandernden Hebräer nachweist. Eine solche Einwirkung läßt sich aber auch von anderen, von Meinhold auch erwähnten Völkerwellen, nunmehr sicherlich indogermanischer Herkunft, ableiten, welche nach dem Zeitabschnitt der „Palästinischen Megalithkultur" Syrien und Palästina erreicht haben. Karge möchte eine Entstehung dieser Megalithkultur in Palästina selbst annehmen. Andere Forscher hatten ja schon die Heimat der Steinsetzungen überhaupt im Morgenlande suchen wollen, ohne jedoch die heutige Vorgeschichtsforschung davon überzeugen zu können. Karge vermutet in den „Dolmenerbauern" eine einheimisch palästinische Bevölkerung „halbansässiger Hirtenstämme" und schließt weiter, „daß wir die Semiten als Hauptträger der palästinischen Megalithkultur anzusehen haben".[3] So viel ich sehe, hat Karges Annahme wenig Zustimmung gefunden.[4] Die ersten Stämme semitischer Sprache, welche Palästina erreichten, in der Hauptsache Amoriter, überzogen die Gebiete der palästinischen Steinsetzungen kaum vor 2500 und fanden dort schon eine mehr oder minder dichte Bevölkerung vor. Man wird aber die Amoriter nicht für die Erbauer der Steinmale halten dürfen, abgesehen davon, daß sie rassisch ein Mischvolk waren, dessen semitische Sprache an sich ebensowenig über

[1] Vgl. Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes, 13. Aufl., 1928, und Rassenkunde Europas, 3. Aufl., 1929.

[2] Meinhold, Indogermanen in Kanaan, Abhandlungen zur semitischen Religionskunde und Sprachwissenschaft, Beihefte zur Zeitschrift f. d. alttestamentl. Wissenschaft, Bd. 33, 1918.

[3] Karge, Rephaim. Die vorgeschichtliche Kultur Palästinas und Phöniziens, Collectanea Hierosolymitana, Bd. I, 1917, S. 709.

[4] Vgl. auch Kittel, Geschichte des Volkes Israel, Bd. I, 1923, S. 33—39, ferner Vorgeschichtliches Jahrbuch, Bd. III, 1928, S. 331

seine leiblich-seelische Beschaffenheit aussagt, wie andere Sprachen bei anderen Völkern an sich etwas darüber aussagen. War die amoritisch-horitische Völkerwelle die erste Welle des Semitentums, welche Palästina überflutet hat, und reichen die palästinischen Steinmale in voramoritische Zeit zurück, so läßt sich Karges Zuweisung dieser Steinmale zum Semitentum nicht aufrechterhalten.

Daß die Erbauer dieser Steinmale Indogermanen waren, wie Wilke, Meinhold und Kittel annehmen, würde sich — da die Bezeichnung „Indogermanen" doch eine Aussage über die sprachliche Zugehörigkeit der betr. Bevölkerung bedeutet — doch erst aussagen lassen, wenn die Ortsnamenforschung die älteste Schicht der palästinischen Ortsnamen als indogermanisch erweisen könnte. Die palästinischen Steinmale reichen aus der Zeit um oder vor 3000 v. Chr. bis etwa in die Zeit um 2000 v. Chr. Stämme aber, welche indogermanische Sprachen verbreitet haben, lassen sich in Vorderasien kaum vor 2500 v. Chr. nachweisen und in Palästina kaum vor 2000 v. Chr. Erst seit der zweiten Hälfte des 3. Jahrtausends gehen die bedeutungsvollen Völkerwanderungen vor sich, welche von Mittel- bis Nordwesteuropa aus zugleich die Erbanlagen der nordischen Rasse und die einzelnen indogermanischen Sprachen bis weit nach Innerasien und Vorderasien hinein verbreiten, Völkerwanderungen, die ich in der „Rassenkunde Europas" dargestellt habe. Stämme überwiegend nordischer Rasse haben schon in der frühen Jungsteinzeit das südliche Skandinavien durchdrungen und dorthin ihre indogermanische Sprache verbreitet; in dem gleichen Zeitabschnitt scheinen auch Stämme überwiegend nordischer Rasse die Bevölkerungen von Nordwestdeutschland bis nach Frankreich hinein durchdrungen zu haben, Bevölkerungen, denen ein starker Einschlag der Cro-magnon-Rasse eigen gewesen zu sein scheint. Ob sie aber an Zahl und Macht stark genug waren, schon in der früheren Jungsteinzeit diesem nordwest- bis westeuropäischem Gebiete ihre indogermanische Sprache zu übermitteln, ist sehr fraglich. Der Westen Europas scheint doch erst von der Bronzezeit ab durch das Keltentum dem indogermanischen Sprachstamm gewonnen worden zu sein. Wären aber die jungsteinzeitlichen Völkerwellen, welche die Sitte der Steinmale bis Palästina und weiterhin verbreitet haben, wie Wilke (vgl. S. 42) es darlegt, von Nordwest- bis Westeuropa abzuleiten, so müßten sie rassenkundlich etwa die Ausbreitung eines Gemisches aus westischer (mediterraner), Cro-magnon- und nordischer Rasse bedeutet haben, sprachwissenschaftlich wahrscheinlich die Ausbreitung nicht-indogermanischer Sprachen.

Mögen diese einzelnen Wellen von Dolmenerbauern durch Nachschübe von Westeuropa her immer weiter gegen Osten vorgetrieben worden sein, oder mögen etwa seefahrende Scharen westeuropäischer Herkunft den Mittelmeerküsten entlang vorgedrungen sein, sie werden jedenfalls Palästina nicht erreicht haben, ohne Einschläge der Rassen des jungsteinzeitlichen Mittelmeergebietes aufgenommen zu haben. Immerhin ist, solange die einheimische Entstehung der palästinischen Megalithkultur nicht zu erweisen ist, für Altpalästina auch ein gewisser Einschlag der Cro-magnon-Rasse und der nordischen Rasse anzunehmen.[1] Spuren beider Rassen lassen sich von den Kanarischen Inseln und Nordwestafrika[2] über die blonden Libyer Altägyptens bis nach Abessinien hin verfolgen.[3] In den Dolmen Algiers fand man Gebeine, die eine durchschnittliche Körperhöhe von 1,74 Meter anzeigen und einen durchschnittlichen Längen-Breiten-Index des Schädels von 75, also durchschnittliche Langköpfigkeit, ergeben.[4] Bertholon und Chantre führen aus, in der Vorgeschichte Nordafrikas seien mit den Dolmen zugleich hochgewachsene, langköpfige Einwanderer aufgetreten.[5] Unter den Ägyptern unserer Zeit, welche Fritsch, Ägyptische Typen der Jetztzeit (1904) abbildet, finden sich einige, bei denen man einen Einschlag der Cro-magnon-Rasse annehmen möchte.

Die nordische Rasse scheint schon um 6000 v. Chr. mit einzelnen Gruppen bis nach Oberägypten einerseits, der Sinaihalbinsel andererseits vorgedrungen zu sein. Die ältesten Besiedler Ägyptens, die man nach einem Fundort als „Nagada-Rasse" beschrieben hat, waren hochgewachsen, mittel- bis langköpfig, schmalgesichtig, schmalnäsig und hatten nach gefundenen Haarresten anscheinend

[1] Ueber die leiblichen Merkmale und seelischen Eigenschaften der „fälischen (dalischen) Rasse", der Fortsetzung der altsteinzeitlichen Cro-magnon-Rasse vgl. Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes, 13. Aufl. 1929; Rassenkunde Europas, 3. Aufl. 1929. Hauptmerkmale der fälischen (dalischen) Rasse: sehr hochgewachsen, lang- bis mittelköpfig, breit-(niedrig-)gesichtig, mit ausgesprochenem Kinn und breitem Unterkiefer, Nase von (für europäische Verhältnisse) mittlerer Breite, helles Haar, in niedrigen Höhlen liegende helle (blaue) oder graue) Augen, helle Haut.

[2] Vgl. Günther, Rassenkunde Europas, 3. Aufl., 1929. S. 141/142.

[3] Vgl. Verneau, Anthropologie et Ethnographie de l'Abyssinie, bei Duchesne-Fournet, Mission en Ethiopie, Bd. II, 1901—1903.

[4] Mehlis, Die Berberfrage, Archiv für Anthropologie, N. F., Bd. VIII, 1909.

[5] Bertholon und Chantre, Recherches anthropologiques dans la Berbérie orientale, 1913. Vgl. auch Sayce, The Races of the Old Testament, 1925, S. 170 und 171/172.

blondes Haar. Reche zählt sie zur nordischen Rasse.[1] „Indogermanen" würde man diese Gruppen nordischer Rasse nicht nennen dürfen, denn in dem Zeitabschnitt der Jungsteinzeit, in dem sie auftreten (um 6000 v. Chr.), wird man erst die Anfänge zur Ausbildung eines indogermanischen Sprachstamms annehmen können. Die „Nagada-Rasse" gehört aber sehr wahrscheinlich einer der Völkerwanderungen an, die von Westeuropa aus über Nordafrika Ägypten und dessen Nachbarländer erreicht haben.

Auch Burton erwähnt einen nordischen Einschlag im frühesten Ägyptertum: „Unter den alten Schädeln aus der Gegend um Theben in der Sammlung der Abteilung für die Anatomie des Menschen zu Oxford finden sich Formen, die man unzweifelhaft zu denen der nordischen Rasse zählen muß."[2]

c) Die nordische Rasse in Palästina vor Einwanderung der Hebräer

Oben ist ausgeführt worden, daß Stämme indogermanischer Sprache kaum vor 2500 Vorderasien, kaum vor 2000 v. Chr. Palästina erreicht hatten, daß aber dann mehrere mächtige Völkerwellen die indogermanischen Sprachen weit nach Asien hinein verbreitet haben. Die indogermanischen Sprachen sind aber innerhalb einer Menschengruppe des jungsteinzeitlichen Mitteleuropas entstanden, welche ganz überwiegend der nordischen Rasse angehört hat. Die Stämme, welche die einzelnen indogermanischen Sprachen verbreiteten, muß man sich als überwiegend nordisch vorstellen.[3] Sie haben in ihren Endsitzen, da wo sich schließlich die Einzelvölker indogermanischer Sprache gebildet haben, jeweils die überwiegend nordischen Herrenschichten über nicht-nordische Unterschichten gebildet, haben dem so geschichteten und schließlich gemischten Gesamtvolke ihre indogermanischen Sprachen und überlieferte Anschauungen vermittelt und sind in vielen dieser Völker schließlich durch Gegenauslese so geschwunden, daß heute der nor-

---

[1] Reche, Reallexikon der Vorgeschichte, Bd. VIII, 1926/27, S. 421 unter „Nagada (Naqada)-Rasse".

[2] Burton, The Peoples of Asia, 1925, S. 50.

[3] Ueber leibliche Merkmale und seelische Eigenschaften der nordischen Rasse vgl. Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes, 13. Aufl. 1929; Rassenkunde Europas, 3. Aufl. 1929. Hauptmerkmale der nordischen Rasse: hochgewachsen, langköpfig mit über dem Nacken ausladenden Hinterhaupt, schmalgesichtig, mit ausgesprochenem Kinn; schmale Nase mit hoher Nasenwurzel, weiches, schlichtes oder welliges helles (goldblondes) Haar, zurückliegende helle (blaue oder graue) Augen, rosig-weiße Hautfarbe.

dische Einschlag kaum noch erkennbar ist, während die indogermanische Sprache — mehr oder minder umgestaltet, durch den Sprachgeist der nicht-nordischen Spracherben — weiter gesprochen wird. Die indogermanischen Sprachen sind der verschieden abgewandelte sprachliche Ausdruck der nordischen Rassenseele, so wie die kaukasischen (alarodischen) Sprachen der der vorderasiatischen Rassenseele (vgl. S. 38).

Stämme nordischer Rassenherkunft sind aber über das heutige und geschichtliche Gebiet indogermanischer Sprachen hinaus gedrungen und haben dann als an Zahl geringe Oberschichten eines rassisch geschichteten Volkes die Sprache der von ihnen beherrschten Unterschichten angenommen, so daß sich auch Erbanlagen nordischer Rasse in der Geschichte von Völkern nicht-indogermanischer Sprache nachweisen lassen oder bei solchen Völkern heute noch zu erkennen sind. Mehrfach ist es auch nur zu einer Einwirkung indogermanischen Sprachgeistes auf eine nicht-indogermanische Sprache gekommen. In allen Fällen aber, wo ein heute nicht-nordisches Volk oder ein schon in der Geschichte als überwiegend nicht-nordisch erscheinendes Volk mit einer indogermanischen Sprache oder einer durch indogermanischen Sprachgeist abgewandelten Sprache auftritt, darf man — das sollte meine „Rassenkunde Europas" (3. Aufl. 1929) erweisen — nach der überwiegend nordischen Herrenschicht fragen, welche einmal die Führung dieses Volkes übernommen hatte. Indogermanische Sprachen oder Spuren indogermanischen Sprachgeistes sind Anzeichen einer Herrenschicht überwiegend nordischer Rasse.

Es könnte aber auch sein, daß einzelne Stämme der nordischen Rasse oder der — durch eine bestimmte Auslese in Mitteleuropa — zur nordischen Rasse werdenden Menschengruppe schon aus Mitteleuropa abgewandert wären, ehe die nordische Rasse den indogermanischen Sprachstamm in seiner erschließbaren ältesten Eigenart ausgebildet hätte. Vielleicht hat ein solcher seiner Sprache nach vorindogermanischer Stamm nordischer Rasse einen Einschlag im Rassengemische des sumerischen Volkes ausgemacht. Die Sumerer hatten schon einen längeren Zeitraum hindurch ein Gebiet im Süden des späteren Babyloniens besiedelt, in das sie offenbar aus dem östlich davon gelegenen Berglande eingewandert waren, als sie zwischen 4000 und 3500 v. Chr. sich über Mesopotamien ausbreiteten. Vielleicht ist ein Teil der Sumerer vorderindischer Herkunft gewesen.

Nach Reche zeigen farbige Bildwerke, welche Sumerer darstellen, „zum Teil helle Farben",[1] die auf einen gewissen nordischen Einschlag schließen lassen. In seiner Hauptmasse war das Volk der Sumerer nach den erhaltenen Bildwerken sicherlich unnordisch: kleine bis mittelgroße, gedrungen und kräftig gebaute Menschen mit wahrscheinlich mittellangem Kopf, bald schmälerer, bald

[1] Reche unter „Sumerer" im Reallexikon der Vorgeschichte, Bd. 13, 1929, S. 141.




Abb. 40 a, b. Sumerer aus der Zeit um 2900 v. Chr.
Vorderasiatische Rasse

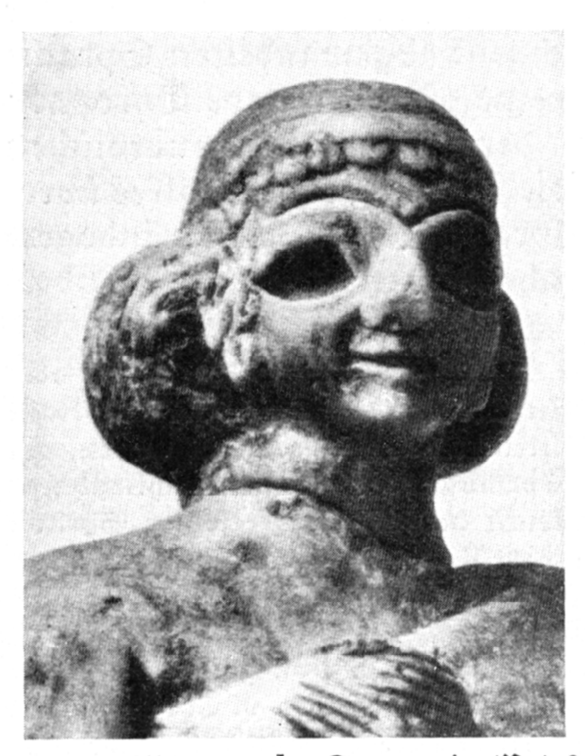



Abb. 41 a, b. Sumererin (Priesterin) aus der Zeit um 2800 v. Chr.
(Aus Hall, La Sculpture Babylonienne et Assyrienne. 1928
Vorwiegend vorderasiatisch mit Einschlag einer langköpfigen Rasse

breiterer Gesichtsform, niedriger Stirn, großen, tiefliegenden Augen und wenig betontem Kinn. Öfters sind sie durch schmale und spitze, dabei gerade oder leicht eingebogene Nasen gekennzeichnet, ferner durch nach außen oben ziehende Lidspalten („schiefstehende Augen"). Aufgefundene Schädel ergeben einen Längenbreiten-Index von 70—75, also betonte Langschädligkeit bei schma-

lem Gesicht und schmaler Nase. Einzelne Bildwerke lassen einen Einschlag vorderasiatischer Rasse deutlich erkennen. Die Möglichkeit eines gewissen nordischen Einschlags ist erwähnt worden; doch möchte man die Hauptmasse des Volkes weder als vorwiegend vorderasiatisch noch gar — wie es geschehen ist — als vorwiegend innerasiatisch („mongolisch") bezeichnen.[1]

Die Sumerer sind heute rassenkundlich wie sprachwissenschaftlich noch ein Rätsel. Die älteste Sprachschicht des Sumerischen gehört der Zeit vor 5000 v. Chr. an. Das Sumerische starb als lebende Sprache aus zur Zeit Hammurapis, des babylonischen Herrschers amoritischer Herkunft, d. h. um 2000 v. Chr., erhielt sich aber — vergleichbar dem Kirchenlatein der Römisch-Katholischen



Abb. 42 a, b. Vornehmer Sumerer aus der Zeit um 2500 v. Chr.
(Aus der Vorderasiatischen Abteilung des Kaiser-Friedrich-Museums, Berlin)
Vorwiegend westisch (mediterran)?

Kirche — als heilige Sprache im babylonischen Gottesdienste noch bis in den hellenistischen Zeitabschnitt. Hommel wollte das Sumerische zu den türkischen Sprachen Innerasiens, nämlich zum altaischen Zweig des Uralaltaischen, rechnen.[2] Die Ursitze der Sumerer hat man im Indusgebiete Vorderindiens suchen wollen. So vermutet auch Hall, die Sumerer seien von Indien eingewandert und stünden der Rasse nach den Drawidabevölkerungen Indiens am nächsten.[3]

Die Sumerer sind geschichtlich dadurch außerordentlich bedeutungsvoll geworden, daß sie die Grundlagen geschaffen haben für die späteren Gesittungen (Kulturen) Mesopotamiens und großer Teile Vorderasiens. Es wäre möglich, daß man mit geringen Einschlägen der die Sumerer hauptsächlich kenn-

---

[1] Christian (Untersuchungen zur Paläoethnologie des Orients, Mitteilungen der Anthrop. Gesellsch. in Wien, Bd. 54, 1924, S. 33) sieht die Sumerer als ein Rassengemische an aus westischen („mediterranen"), „malayischen" und vorderasiatischen („armenoiden") Einschlägen.

[2] Hommel, Grundriß der Geographie und Geschichte des Alten Orients, Erste Hälfte, 1926, S. 21.

[3] Hall, Ancient History of the Near East, 1913, S. 174.

zeichnenden Rasse oder Rassen auch bei den später auftretenden Völkern semitischer Sprache zu rechnen hat.

Der nordische Einschlag im sumerischen Volke wäre jedenfalls die früheste Spur einer Einwanderung nordischer Menschen in Vorderasien.[1]

Um das Jahr 2000 v. Chr. macht sich in Vorderasien die Macht der Hettiter fühlbar, deren Reich sich in einem Gebiete mit dem Mittelpunkt der hettitischen Hauptstadt Khati (dem heutigen Boghaz-Köi östlich Angora im Bogen des Halysflusses) gegen Westen bis zur Küste ausbreitete. Von Kleinasien her durchdrangen die Hettiter allmählich die Gebiete Mesopotamiens, in denen Völker semitischer Sprache siedelten, und überfielen Babylonien um 1870 v. Chr. Nach etwa 1300 v. Chr. reichte die hettitische Macht



Abb. 43. Hettitische Krieger. Ägyptische Darstellung des 13. Jahrhunderts v. Chr.
(Vorderasiatische Abteilung des Kaiser-Friedrich-Museums Berlin)

bis nach Syrien hinein, wird aber im gleichen Zeitabschnitt auch bis auf den Grund erschüttert durch eindringende Eroberer, wahrscheinlich phrygisch-mysische Völkerwellen, welche sich in Südosteuropa von der thrakischen Gruppe der Völker indogermanischer Sprache und nordischer Rassenherkunft abgelöst hatten. Der Machtmittelpunkt des in Kleinstaaten zerfallenden Hettiterreiches lag eben in Syrien und dessen nördlichen Nachbargebieten.[2] Im 8. Jahrhundert v. Chr. endet der Zerfall der hettitischen Macht. Für Palästina ist die Nachbarschaft hettitischer Stämme bedeutungsvoll geworden durch eine allem Anschein nach nicht geringe Vermischung der Hebräer mit den Hettitern.

[1] Es könnte sein, daß eine Stelle der babylonischen Gilgameschdichtung, von der ja wesentliche Teile auf älteren sumerischen Überlieferungen beruhen, die Erinnerung an diese frühesten nordischen Einwanderer festgehalten hat: Von Engidu, dem anderen Helden der Dichtung neben Gilgamesch, wird berichtet, er habe Haupthaar wie ein Weib, „wie Getreide" (so nach Reallexikon der Vorgeschichte, Bd. IV, 1926, S. 337, unter „Gilgamesch und Engidu"). Sollte damit das zu ansehnlicher Länge wachsende getreidegelbe Haar der nordischen Rasse gemeint sein? Auch die Hellenen haben nordisch-blondes Haar mit reifem Getreide verglichen.

[2] Vgl. 2. Samuel 24, 6.

Die hettitische Sprache, seit dem 15. Jahrhundert v. Chr. durch Zeugnisse belegt, ist eine indogermanische Sprache, der Kentumgruppe des indogermanischen Sprachstammes angehörig, also der gleichen Gruppe wie das Griechische, Lateinische, Keltische und Germanische, während die nach Osteuropa und Asien vorgedrungenen indogermanischen Sprachen hauptsächlich der Satemgruppe des indogermanischen Sprachstammes angehören, so das Slawische, das Armenische, das Persische und das Indische.



Abb. 44. Hettitischer Gewittergott (Aus E. Meyer, Reich und Kultur der Chetiter



Abb. 45. Hettitischer Krieger mit Streitaxt. (Aus der Vorderasiatischen Abteilung des K.-Fr.-Museums Berlin)

Bildwerke aus Sendschirli (Nordsyrien) mit Zügen der vorderasiatischen Rasse

Das Hettitische zeigt indogermanischen Sprachbau bei überwiegend nicht-indogermanischem Wortschatz und läßt so auf die Rassenschichtung des hettitischen Volkes schließen: eine (den Sprachbau bestimmende) Herrenschicht nordischer Rassenherkunft über einer (den Wortschatz hauptsächlich bestimmenden) Unterschicht überwiegend vorderasiatischer Rasse.[1] Dazu würde eine ägyptische Darstellung passen, die nach de Lapouge einen von Ramses besiegten

[1] Vgl. Witzel, Hethitische Keilschrifturkunden, 1924.

Hettiterkönig des 14. Jahrhunderts v. Chr. als langköpfigen Blonden („dolicho-blond") kennzeichnet.[1]

Der hettitische Gott der Mannhaftigkeit Inar oder Inarasch scheint einer Göttervorstellung zu entsprechen, wie sie für Völker indogermanischer Sprache und nordischer Rassenherkunft bezeichnend ist. Der in diesem Götternamen erscheinende Wortstamm wurde von Hrozny als urverwandt mit dem griechischen ἀνήρ „Mann" bezeichnet. Zum gleichen Wortstamme gehöre wahrscheinlich auch der indische Göttername Indra.[2]



Abb. 46. Felsenbild von Ibriz, am Nordabhang des Taurus. Der Gott der Feldfrüchte links, der anbetende König rechts. Hettitische Darstellung
(Aus E. Meyer, Reich und Kultur der Chetiter)

Vorderasiatische Köpfe

Die bildlichen Darstellungen von Hettitern auf ägyptischen Denkmälern zeigen dem sprachwissenschaftlichen Ergebnis entsprechend zwei verschiedene Schläge unter den Hettitern. Überlieferte hettitische Namen, wahrscheinlich fast nur Namen von Vertretern der hettitischen Herrenschicht, sind zum Teil unverkennbar indogermanisch. Die hierdurch angezeigte Herrenschicht vorwiegend nordischer Rasse muß aber ziemlich dünn gewesen oder zur Zeit der Menschendarstellungen der hettitischen Kunst dünn geworden sein, denn die Hettiter erscheinen nach Bildwerken in ihrer Hauptmasse durchaus als überwiegend vorderasiatische Menschen, ja die Züge der vor-

[1] de Lapouge, L'Aryen, Son Rôle Social, 1899, S. 259.

[2] Hrozny, Hethiter und Inder, Zeitschrift für Assyriologie, N. F., Bd. 4, 1928, S. 184.

derasiatischen Rasse sind gerade von der hettitischen Kunst besonders treffend dargestellt worden. Cowley, The Hittites (1920, S. 28 ff.), beschreibt die Hettiterdarstellungen der ägyptischen Denkmäler des 13. Jahrhunderts v. Chr. (Abb. 43) und findet in ihnen einen „seltsam mongolischen Schlag" (curiously Mongolian type) dargestellt. Die Bilder zeigen aber „mongolische" Züge nur in den schief nach außen oben ziehenden Lidspalten, sonst in der Hauptsache Züge der vorderasiatischen Rasse oder eines etwa vorderasiatisch-orientalisch-innerasiatischen Rassengemisches, im ganzen einen Schlag, den man heute noch gelegentlich bei vorderasiatisch-innerasiatischen Turkmenen, Kirgisen oder Kalmücken findet. Die Bartlosigkeit wird nicht als rassischer Zug, sondern als Sitte zu deuten sein. Cowley gibt aber wohl mit Recht zu bedenken, ob nicht einzelne Züge der ägyptischen Hettiterbilder als Verspottung (caricatures) gemeint seien. Bilder des 9. vorchristlichen Jahrhunderts aus Karkemisch (am Euphrat) lassen die Hettiter als vorderasiatisch-orientalisch oder auch als vorderasiatisch-westisch (= mediterran) erscheinen. Die hettitischen Selbstdarstellungen ergeben ein überwiegend vorderasiatisches Volk „einen offenbar kurzköpfigen armenoiden Schlag", wie Cowley (S. 32) sagt. Die hettitischen Einwohner von Askalon erscheinen nach Bildern ägyptischer Künstler in Karnak als Menschen vorderasiatischer Rasse.[1] Im allgemeinen erscheinen die Hettiter „untersetzt und grobgliedrig" (stout and thick-limbed), wie Sayce (a. a. O. S. 192) sich ausdrückt.



Abb. 47. Hettiter oder Nordsyrier
Ägyptische Darstellung aus Luxor
(Nach Soloweitschit)
Spottbild oder vorderasiatisch-negerische Züge?

Die Beeinflussung der hettitischen Sprache durch indogermanischen Sprachgeist ist ein Zeugnis dafür, daß Stämme indogermanischer Sprache schon vor 2000 v. Chr., schon in den letzten Jahrhunderten des 3. vorchristlichen Jahrtausends, Vorderasien erreicht haben müssen. Dafür ist ein weiteres Zeugnis auch das Auftreten eines Stammes der Kaschu, meist Kossäer oder Kassiten genannt, der um 2000 v. Chr. schon längere Zeit im westlichen Iran, in der heutigen persischen Landschaft Luristan, ansässig gewesen sein muß. Um 1900 v. Chr. brachen Kassiten in Babylonien ein; von 1746—1171 v. Chr. herrschte in Babylonien ein kassitisches Geschlecht, dessen Glieder man sich wenigstens zu Beginn ihrer Herrschaft als vorwiegend nordisch vorstellen

[1] Vgl. Sayce, The Races of the Old Testament, 1925, S. 191 und Abbildung bei Seite 184.

darf. Von der kassitischen Sprache ist nur ein kassitisch-assyrisches Wörterverzeichnis erhalten geblieben, nach welchem Scheftelowitz die Zugehörigkeit der kassitischen Sprache zum indogermanischen Sprachstamm nachweisen konnte.[1] Peake vermutet, die Kassiten seien aus Ursitzen in Südrußland nach Vorderasien ausgewandert.[2]

Das Auftreten der Kassiten im westlichen Iran um 2000 v. Chr., wohl das früheste Auftreten eines Stammes indogermanischer Sprache mitten in Vorderasien, zeigt an, daß in diesem Zeitabschnitt eine Einwirkung indogermanischen Sprachgeistes auf das Hettitische durchaus nicht verwunderlich und ein Einschlag nordischer Rasse auch im hettitischen Volke durchaus möglich war.

d) Die Amoriter

Die zweite der später zu betrachtenden Völkerwellen, welche die semitischen Sprachen verbreitet haben, wird gewöhnlich die „amoritische oder kanaanäische Wanderung“ genannt. Sie geht seit der ersten Hälfte des 3. vorchristlichen Jahrtausends vor sich und endet etwa um 2500 v. Chr. mit einer Besetzung Babyloniens und Kanaans durch die Amoriter und diesen verwandte Stämme semitischer Sprache. Die letzte, jüngste Welle dieser „Wanderung“ stellen die Hebräer dar, deren Einwanderung in Palästina aber, wie später zu verfolgen sein wird, erst um 1200 v. Chr. abgeschlossen ist.

Die Ursitze der Amoriter vermutet man in einem keilschriftlich als MAR-Tu bezeichneten Gebirgslande etwa nordöstlich von Babylon. Dorther, aus amurrû, stammten die amurrî, die Amoriter.

Aus der Geschichte Babylons ist die große Herrschergestalt Hammurapis (2067—24 v. Chr.) besonders bekannt geworden. Das Gesetz Hammurapis, welches deutlich Einwirkungen des Geistes der Völker indogermanischer Sprache, Einwirkungen der nordischen Rassenseele, erkennen läßt, hat auch das älteste Recht der Hebräer beeinflußt. Hammurapi war Amoriter.

Nachdem die kriegerische Macht der Amoriter sich im 3. vorchristlichen Jahrtausend über Westsyrien und Palästina ausgedehnt hatte und dem ägyptischen Reiche fühlbar geworden war, entstanden die bildlichen Darstellungen amoritischer Krieger durch ägyptische Künstler, Darstellungen, welche einen Schluß auf die rassische Zusammensetzung des amoritischen Volkes oder doch der amo-

---

[1] Scheftelowitz, Die Sprache der Kossäer, Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung, Bd. 38, 1905, S. 260 ff.

[2] Peake, Racial Elements concerned in the Siege of Troy, Journal of the Anthrop. Institute, Bd. 46, 1916, S. 172.

ritischen Herren- und Kriegerschicht zulassen. Clay, The Empire of the Amorites (1919, S. 58 ff.), gibt eine Übersicht über die Amoriterdarstellungen. Danach erscheinen die Amoriter durchschnittlich als hochgewachsene, breitschulterige Menschen mit geräumigen, langförmigen (dolichocephalic or long headed) Köpfen, niedrigen und zurückgeneigten Stirnen und Adlernasen. Über den blauen oder dunklen Augen treten die Brauen stark hervor, über hohlen Wangen erscheinen die Jochbeine (Backenknochen) abstehend; die untere Gesichtshälfte erscheint eckig und etwas schwer, dabei im allgemeinen verborgen unter einem dichten, gekräuselten



Abb. 48. Gefangene Amoriter. Ägyptische Darstellung
Vorwiegend nordisch

Wangen- und Kinnbart, der in eine Spitze ausläuft. Die Lippen sind anscheinend verhältnismäßig dünn, der Schnurrbart ist meist wegrasiert.

Die Bilder von Abu-Simbel stellen die Amoriter mit gelblicher Hautfarbe dar, womit die Ägypter, die sich selbst mit rötlich-brauner Hautfarbe kennzeichnen, ein hellhäutiges Volk anzugeben versuchten. Die Augen sind blau, die Augenbrauen und Bärte rötlich wiedergegeben. In Medinet-Habu ist — immer nach Clay — die Hautfarbe der Amoriter „eher noch rosiger als fleischfarben" (rather pinker than flesh color) widergegeben; Petrie habe in einem ägyptischen Grabe des 18. Herrscherhauses, d. h. aus der Zeit zwischen 1580 und 1350, Bilder von hellhäutigen Amoritern mit hell-rötlich-braunen Augen gefunden. Bilder in Karnak zeigten teils gelbliche, teils rote Haut. Das Alte Testament (3. Mose 13,

33; Josua 11,22) berichtet von dem hohen Wuchs der Amoriter „Klugheit und Stärke" (intelligence and strength) findet Sayce,[1] in den Gesichtszügen der Amoriterdarstellungen ausgedrückt.

Petrie, einer der erfahrensten Kenner der Geschichte Altägyptens und Altpalästinas, spricht von den „blonden Amoritern",[2] und Hommel erwähnt, die ägyptischen Darstellungen kennzeichneten die coelesyrischen Amoriter als „hell und blauäugig".[3] „Die Malereien im Grabmal des [ägyptischen Fürsten] Rekhmâ-Ra [in Theben] zeigen uns einen Zug von „Rutennu", d. h. Syriern, über den Hamy einen Aufsatz verfaßt hat. Diese Rutennu sind blond und rothaarig." So berichtet de Lapouge über Amoriterdarstellungen des 14. Jahrhunderts v. Chr.[4] „Es ist klar, daß der Amoriter zur blonden Rasse gehörte", schreibt Sayce[1]; einschränkend würde man sagen, daß die Oberschicht der Amoriter der „blonden Rasse" angehört habe.

Hängt es mit dieser Überschichtung dunkler, überwiegend vorderasiatischer Bevölkerungen durch eine helle Herrenschicht nordischer Rasse zusammen, daß die babylonischen Herrscher sich „Herren der Schwarzköpfe" nannten? De Lapouge (a. a. O. S. 259) erwähnt diesen Gebrauch, den er (S. 52) auch für Nabu-kuduri-ussur (Nebukadnezar) und für den Perserkönig Kurasch (Kyros) noch nachweist.

Ein nordischer Einschlag im amoritischen Volke oder doch in den Amoriterstämmen Syriens und Palästinas ist gewiß. Man darf sich aber nur die Herrenschicht der Amoriter oder eines Teiles der Amoriter als nordrassisch vorstellen. Wäre diese nordische Herrenschicht verhältnismäßig zahlreicher gewesen, so hätte sie, wenn nicht dem Gesamtvolke eine indogermanische Sprache übermittelt, so doch wohl eine gewisse Durchdringung des Amoritischen mit indogermanischen Fremdwörtern bewirkt. Es lassen sich aber nur in der Gesittung der Amoriter nicht-semitische, dem Kreise der Völker indogermanischer Sprache eigene Züge erkennen. Die Hauptmasse, vor allem die ganze Unterschicht der amoritischen Stämme, muß man sich als ein Gemische der orientalischen und der vorderasiatischen Rasse vorstellen. Den Kern des amoritischen Rassengemisches hat wahrscheinlich die (im nächsten Abschnitt zu beschrei-

[1] Sayce, The Races of the Old Testament, 1925, S. 167.

[2] Petrie, Egypt and Israel, 1911, S. 15. Vom „blonden Amoriter" spricht auch Sayce, The Races of the Old Testament, 1925, S. 92.

[3] Hommel, Hethiter und Skythen, Korrespondenzblatt d. deutschen Gesellschaft f. Anthrop., Ethnol. u. Urgeschichte, 1898, S. 39.

[4] De Lapouge, L'Aryen, Son Rôle Social, 1899, S. 259.

bende) orientalische Rasse ausgemacht, aus welcher ursprünglich alle Völker semitischer Sprache hervorgegangen sind.

Wann und wo haben die Amoriter ihren nordischen Einschlag erhalten? — Diese Frage läßt sich heute noch nicht beantworten. Peake läßt die Amoriter bzw. die Vorfahren der späteren amoritischen Herrenschicht von den Gebieten der unteren Donau ausziehen.[1]

Gerade die Kriegerschicht der syrisch-palästinischen Amoriterstämme, die Schicht also mit einem stärkeren nordischen Einschlag, hat später zur Zusammensetzung des hebräischen Volkes beigetragen. Die Kanaaniter des Alten Testaments sind zum Teil aus amoritischen Stämmen hervorgegangen; meist bedeutet sogar der Name „Amoriter" im Alten Testamente dasselbe wie „Kanaaniter", wenn auch Anzeichen dafür sprechen, daß man sich unter „Kanaanitern" ursprünglich mehr verschiedene Küstenstämme, unter „Amoritern" mehr Stämme der Gebirge und mittleren Höhen dachte. Sayce (a. a. O. S. 176 u. 179) will auch die Hewiter und die Jebusiter, die beide zum Aufbau der Bevölkerung des hebräischen Staates beigetragen haben, als Teile der Amoriter ansehen.

Zur „amoritischen oder kanaanäischen Wanderung" haben wahrscheinlich auch die Horiter gehört, ein Stamm, der schließlich ein Gebiet südlich des hebräisch besiedelten Palästinas einnahm. Die Horiter sind die charu der altägyptischen Urkunden; im Hebräischen erscheinen die Horiter als chorîm, d. h. die Edlen. Man hat vermutet, der Stammesname lasse sich aus dem indisch-persischen ârya („Arier") erklären, das ja ebenfalls „die Edlen" bedeutete. Hieraus hat man weiter auf eine Herkunft der Horiter aus dem Kreise der Völker indogermanischer Sprache und vorwiegend nordischer Rasse geschlossen.[2] Die Einreihung der Horiter unter die Völker semitischer Sprache durch eine Stelle 1. Mose 36, 20 kann ja nur eine mehr oder minder gewichtige Aussage über die sprachliche Zugehörigkeit der Horiter bedeuten, nicht eine Aussage über deren rassische Eigenart. Winckler stellt den Namen der Horiter zusammen mit dem der hari auf den Inschriften zu Boghaz-köi und leitet daraus eine nordeuropäische Herkunft der Horiter ab.[3] Es müßte sich in diesem Falle um einen den Indern sehr nahe stehen-

[1] Peake, Racial Elements concerned in the Siege of Troy, Journal of the Anthrop. Institute, Bd. 46, S. 172.

[2] Vgl. Benzinger, Hebräische Archäologie, 3. Aufl., 1927, S. 45.

[3] Winckler, Vorläufige Nachrichten über Ausgrabungen in Boghaz-köi im Sommer 1907. Mitteilungen d. deutschen Orientgesellsch. Nr. 35, 1907.

den Stamm nordischer Rassenherkunft handeln, denn Hüsing hat den Nachweis erbringen können, daß die Inder oder ein Teil der Inder, als sie noch im heutigen armenischen Gebiete saßen, sich selbst als hari, d. h. die Blonden, bezeichnet haben.[1]

e) Die Mitanni

Auch das Reich der Mitanni, das sich um 1600 v. Chr. in Mesopotamien gebildet hatte und von dorther ausdehnte, wurde durch eine Herrenschicht vorwiegend nordischer Rasse beherrscht. Um 1500 reichte das Mitannireich bis gegen Syrien, um 1400 herrschten in Syrien Geschlechter mit indogermanischen Namen. Um die gleiche Zeit lassen sich in dieser syrischen Herrenschicht nordische Langschädel nachweisen.[2] Das Volk der Mitanni selbst muß man sich als ganz überwiegend vorderasiatisch vorstellen; auf Zusammenhänge mit der vorderasiatischen Rasse deutet auch die Sprache der Mitanni, die wie das Elamische zum kaukasischen (alarodischen) Sprachstamm gehört.[3]

Über die Mitanni-Herrenschicht Syriens und Palästinas hat der berühmte Fund von Tell-el-Amarna in Ägypten Auskunft gegeben: man fand dort den Briefwechsel der ägyptischen Könige Amenhotep III. und Amenhotep IV. aus dem 15. Jahrhundert v. Chr. und darin äußerst wertvolle Aufklärungen über die staatlichen Beziehungen zwischen Vorderasien und Ägypten. In diesen Tell-el-Amarna-Briefen findet sich nun um 1400 v. Chr. eine Reihe von Namen syrisch-palästinischer Stadtfürsten, die unverkennbar indogermanisch sind, und zwar aus einer Stufe und Ausprägung des Indogermanischen, welche einerseits der indogermanischen Grundsprache noch nahe, andererseits in allernächster Beziehung zum Altindischen stand. So hieß z. B. ein Stadtkönig von Kelte bei Jerusalem Suwardata, was dem Altindischen s(u)wardatta „vom Sonnengott geschenkt" entspricht. Die Bezeichnung dieses syrisch-palästinischen Kriegeradels war marjanni, wozu wahrscheinlich altindisch marya „Krieger, Held" gehört. Obgleich die — somit den frühesten, noch vorwiegend nordischen Indern nächstver-

[1] Hüsing, Die Inder von Boghaz-köi, in der Festschrift für Baudouin de Courtenay, Krakau 1921; vgl. auch den Abschnitt „Rassengeschichte des indischen und des persischen Volkes" bei Günther, Rassenkunde Europas, 3. Aufl., 1929.

[2] Vgl. Reallexikon der Assyriologie, Bd. I, 1928, unter „Altkleinasiatische Völker".

[3] Vgl. Boek, Die Mitannisprache, Mitteilungen der Vorderasiatischen Gesellschaft, Jahrgang 14, 1909, S. 1 ff.

wandte — Herrenschicht der Mitanni wahrscheinlich schon die kaukasische (alarodische) Sprache der Mitanni-Unterschicht angenommen hatte, hatte sie überlieferte indogermanische Namen bewahrt; ja die Mitanni nennen noch Götter indogermanischer Herkunft als ihre Schwurzeugen: so Indra, Waruna und Mithra, die beiden ersten aus Indien, der dritte aus dem alten Persien bekannt. Ein Mitanni-Name ist wahrscheinlich auch der des um das Jahr 1000 lebenden Hettiters Uria, des Heerführers im Dienste Davids.[1]

Über die leiblichen Züge der Mitannikrieger aus der Zeit um 1300 v. Chr. hat sich nach bildlichen Darstellungen aus dem Grabe des Ägypterkönigs Haremhab Eduard Meyer wie folgt ausgesprochen: „Unter den Gefangenen aus Syrien erscheinen hier neben den scharf charakterisierten Semiten und völlig verschieden von den Chetitern auf den Reliefs der 19. Dynastie ganz andersartige Gestalten, bärtige und bartlose Köpfe, zum Teil Greise, mit fein durchgearbeiteten Gesichtszügen und langem, oben abgeplattetem und in der Mitte ein wenig eingedrücktem Schädel.... Innerhalb der vorderasiatischen Völkerwelt erscheinen sie als völlig fremdartiges Element, zeigen vielmehr den Typus, den wir bei den Europäern und den Persern finden, und bestätigen so die sprachlichen Zeugnisse über die Herkunft der Marjanni."[2]

Anzeichen einer Mitanniherrenschicht finden sich von Syrien aus über Nordpalästina bis nach Judäa. Vielleicht hat diejenige Völkerwelle nordischer Rassenherkunft, welche zum Adel des Mitannireiches wurde, das Pferd in Vorderasien eingeführt. Wie Kamel und Esel für die Völker des alten Morgenlandes, vor allem die semitischer Sprache, bezeichnend sind — der Esel als morgenländisches Haustier ist wohl vom ostafrikanischen Steppenesel abzuleiten, das Kamel wohl aus Turkestan und Innerasien —, so wird das Pferd, das wohl vom mitteleuropäischen Wildpferd der Vorgeschichte abzuleiten ist, kennzeichnend für die in Vorderasien eindringenden Stämme indogermanischer Sprache. Die Einführung des Pferdes in Kanaan ist später (S. 127) nochmals zu betrachten.

Die Gattin des ägyptischen Königs Amenhoteps IV., Mutter des ketzerischen Königs Echnaton, wird als eine mitannische Königstochter angesehen.[3] Von ihr sind Bilder erhalten, von denen eines

---

[1] Zu den Mitanni vgl. Reallexikon der Vorgeschichte, Bd. 8, 1927, S. 294, unter „Mitanni", und Reallexikon der Assyriologie, Bd. 2, 1929, unter „Arier in Syrien und Mesopotamien".

[2] Eduard Meyer, Geschichte des Altertums, Bd. II, 1929, S. 34.

[3] Dem widerspricht Eduard Meyer, Geschichte des Altertums, Bd. II, 1929, S. 323: Teje sei eine Ägypterin gewesen.

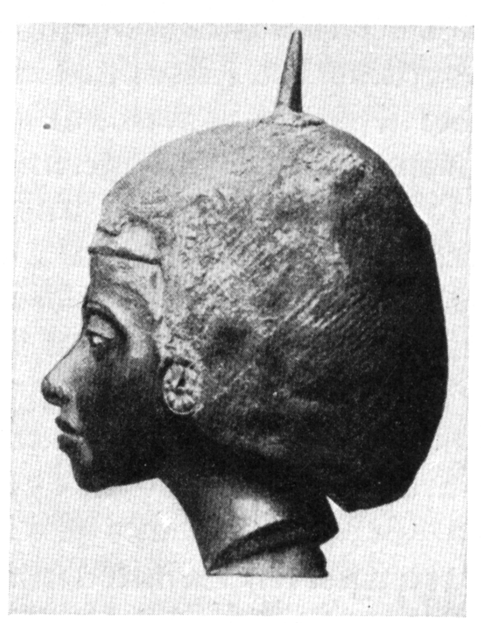
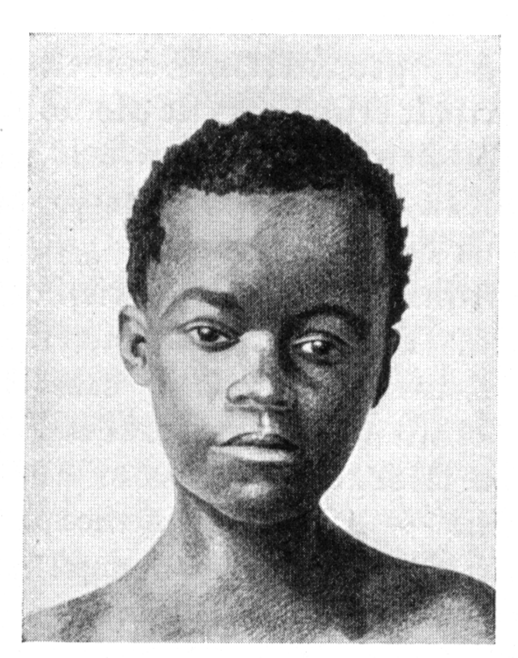


Abb. 49. Königin Teje, Gattin Amenhoteps IV. Um 1380 v. Chr.



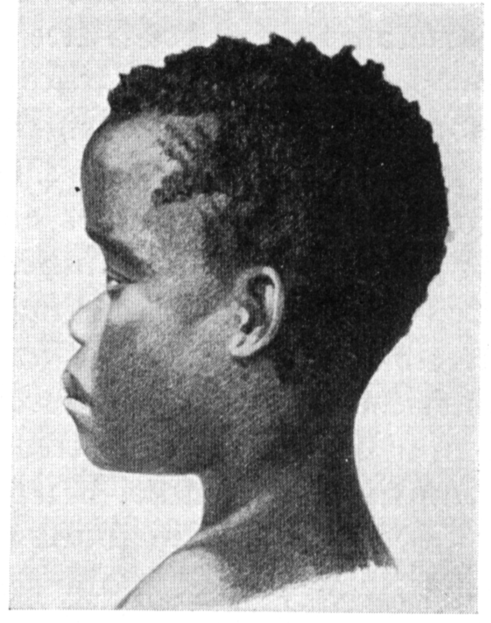


Abb. 50. Akkamädchen aus dem östlichen Kongowald, zu einem afrikanischen Pygmäenschlag gehörig
(Nach Stuhlmann, Mit Emin Pascha, 1894)

außereuropäische Züge zeigt, die geradezu einen gewissen negerischen oder negerähnlichen (negriden) Eindruck machen, ein anderes — abgebildet bei Petrie, Researches in Sinai (1906) — das mehr Züge trägt, wie sie noch heute im Rassengemische des Morgenlandes möglich sind. Dabei berichten aber ägyptische Zeugnisse von den blauen Augen der Königin Teje.[1] Ein geringer Einschlag der den Mitanni-Adel kennzeichnenden nordischen Rasse ist also auch ihr noch eigen gewesen.

[1] Vgl. Hommel, Grundriß der Geographie und Geschichten des Alten Orients, 1926, S. 29.

Einen gewissen negerähnlichen Einschlag hat man schon für das ganze Gebiet des vorgeschichtlichen Vorderasiens vermutet, ja darüber hinaus bis nach Südpersien und Indien. Die gekräuselten Schläfenhaare, die der römische Geschichtsschreiber Manilius (zur Zeit des Kaisers Augustus) den Syriern zuschreibt, werden auf solche Einschläge zurückzuführen sein.[1] Stuhlmann nimmt eine vorgeschichtliche Bevölkerung mit dunkler Hautfarbe und Kraushaar an, die von Afrika über das östliche Arabien und südliche Asien über die Inseln Niederländisch-Indiens bis nach Australien gereicht habe,[2] eine Bevölkerung, die sich nach Ende der Tertiärzeit von Südasien aus verbreitet habe. Schon de Lapouge hatte auf die négritos indigènes des Gebiets um Susa aufmerksam gemacht, die er mit indischen „Negritos" zusammenstellte.[3] Solche „Negritos" oder eine gewisse dunkle kraushaarige „Zwergenrasse" nimmt auch Hüsing für das vor- und frühgeschichtliche Vorderasien an und findet deren Spuren noch im heutigen Südpersien.[4] Vielleicht sollte man bei diesem immer wieder zum Vorschein kommenden, doch rassenkundlich noch nicht eigentlich faßbaren Einschlag mehr, wie Hüsing das andeutet, an Erbanlagen vor- und frühgeschichtlicher Pygmäenbevölkerungen denken, deren Spuren heute anscheinend in Belutschistan noch am besten zu erkennen sind. Auch zum rassischen Aufbau des jüdischen Volkes wird dieser zwergwüchsige Schlag — kurzbeinig, mittel- bis kurzköpfig, mit einer rund vorgewölbten Stirn, mit kurzer, breiter Nase und kurzen, breiten Ohren, mit fleischigen Lippen und einer nach außen



Abb. 51. Hirte aus der Jordanebene Zu einem Pygmäenschlag gehörig? (Aufn. Delius, Nizza)

[1] Manilius, Astronomica IV, 19: „At Syriam produnt torti per tempora crines."

[2] Stuhlmann, Handwerk und Industrie in Ostafrika, 1910, S. 146, Tafel I Karte A.

[3] De Lapouge, L'Aryen, Son Rôle Social, 1899, S. 258.

[4] Hüsing, Völkerschichten in Iran, Mitteilungen der Anthrop. Gesellsch. Wien, Bd. 46, 1916, S. 223.

gebogenen Oberlippe, dazu mit krausem schwarzem Haar und dunkelbrauner Hautfarbe — beigetragen haben, allerdings nur durch einen geringen Einschlag.

Schädel aus syrischen Begräbnisstätten, die Blake untersucht hat, zeigen kurze Formen, die vorderasiatischen, neben langen, den orientalischen, unter den kurzförmigen aber auch einige mit nach vorn abstehenden Kiefern (Prognathie), in denen man wohl den Einschlag dieser Zwergrasse vermuten darf — nicht wie Sayce meint, einen „turkotatarischen" Einschlag.[1]

Verrät sich ein solcher Einschlag in Tejes Zügen? — Eigentlich negerische Einschläge im alten Morgenlande dürfen, wie später zu erörtern sein wird, kaum vor 1500 v. Chr. angenommen werden.

Für die Zeit um 1400 muß die Bevölkerung Palästinas nach allen bisherigen Ausführungen in der Hauptsache aus einem Gemische der vorderasiatischen, orientalischen und nordischen Rasse bestanden haben. In dieses Rassengemische brechen nun die Stämme der Hebräer ein.

---

[1] Vgl. Sayce, The Races of the Old Testament, 1925, S. 157.

III. Die Hebräer zur Zeit ihrer Einwanderung in Kanaan

Es ist oben (S. 54) von einer „amoritischen oder kanaanitischen Wanderung" von Stämmen semitischer Sprache die Rede gewesen, als deren letzte Welle die Hebräer anzusehen seien. Im folgenden sollen die größeren Völkerwellen der Stämme semitischer Sprache eingehender erörtert werden.

Man unterscheidet gewöhnlich vier semitische Völkerwanderungen:

1. Die babylonisch-semitische Wanderung, die etwa von 4000 v. Chr. ab Babylonien durchdringt. In Babylonien zeigen sich schon um 3500 v. Chr. die Sumerer (vgl. S. 47) von Stämmen semitischer Sprache überlagert oder durchsetzt.

2. Die schon erwähnte amoritische oder kanaanitische Wanderung, welche um 2500 v. Chr. oder schon früher Stämme semitischer Sprache von Babylonien her nach Syrien und Palästina führt. Von ihnen dringen die Phoinikier (Phönizier) am weitesten nach Westen vor, ihre jüngste Welle sind die Hebräer.

3. Die aramäische Wanderung: sie beginnt, ehe noch die amoritische beendet ist und durchdringt Syrien von 1200 v. Chr. ab.

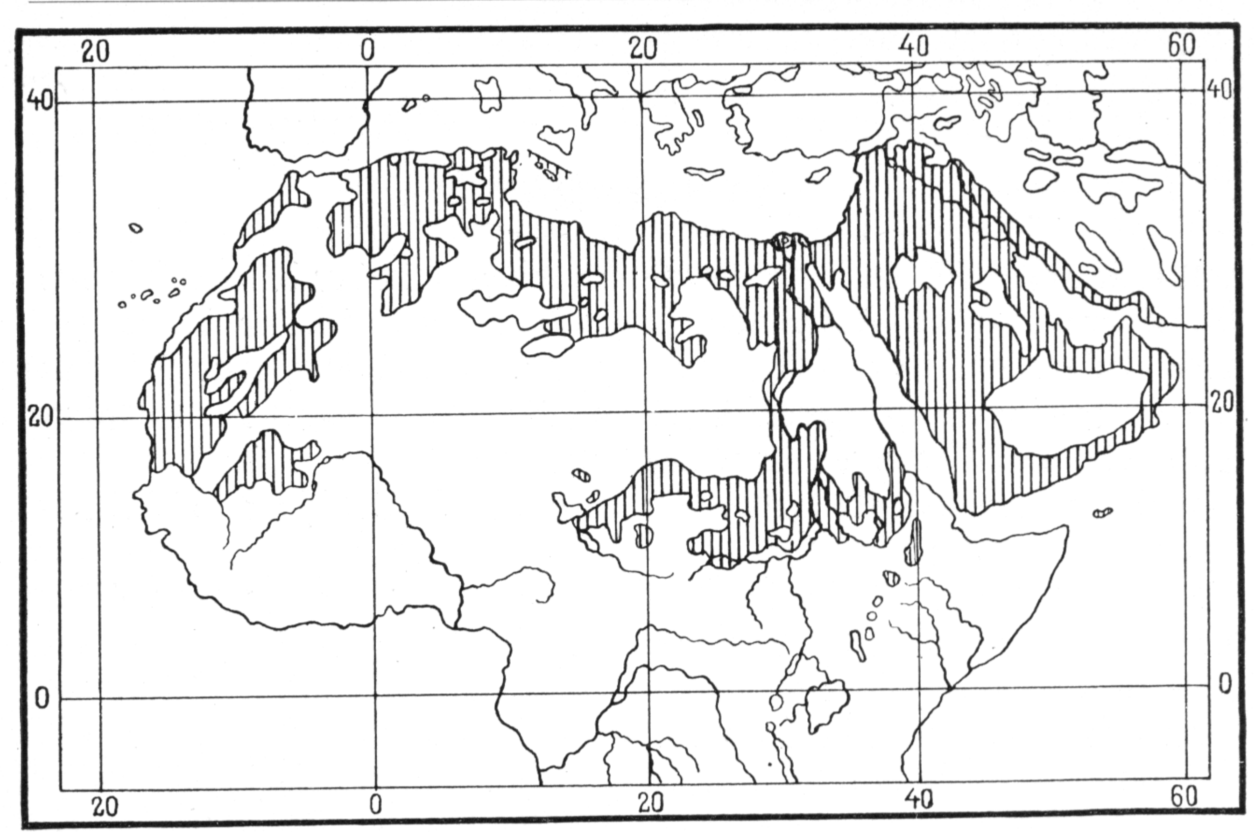
4. Die arabische Wanderung: sie erreicht Syrien im 9. Jahrhundert v. Chr., erreicht ihre weiteste Ausbreitung durch die Siegeszüge des Islams im 7. Jahrhundert n. Chr. und endet mit dem Ermatten der islamischen Kräfte.

Alle diese Wanderungen haben semitische Sprachen weithin ausgebreitet. Heute reicht das semitische Sprachgebiet vom Persischen Meerbusen bis nach Westafrika (vgl. Karte III) und somit auch über Gebiete hinweg, in denen der Rasseneinschlag, der die Überbringer der semitischen Sprache gekennzeichnet hat, schon nahezu verschwunden ist.

Wo liegt die „Urheimat" der Völker semitischer Sprache? — Man hat diese früher in Südarabien gesucht, einem Gebiete, das zur Aufnahme zahlreicher Stämme geeignet gewesen wäre, da es in vorgeschichtlicher Zeit durchaus nicht niederschlagsarm war, vielmehr ein verhältnismäßig fruchtbares, dabei durchschnittlich etwas kühleres Gebiet.[1]

Heute ist die Annahme einer arabischen Urheimat der Völker

[1] Vgl. Worrell, A Study of Races in the Ancient Near East, 1927, S. 2 ff.: „Ancient Climate".



Karte III. Gebiete der semitischen Sprachen. (Nach Weule.)

semitischer Sprache zweifelhaft geworden. Ungnad hat sie geradezu abgelehnt: „Nicht von Arabien her verbreiteten sich die Semiten, sondern von Norden her, von Syrien aus."[1]

Das Akkadische, d. h. die babylonisch-assyrischen Mundarten, steht nach Ungnad der semitischen Grundsprache, dem „Ursemitischen", am nächsten, wenn auch das Sumerische die Mitlauter (Konsonanten) des Akkadischen stark beeinflußt habe. Dies könnte einen Fingerzeig für die Ermittlung der semitischen Ursitze bedeuten. Das Gebiet, in welchem das Ursemitische die es kennzeichnenden Züge gewonnen hat, ist nach Ungnad Westsyrien und Mesopotamien gewesen.

Weitere Schlüsse werden sich vielleicht einmal aus der Erforschung der vorauszusetzenden ältesten Gestalt der semitischen Grundsprache ergeben, die nach Ungnad „im wesentlichen eine isolierende Sprache" war, also den die semitischen Sprachen eigentlich kennzeichnenden Bau noch nicht erreicht hatte. Vielleicht gewinnt ein Hinweis Hommels einmal größere Bedeutung für die Frage der semitischen Ursitze, der Hinweis nämlich, daß zwischen dem Satzbau des Semitischen und dem des Malayischen eine „vollständige" Übereinstimmung bestehe, die Hommel als „verblüffend"[2] bezeichnet. Endlich wird ja bei der Verwandtschaft des semitischen Sprachstammes mit dem hamitischen die Frage nach den Ursitzen der Völker semitischer Sprache schließlich zusammenfallen

[1] Ungnad, Das Wesen des Ursemitischen. Eine sprachgeschichtlich-psychologische Untersuchung, 1925, S. 22.

[2] Hommel, Grundriß der Geographie und Geschichte des alten Orients, Erste Hälfte, 1926, S. 18, Anm. 3.

mit der nach den Ursitzen einer der Sprache nach als semitisch-hamitisch zu bezeichnenden Menschengruppe.

Alle diese Fragen hängen aber wieder zusammen mit der nach den leiblich-seelischen Erbanlagen der Menschengruppe, welche die semitischen, und derjenigen, welche die hamitischen Sprachen ursprünglich verbreitet hat. Nun gehören die ursprünglichen Verbreiter der semitischen Sprachen aber unverkennbar der orientalischen Rasse an, die der hamitischen Sprachen der hamitischen (äthiopischen) Rasse.[1]

Es scheint aber, daß man die Urheimat der orientali-



Abb. 52. Kalksteinstandbild des assyrischen Königs Assur-nassir-pal II.
884—860 v. Chr. Aus dem Ninurta-Tempel. Anscheinend vorwiegend orientalisch. Andeutung von Mandelaugen? (Aus O. Weber, Assyr. Kunst. Wasmuth, Berlin)

[1] Leider haben die Rassenforscher, welche die afrikanischen Rassenverhältnisse untersuchen, noch keine brauchbare Bezeichnung für die „hamitische Rasse" vorgeschlagen, so daß leicht Verwechslungen zwischen hamitischer Rassezugehörigkeit und der Zugehörigkeit zu einem Volke hamitischer Sprache möglich sind. Ich setze daher immer die italienische Bezeichnung für die „hamitische Rasse", nämlich „äthiopisch", in Klammern hinter die bisher übliche deutsche Rassenbezeichnung. Die italienische Bezeichnung ist nicht besser, da sie ebenfalls zu Verwechslungen zwischen Volk und Rasse verleiten kann und gelegentlich auch noch zur Verwechslung mit einer seinerzeit von Blumenbach (1752—1840) angenommenen „äthiopischen Rasse".



Abb. 53. Assyrer. Orient. Rasse. Nase im letzten Drittel gebogen. Kennzeichnende Lippenbildung (vgl. S. 69, 70)

schen Rasse in Südosteuropa oder im südosteuropäisch-westasiatischen Steppengebiet der späteiszeitlichen Jahrtausende zu suchen habe,[1] die Urheimat der hamitischen Rasse um den Persischen Meerbusen. Diese Fragen müssen später bei Betrachtung der orientalischen und der hamitischen Rasse nochmals erwogen werden.

Jedenfalls sind die Stämme semitischer Sprache nicht, wie man früher angenommen hat, aus Arabien hervorgebrochen, sondern von Kleinasien und Syrien her in die Gebiete der verschiedenen Bevölkerungen vorwiegend vorderasiatischer Rasse eingewandert. Auf solche Weise — Überschichtung einer Bevölkerung überwiegend vorderasiatischer Rasse durch eine Herrenschicht überwiegend orientalischer Rasse — entstand nach 4000 v. Chr. das babylonische Volk, das in seiner Gesamtheit die semitische Sprache der eingewanderten Herrenschicht übernahm. Diese Herrenschicht muß demnach einen ziemlich ansehnlichen Teil des Gesamtvolkes ausgemacht haben, sonst hätte sich wohl die Sprache der Unterschicht durchgesetzt. Wie oben (S. 64) schon nach Ungnad erwähnt worden ist, zeigen die babylonisch-assyrischen Mundarten eine gewisse Ablenkung des ursemitischen Lautbestandes durch fremden Sprachgeist an. Auch Worrell hat auf diese sprachliche Erscheinung hingewiesen und sie aus der Rassenmischung erklärt. Lautliche Einflüsse der (rassisch anders zusammengesetzten) sumerischen Bevölkerung hätten sich im Akkadischen ausgewirkt.[2] Die bisherigen spärlichen Schädelfunde aus Altmesopotamien, Funde aus den Gräbern von Kisch (zwischen Euphrat und Tigris), zeigen nach den Angaben bei Buxton[3] für die Zeit um 3300 v. Chr. schon vorderasiatische Formen neben orientalischen. Buxton möchte diese als westische (mediterrane) Formen ansehen.

Die Phoinikier erscheinen nach Schädeln, die bei Sidon gefunden worden sind, als überwiegend orientalisch mit einem durchschnittlichen Längenbreiten-Index des Schädels von 79,31.[4] Auch die

[1] Ungnad, Die ältesten Völkerwanderungen Vorderasiens, 1923.
[2] Worrell, A Study of Races in the Ancient Near East, 1927, S. 105/106.
[3] Buxton, The Peoples of Asia, 1925, S. 103.
[4] Chantre, Crânes de la nécropole de Sidon, Bulletin de la Société d'Anthropologie de Lyon, 1894, S. 12.

nach Karthago ausgewanderten Phoinikier, die Punier, erscheinen nach Bertholon und Chantre[1] noch als eine überwiegend orientalische Bevölkerung mit 82% Langschädeln, dabei aber einem leichten kurzschädligen, wohl vorderasiatischen Einschlag und einem geringen negerischen Einschlag. Bertholon hat die Züge derjenigen heutigen Vertreter der Bevölkerung von Tunis, die er als Nachkommen der Punier ansehen wollte, so beschrieben, daß man sie in der Hauptsache als Züge der orientalischen Rasse auffassen möchte.[2]

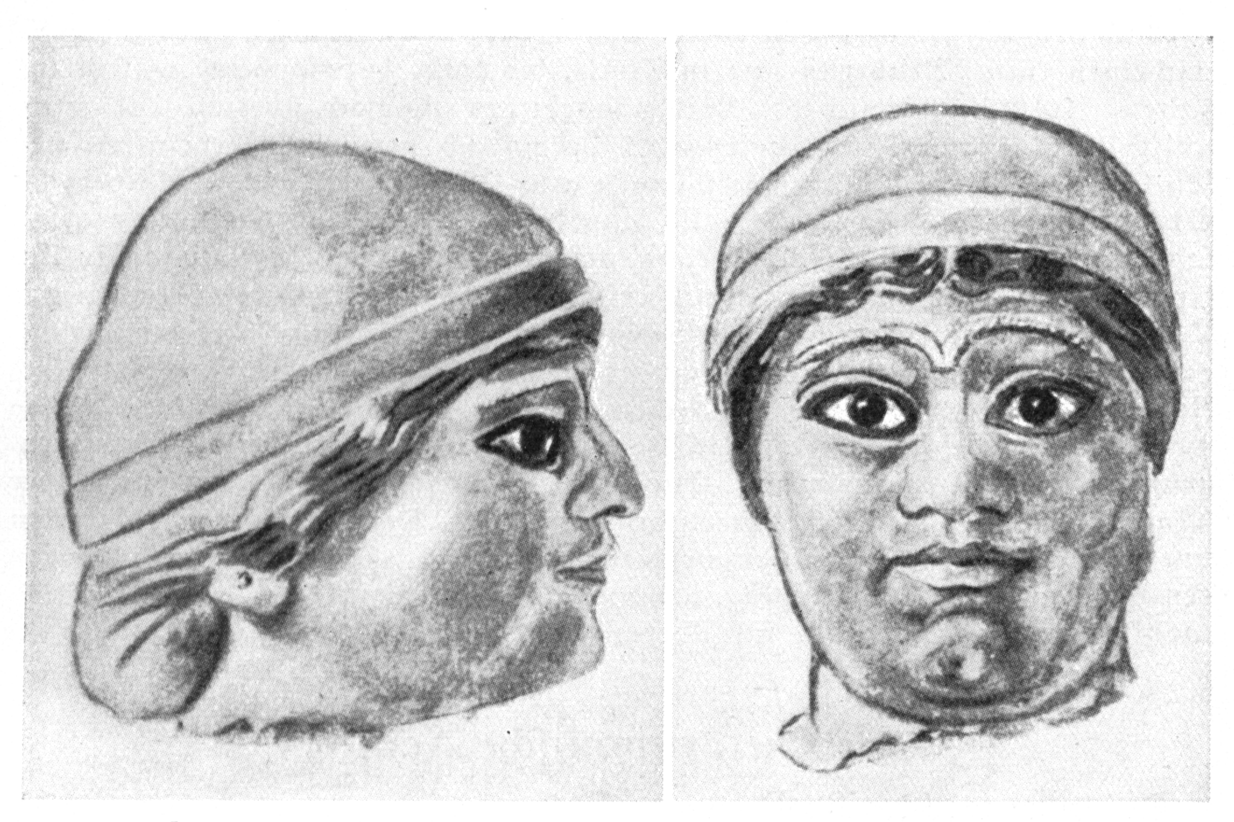


Abb. 54a, b. Assyrerin. Vorwiegend orientalisch — mit geringem vorderasiatischem Einschlag? Mandelaugen. (Nach Andrae, Ischtar-Tempel)

Die Hebräer muß man sich in dem Zeitabschnitt ihres Vorstoßes gegen Palästina als Stämme stark vorwiegend orientalischer Rasse vorstellen. Man muß überhaupt annehmen, daß bei den Stämmen semitischer Sprache die orientalische Rasse jeweils so lange vorwiegend und in ziemlicher Reinheit erhalten geblieben ist, als sie noch nomadisch lebten. Heute zeigt sich die orientalische Rasse — wie auch der semitische Sprachgeist — noch verhältnismäßig am reinsten bewahrt bei den nomadischen Arabern, den Beduinen. Die Beduinen stellen diejenigen Stämme semitischer Sprache dar, bei

[1] Bertholon und Chantre, Recherches anthropologiques dans la Berbérie orientale, 1913.

[2] Vgl. Bertholons Schilderung bei Pittard, Les Races et l'histoire, 1924, S. 409.

denen die orientalische Rasse auch heute noch am stärksten vorwiegt (vgl. Karte II). Sie scheinen sich auch dieser verhältnismäßig größeren Reinrassigkeit zum Teil mit Stolz bewußt zu sein. Volney hat erwähnt, die Beduinen rühmten sich gegenüber ihren Nachbarvölkern ihrer „reinen" Rasse.[1]

Etwa wie die heutigen Beduinen, doch viel freier von negerischen Einschlägen, muß man sich die Semiten der Vorgeschichte und der semitischen Wanderungen und somit auch die Hebräer in ihrer Frühzeit vorstellen.

Nach dem oben erwähnten Werke von Bertholon und Chantre (S. 347) erscheinen einige Araberstämme in Tunis, die dort als besonders „rassenrein" galten, Stämme nördlich des Medjerdagebirges als noch überwiegend orientalisch mit geringen negerischen und vermutlich geringen vorderasiatischen Einschlägen. Als langförmig erscheinen auch 25 Araberschädel aus Aden, die Chantre (S. 350) beschreibt, also aus dem Gebiete, das durch eine orientalisch-hamitische Araberbevölkerung gekennzeichnet ist. Nach Mochis Untersuchungen von Araberschädeln erscheinen die Schädel aus Afrika und Palmyra als langförmig, die aus Asien und Syrien als mittel- bis kurzförmig: hier war die Vermischung mit der vorderasiatischen Rasse eingetreten.[2] Nach Messungen Chantres an ägytischen Beduinen hat Pittard unter diesen 90% Langköpfe berechnet.[3] Die Körperhöhe einiger ägyptischer Beduinengruppen läßt einen gewissen Einschlag hamitischer Rasse vermuten, der Nasenindex einen gewissen negerischen Einschlag. Die Araber in den Gebieten um den Persischen Meerbusen verraten nach v. Luschans Untersuchungen den vorderasiatischen Einschlag, der dort zu erwarten ist. Man wird sie gleichwohl durchschnittlich noch für überwiegend orientalisch halten.[4]

a) Die orientalische Rasse

Die orientalische Rasse wurde früher, wird aber auch heute noch oft als „semitische Rasse" bezeichnet, was zu Verwechslungen zwischen sprachlicher und rassischer Zugehörigkeit geführt hat und immer wieder führen muß. Auch die Bezeichnung „arabische Rasse" findet sich, besonders im englischen Schrifttum. Sie führt ebenso zu Verwechslungen zwischen Volk und Rasse. Reche hat die hier zu betrachtende Rasse homo mediterraneus var. orientalis genannt, durch welche Benennung die Verwandtschaft mit der westischen (mediterranen) Rasse gut ausgedrückt ist.

Die Bezeichnung „orientalische Rasse" stammt von Eugen Fischer. Sie darf nicht mit der Bezeichnung Denikers für die heute

[1] Volney, Reise nach Syrien und Ägypten, Bd. I, 1788, S. 290.

[2] Mochi, Sulla antropologia degli Arabi, Archivio per l'Antropologia, e l'Etnologia, Bd. 36, 1907, Heft 3.

[3] Pittard, Les Races et l'histoire, 1924, S. 436/437.

[4] Vgl. v. Luschan, Völker, Rassen, Sprachen, 1922, S. 92.

(nach Nordenstreng) „ostbaltisch“ genannte Rasse, nicht mit Denikers race orientale verwechselt werden. Clauß hat die orientalische Rasse „wüstenländischen Typus“ genannt, nachdem er — wie dies bei Betrachtung des so benannten Menschenschlags immer geschehen ist — Beziehungen zwischen Wüstenlandschaft und seelischer Eigenart der orientalischen Rasse angenommen hatte. Eine Beziehung zwischen Wüste und orientalischer Rasse läßt sich deutlich erkennen: die nämlich, daß Stämme überwiegend orientalischer Rasse durch ihr seelisches Verhalten aus früheren Anbauflächen Wüste werden ließen und lassen, Vorgänge, wie sie Darré mehrfach erörtert.[1]



Abb. 55. Bäckerjunge aus Tunis
(Aufn. Delius, Nizza)
Vorwiegend orientalisch

Die orientalische Rasse ist mittelgroß, eher zu höherem als zu niedrigerem Wuchs neigend, dabei stets schlank, oft hager. Im männlichen Geschlecht zeigt sich öfters ein Körperbau mit gewölbter Brust und kräftig angesetzten Muskeln; sehnige Gestalten sind nicht selten. Im weiblichen Geschlechte erscheinen häufig geschmeidig abgerundete Gestalten mit breiten, ziemlich schwer wirkenden Hüften.

Die orientalische Rasse ist ausgesprochen langköpfig und schmalgesichtig, mit einem weit über den Nacken ausladenden Hinterhaupt, mit schmaler, meist erst im unteren Drittel gebogener (Abb. 53, 67, 85), seltener im oberen Drittel winklig gebogener (Abb. 66), nicht besonders stark hervorspringender, ja gelegentlich auch im männlichen Geschlecht etwas flachliegender Nase, die hin und wieder eine ziemlich tiefliegende, doch stets schmale Nasenwurzel zeigt (Abb. 70).

[1] Darré, Das Bauerntum als Lebensquell der Nordischen Rasse, 1929, S. 46.



Abb. 56. Henriette von Frankreich Königin von England, 1609—1669, Tochter Heinrichs IV. und der Maria von Medici. Vorwiegend orientalisch. Mandelaugen (Gem. van Dyck)



Abb. 57. Italien. Gräfin Camilla Minelli Vorwiegend orientalischer oder stärkerer orientalischer Einschlag. Mandelaugen. (Gem. Carriera)

Die Lippen sind leicht gewulstet oder doch, auch wenn sie dünn sind, wie lächelnd geschwungen und vorgespitzt erscheinend, so als ob man gleichzeitig den Mund nach vorn spitze und die Mundwinkel nach seitlich oben ziehe. Die Mundspalte ist ziemlich kurz („ein kleiner Mund"), Mund und Kinnspitze treten oft hervor, während die Kinnunterlippenfurche (Kinnrinne, sulcus mentolabialis) dazwischen tief zurückliegt. Die Kinnunterlippenfurche, jene Furche tiefster Einbuchtung zwischen Unterlippe und Kinn, liegt oft höher als bei den anderen Rassen (Abb. 56, 68, 110), was den Gesichtern orientalischer Rasse einen kennzeichnenden Zug verleiht. Die Unterlippe wirkt dadurch manchmal wie leicht vorgeschoben und ist es wohl auch öfters.

Öfters — doch offenbar mehr in der Kindheit und Jugend und beim weiblichen Geschlecht — ist die Lidöffnung mandelförmig gebildet, d. h. der innere Augenwinkel ist — verglichen mit der in Europa verbreiteten spindelförmigen Lidöffnung — mehr rund, der äußere mehr spitz gezeichnet. Dabei zieht die Lidspalte in der Längsrichtung leicht nach außen aufwärts (Abb. 56, 57). Die Augen der orientalischen Rasse wirken oft wie eingesunken, zumal wenn sie, wie es anscheinend häufiger vorkommt, in fettarme, gelegentlich wie ausgedörrt erscheinende Lider eingebettet sind. Öfters sind die Brauen stark gebogen, hoch ge-



Abb. 58. Andeutung von Mandelaugen bei einer Jüdin aus Osteuropa

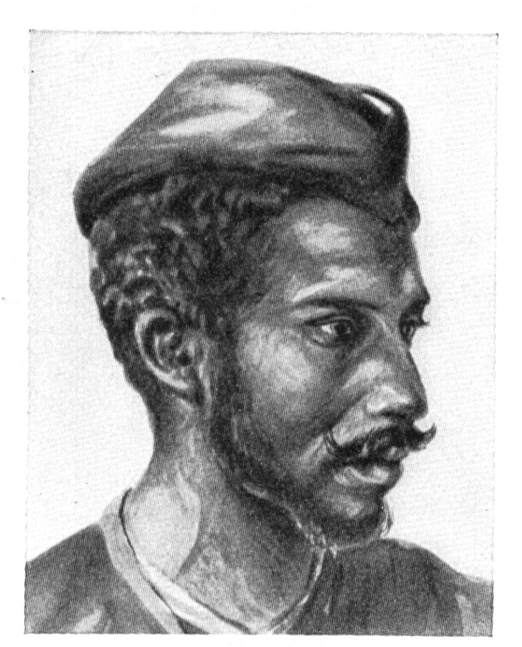


Abb. 59. Algerien
Soldat im französischen Heer. Vorw. orient. mit leichtem vorderasiat. u. negerisch. Einschl.



Abb. 60. Algerien
Soldat im französischen Heer
Vorwiegend orientalisch

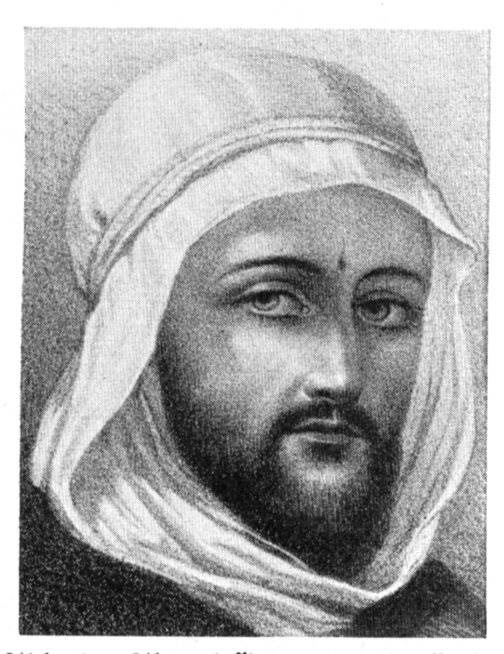


Abb. 61. Abd-el-Kader, arab. Emir, 1807—1883
Westischer (mediterraner) Einschlag?

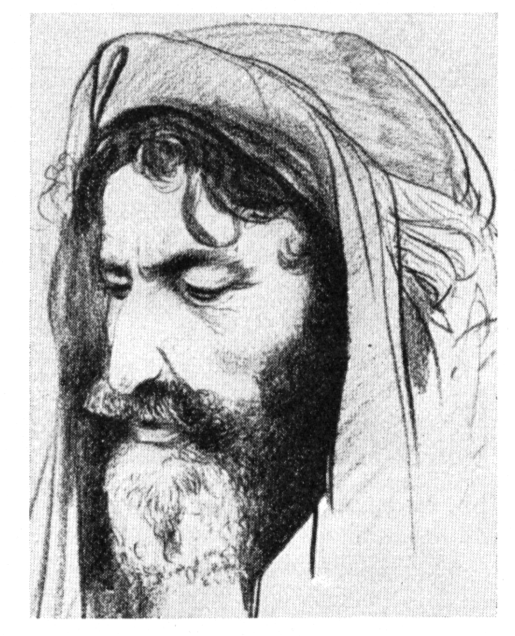


Abb. 62. Araber, gezeichnet im Jordantal von W. Genz 1873. Vorderasiatischer Einschlag (Kupferstichkabinett Dresden)

Vorwiegend orientalisch

wölbt, die Wimpernhaare lang. Die Ohren sind verhältnismäßig klein und oft sehr anliegend.

Die Haut ist hell-bräunlich, oft anscheinend heller als die Haut der westischen (mediterranen) Rasse, dann aber von blasser, matter Helligkeit, nie rosig-hell. Das Haar ist dunkelbraun oder schwarz und meist lockig; das einzelne Haar ist dünn und weich; die Regenbogenhaut des Auges ist dunkelbraun.

Anscheinend finden sich besonders im weiblichen Geschlecht der orientalischen Rasse ziemlich viele Augen, bei denen die Horn-

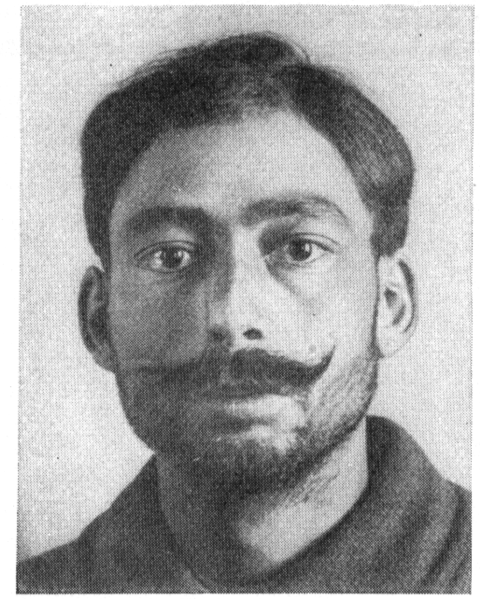


Abb. 63 a, b. Algerien. (Aufn. Lenz)

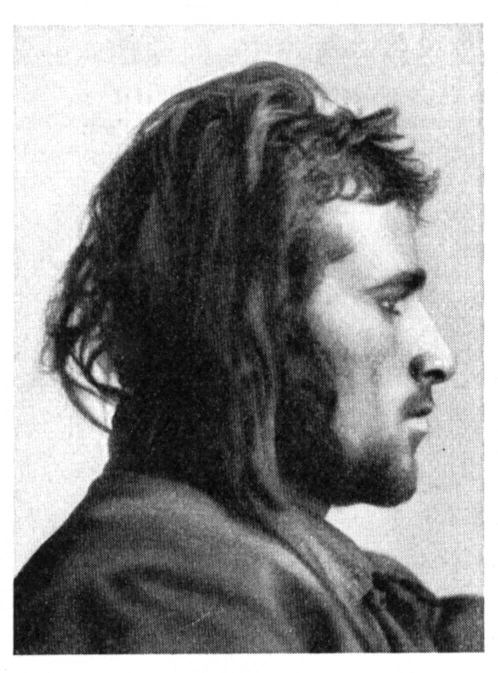
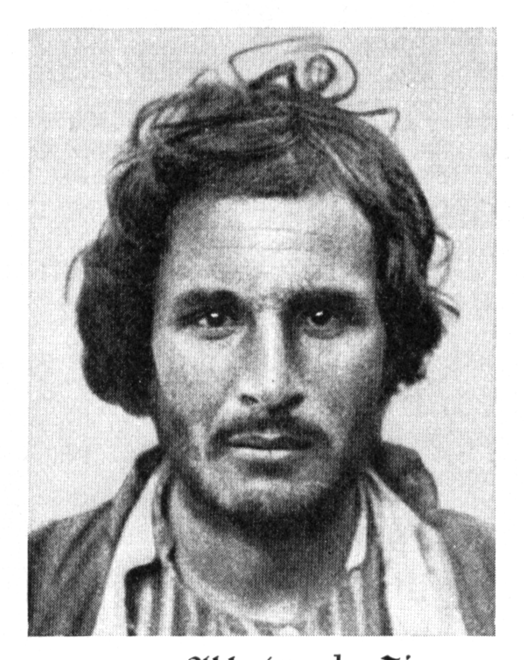


Abb. 64 a, b. Chaldäer aus Gesyra. Einschlag einer kurzköpfigen Rasse? (Aufn. v. Luschan)



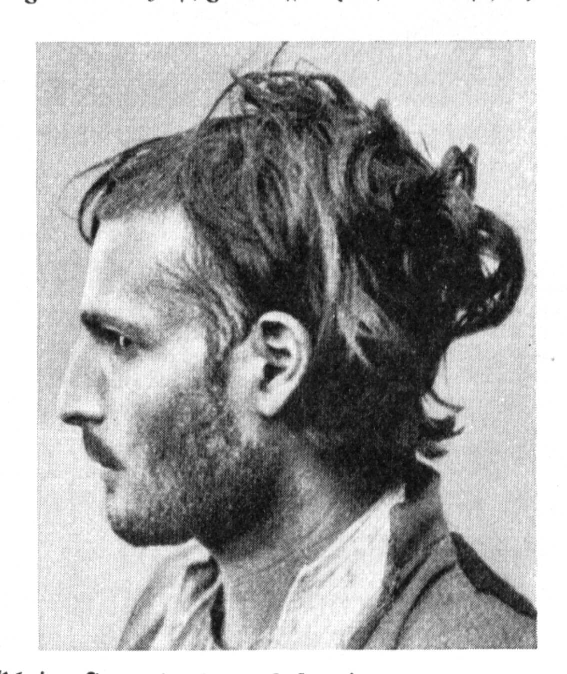


Abb. 65 a, b. Zigeuner aus Kleinasien. (Aufn. v. Luschan)

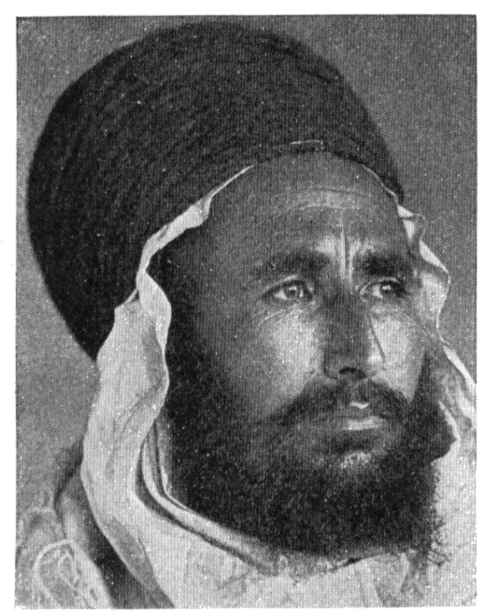


Abb. 66. Araber. Südalgerien (winkelig gebog. Nase). Gering. nord. Einschlag? Nach Weninger K: 76,64; G: 98,52. (Aufn. Anthropol. Inst., Wien)

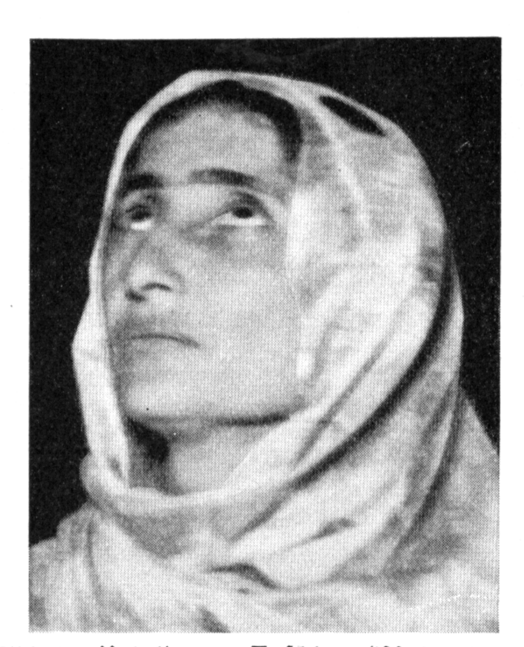


Abb. 67. Usbekin aus Taschkent (Westturkestan). Nase im letzten Drittel gebogen



Abb. 68. Mumienbildnis aus Ägypten 2. Jahrh. n. Chr. Kennzeichnende Lippenbildung



Abb. 69. Mumienbildnis: Grieche vom Ende des 2. Jahrh. n. Chr. Nord. Einschlag? (Nach Buberl, Griech.-ägypt. Mumienbildnisse)



Abb. 70. Araber, Scheich aus der Oase Palmyra

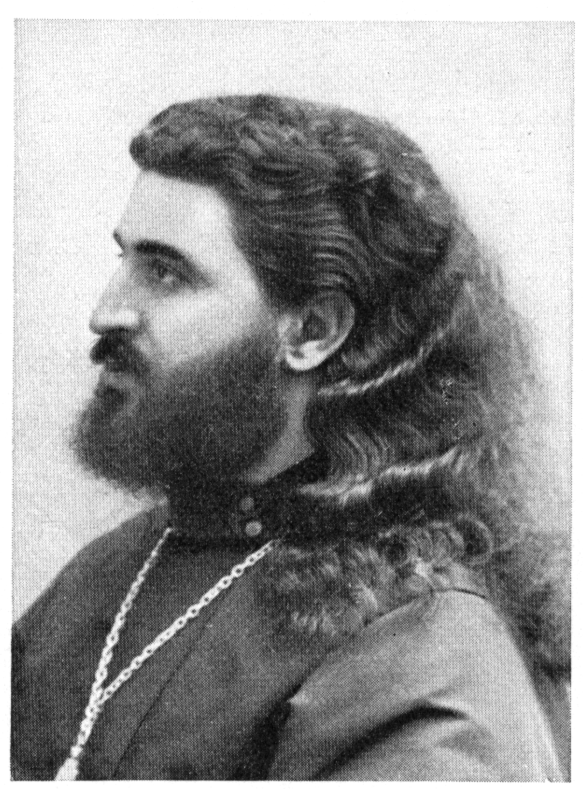


Abb. 71. Araber aus der algerischen Sahara (Aufn. v. Eickstedt)

Orientalisch oder vorwiegend orientalisch

haut sowohl in wagrechter wie in senkrechter Richtung stärker gekrümmt ist als bei anderen Rassen, wahrscheinlich mit Ausnahme der hamitischen Rasse, bei der sich solche stärker gekrümmten Augäpfel wohl auch häufiger finden.

Der Bart des männlichen Geschlechts ist ziemlich voll. Es scheinen sowohl Bärte vorzukommen, die deutlich aus drei Teilen, Backen-, Schnurr- und Kinnbart, bestehen, wie auch Bärte, deren Teile zusammen einen ununterbrochenen Vollbart ergeben. Die Bartform, die sich auf altägyptischen Darstellungen bei Stämmen



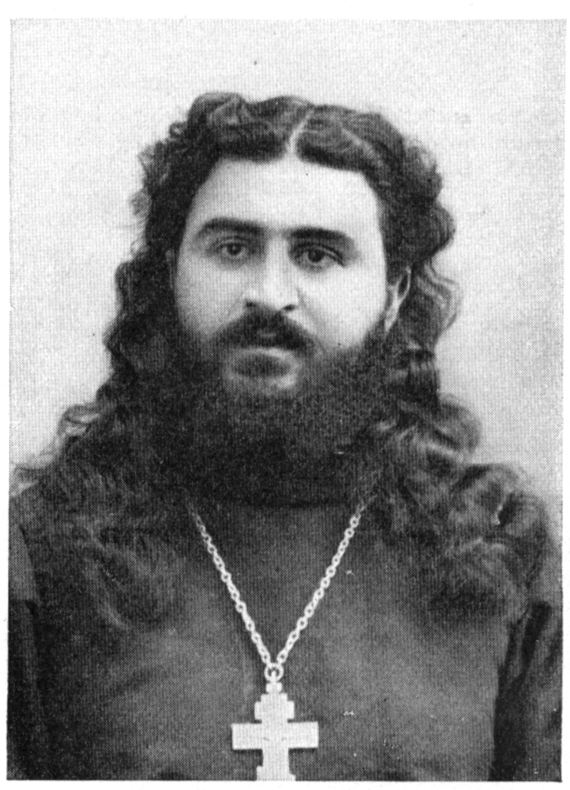


Abb. 72 a, b. Geistlicher aus Batum. (Aus einer rassenkundlichen Sammlung)
Vorwiegend orientalisch mit Einschlag einer breitgesichtigen Rasse und mit leichtem nordischem Einschlag?

semitischer Sprache und überwiegend orientalischer Rasse öfters findet, nämlich bartlose Lippen bei Backenbart und spitz zulaufendem Kinnbart (vgl. Abb. 116), stellt eine besondere Barttracht dar und entspricht nicht etwa rassischen Erbanlagen.

Das weibliche Geschlecht der orientalischen Rasse altert rasch, nachdem es zwischen 12 und 20 Jahren seine günstigste Altersstufe erreicht hat, auf welcher Stufe auch das voll-schmale Gesicht mit dem weiblich abgerundeten Kinn am anziehendsten wirken mag. Eine gewisse Schlankheit des Wuchses bleibt ihm zumeist auch bei der kennzeichnenden Hüftenbreite eigen und auch bei einer Neigung zu massiger Ausbildung der Brüste.

Außer der in der orientalischen Rasse anscheinend selteneren

schalenförmigen Brust und der halbkugeligen Brust findet sich beim weiblichen Geschlecht der orientalischen Rasse anscheinend häufiger die birnförmige (piriforme, konische) Brust, d. h. eine Brustform, bei welcher der Längendurchmesser geringer ist als der Höhendurchmesser. An dieser Brustform sind nach Lagneau



Abb. 73. Jüdin aus Algier. Vorwiegend orientalische Rasse
(Aus Fishberg, Rassenmerkmale)

in Südfrankreich Frauen zu erkennen, die von dort ansässig gewordenen mittelalterlichen Sarazenen (überwiegend orientalischer Rasse) abstammen.[1] Die bei den morgenländischen Völkern und so auch im jüdischen Volke vorkommenden sog. ziegeneuterförmigen Brüste des weiblichen Geschlechts, d. h. birnförmige Brüste, deren Längsrichtung mehr nach abwärts führt und deren Warze stark nach abwärts gerichtet ist, sind wohl eher auf Einschläge negerischer

[1] Vgl. Günther, Rassenkunde Europas, 3. Aufl., 1929, S. 115.

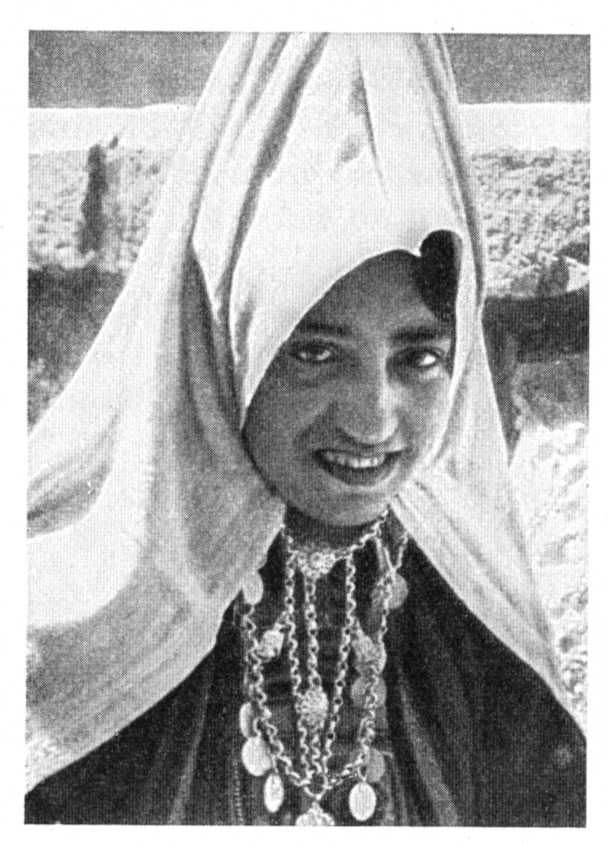


Abb. 74. Frau aus Bethlehem. Vorwiegend orientalisch
(Aufn. Gröber, Palästina. Wasmuth, Berlin)

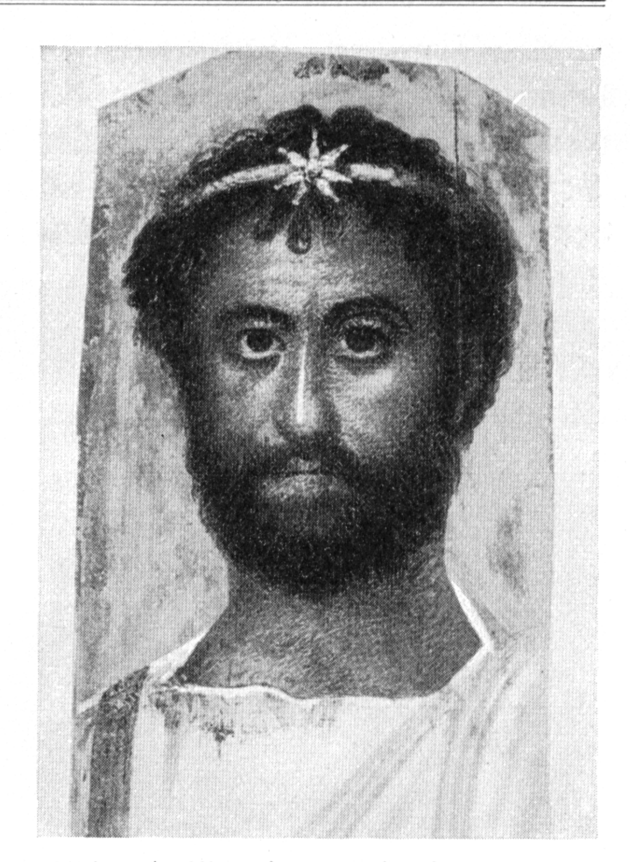


Abb. 75. Mumienbildnis eines ägypt. Priesters. Vorwiegend orientalisch
(Nach Petrie, The Hawara Portfolio, 1913)

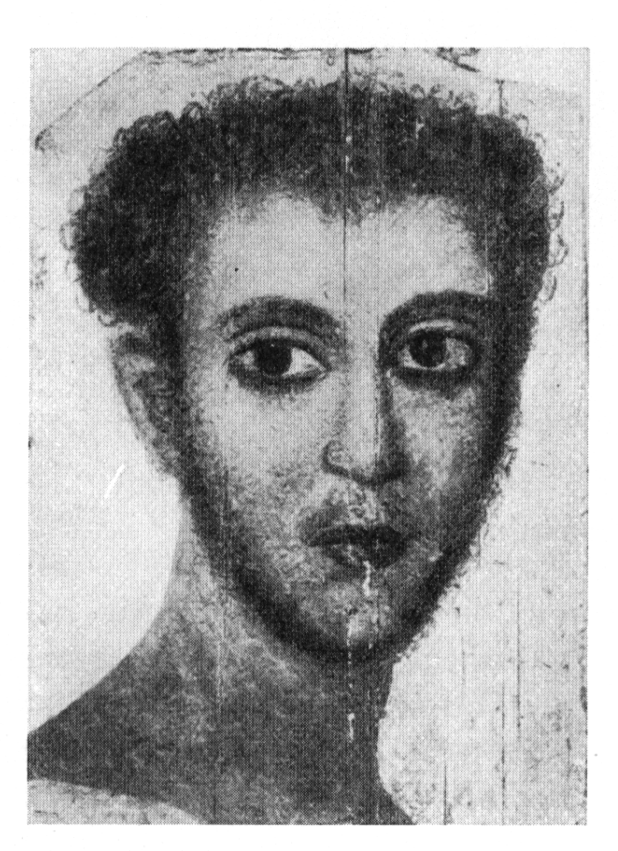


Abb. 76. Mumienbildnis eines griech.-ägypt. Mischlings. Vorwiegend orient. mit westischem Einschlag? (Nach Buberl)

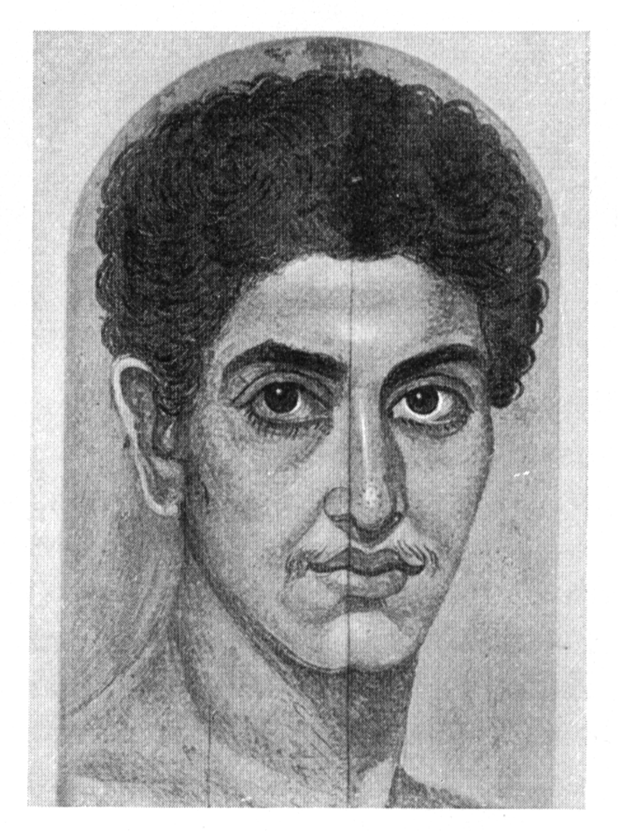


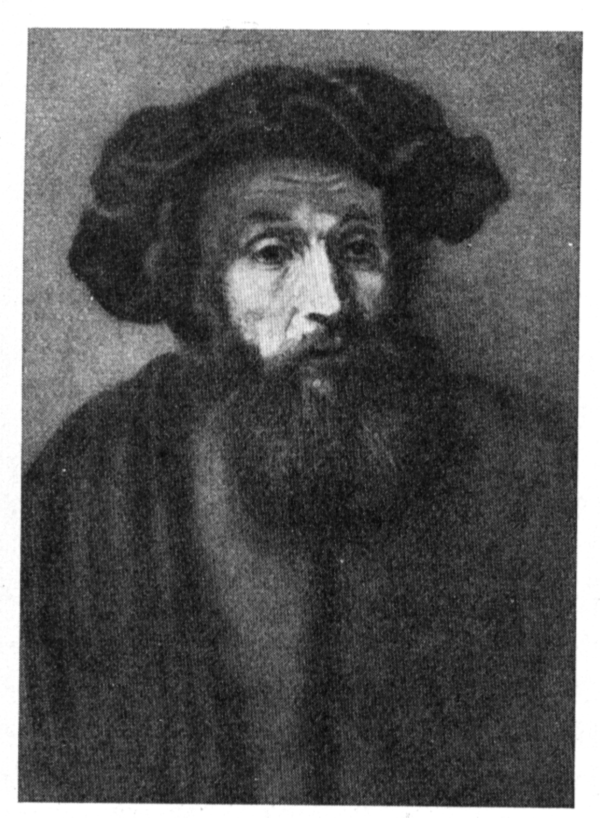
Abb. 77. Mumienbildnis. Vorwiegend orientalisch
(Nach Petrie, The Hawara Portfolio, 1913)



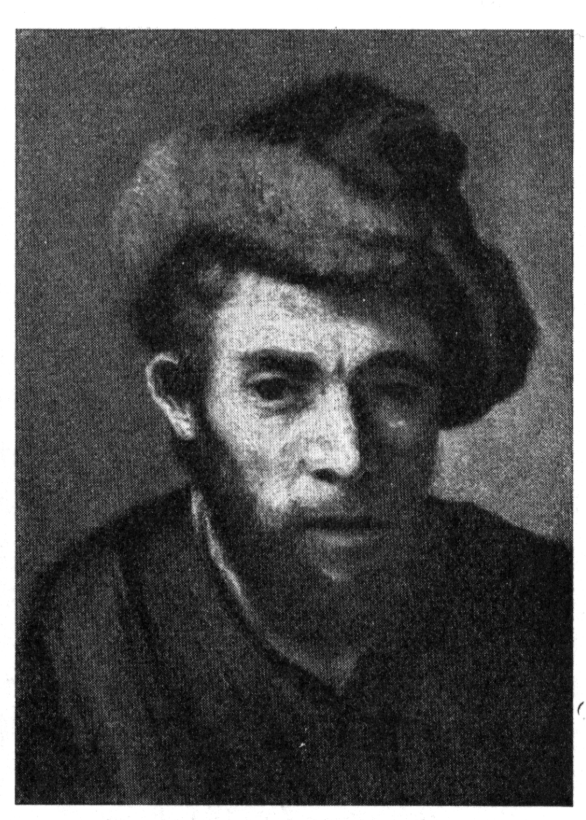
78. (Aus der Eremitage, St. Petersburg)
Leichter vorderasiatischer Einschlag



79. (Aus dem Staatlichen Museum, Berlin)



80. (Aus der Nationalgalerie, London)



81. (Aus dem Louvre, Paris)

Abb. 78—81. Vorwiegend oriental. Juden nach Gemälden Rembrandts

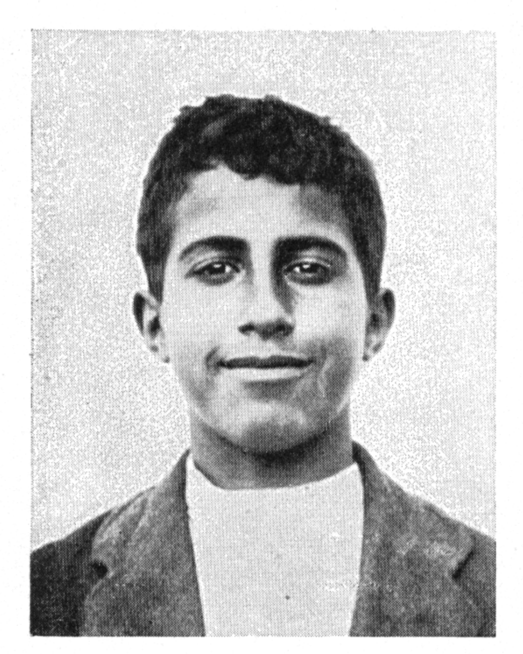
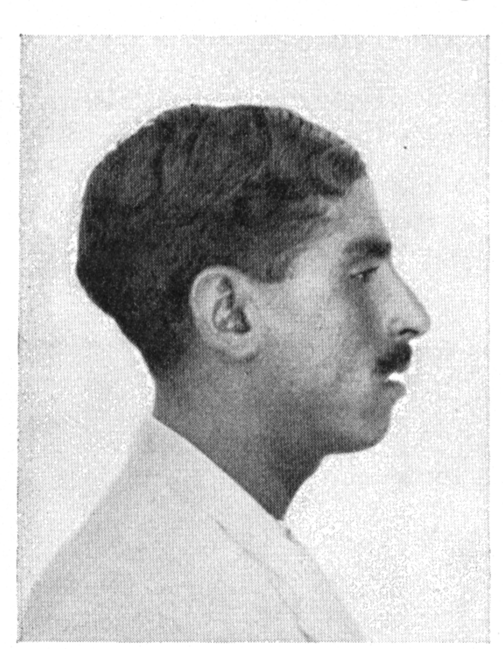




Abb. 82 a, b. Jugendlicher Araber aus Jerusalem.



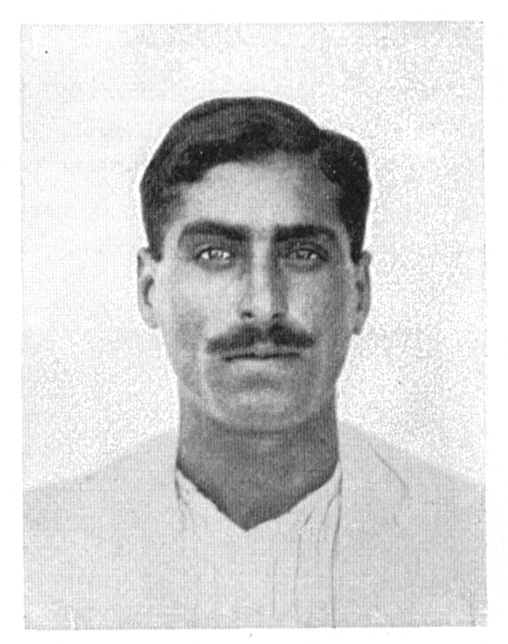


Abb. 83 a, b. Arabischer Beduine aus Palästina. (Vier Aufn. Passarge, Hamburg)
Vorwiegend orientalisch

Rasse als auf solche orientalischer Rasse zurückzuführen, wie sich diese Brustformen wohl innerhalb der Gebiete stärksten negerischen Einschlags am häufigsten finden.

Die orientalische Rasse ist wahrscheinlich der westischen (mediterranen) am nächsten verwandt. Beide Rassen können als zwei verschiedene Schläge innerhalb einer Rasse aufgefaßt werden, wenigstens in leiblicher Hinsicht. In seelischer Hinsicht erscheint die Verschiedenheit der beiden Rassen größer.

Ein Bild der seelischen Eigenart der orientalischen Rasse wird man am ehesten aus einer Betrachtung des seelischen Verhaltens der arabischen Beduinen, vor allem der älterer Zeitabschnitte, ge-

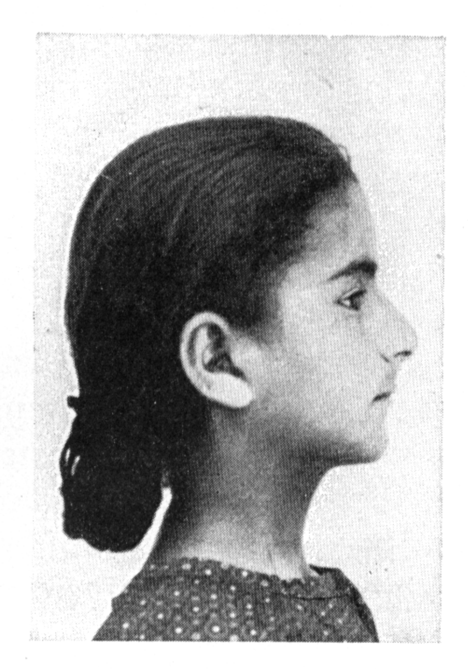



Abb. 84 a, b

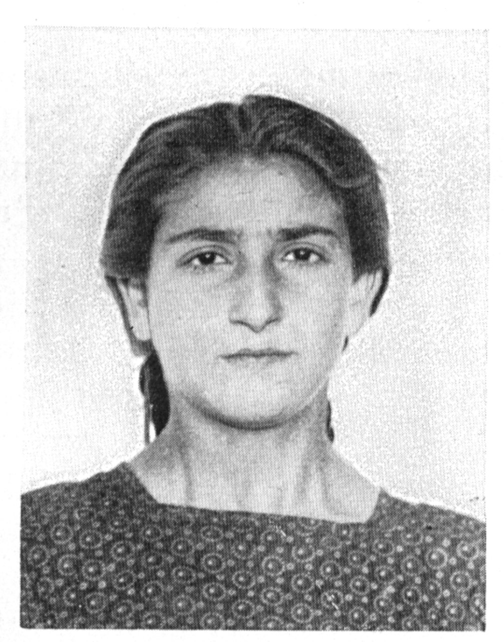



Abb. 85 a, b. Aus dem syrischen Waisenhause Jerusalem. (Aufn. Passarge, Hamburg)
Vorwiegend orientalisch

winnen. An ihnen ist immer wieder ein Sinn für eine sich abschließende Würde und eine gewisse Starrheit der Empfindungen aufgefallen, eine Starrheit, welche anscheinend auch die Ausbildung einer arabischen Tonkunst und eines arabischen Schauspiels jeweils so lange gehemmt haben, bis Vermischungen mit der vorderasiatischen Rasse eingetreten sind. Den Völkern und Menschen anderer Rasse ist an Stämmen vorwiegend orientalischer Rasse immer auch eine gewisse Starrheit der Götter- oder Gottesvorstellungen aufgefallen, zugleich ein Glaubensleben, dessen Unduldsamkeit gegenüber Andersgläubigen sich bis zur Verfolgungswut steigert. Nicht nur in ihrem Glauben, sondern öfters auch im

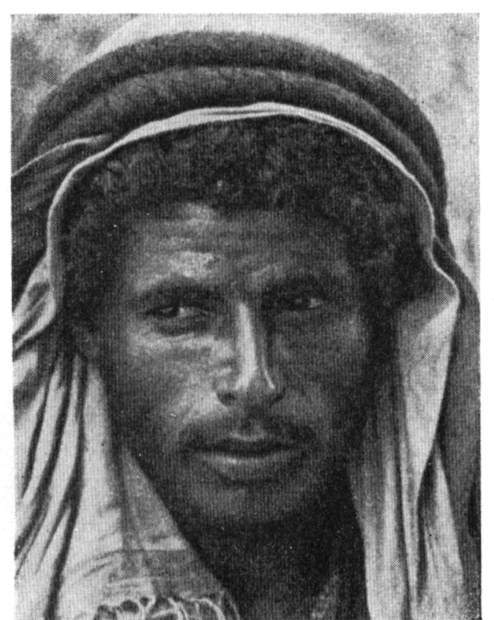
Alltagsleben kennzeichnet die Menschen orientalischer Rasse ein düsterglühender Ernst, der nur von jäher Leidenschaft immer wieder durchbrochen wird, wie auch die würdige Selbstbeherrschung des orientalischen Menschen jäh von ausbrechender geschlechtlicher Sinnlichkeit durchbrochen werden kann. So wechselt auch der seelische Zustand orientalischer Menschen zwischen lässiger, oft träg hindämmernder Ruhe und angespannter Unternehmung.

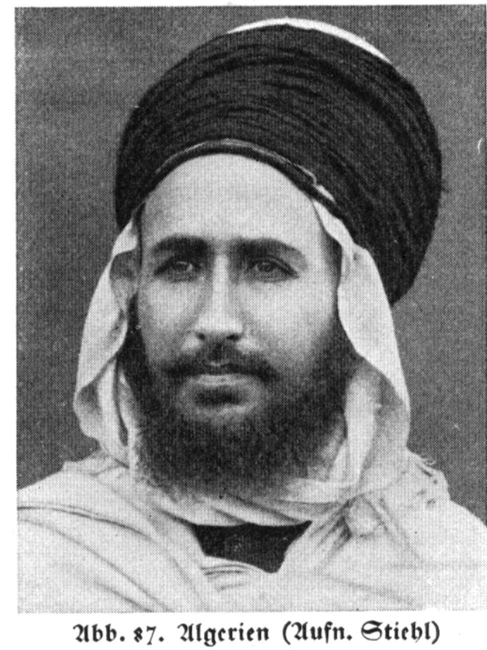
Eine nicht tiefe, doch scharfe Beobachtungsgabe, zähe Willenskraft, berechnende List, kalte Mitleidslosigkeit und ausschweifende Rachsucht werden stets gelenkt oder wieder beherrscht von einem nüchternen Verstand. Die ausgesprochene Streitbarkeit bleibt doch immer der Berechnung unterworfen: der überraschende Raubüberfall, dessen Gelingen sehr wahrscheinlich erscheint, kennzeichnet orientalisches Wesen.

Der englische Orientalist Sayce[1] gibt eine Schilderung des seelischen Verhaltens des „Semiten", die annähernd einer Schilderung der orientalischen Rassenseele gleichkommt, in der aber einzelne Züge eher auf das seelische Wesen der vorderasiatischen Rasse deuten. Wenn er den „Semiten" geschmeidig und geschickt nennt, wenn er ihm ein gutes Gedächtnis, starken Familiensinn und Erwerbssinn zuschreibt und bei ihm — dem an sich Kriegerischen — einen Abscheu vor der Manneszucht in einem Heere feststellt, so wird er damit wesentliche Züge der orientalischen Rassenseele kennzeichnen. Früher wollte Sayce das seelische Wesen semitischer Stämme vorwiegend orientalischer Rasse zusammenfassen in die Worte: „Eindringlichkeit des Glaubens, Wildheit, Unzugänglichkeit, Einbildungskraft" (intensity of faith, ferocity, exclusiveness, imagination).

Ich vermute aber, daß die hier genannte Einbildungskraft (imagination) sich in den Stämmen semitischer Sprache hauptsächlich als Anzeichen eines Einschlags vorderasiatischer Rasse ausgewirkt hat, sie ließe sich kaum mit der Nüchternheit des scharfen orientalischen Verstandes vereinigen. Die arabische Sprache kann als ein Zeugnis über das seelische Wesen der orientalischen Rasse herangezogen werden, da sie ursemitische Züge am besten bewahrt hat und auch heute noch von solchen Semitenstämmen — den beduinischen — gesprochen wird, die sich am stärksten vorwiegend orientalisch erhalten haben. Das Arabische aber läßt nach Bergsträßer die seelischen Eigenschaften des „altarabischen Beduinen", also des Menschen orientalischer Rasse, erkennen: „nüchternen Sinn, Beobachtungsgabe und ein ausgesprochenes Interesse für

[1] Sayce, The Races of the Old Testament, 3. Aufl., 1925, S. 121/122.


Abb. 86. Beduine aus Palästina


Abb. 87. Algerien (Aufn. Stiehl)

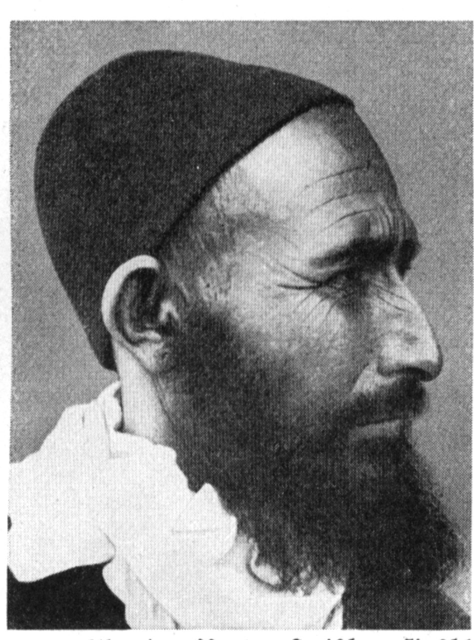
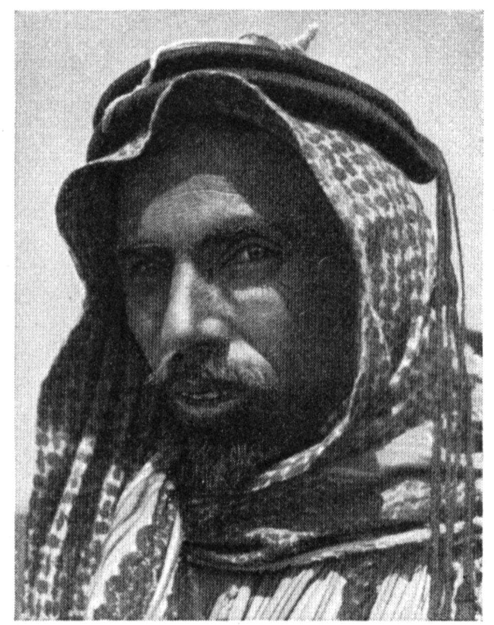

Abb. 88. Algerien. Vorderasiatischer Einschlag (Aufn. Stiehl)


Abb. 89. Arabien (Hedschas) Emir Saud




Abb. 90, 91. Beduinen aus Arabien. (Aufn. Spada. Münch. Ill. Presse)

Vorwiegend orientalisch



Abb. 92. Rußland. Lermontow, Dichter, 1814—41. Dinarischer Einschlag

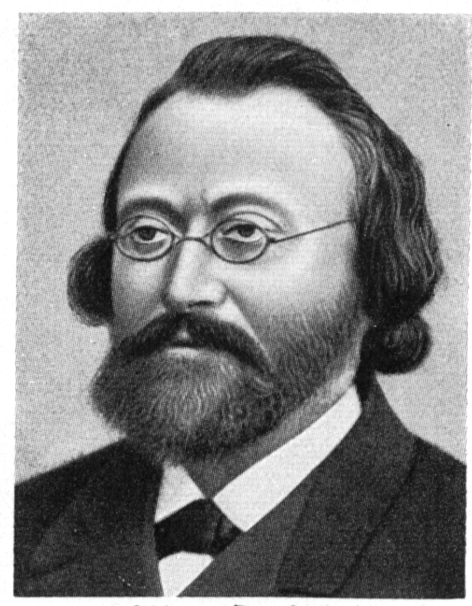


Abb. 93. Deutschland. Max Bruch, Tonsetzer, 1838—1920



Abb. 94. Jude aus Amerika. Chaplin, Filmschauspieler. Nordischer Einschlag?



Abb. 95. Jude aus Deutschland. Generalmusikdirektor. Vorderasiat. Einschlag



Abb. 96. Jüdin aus Deutschland. Elisabeth Bergner, Schauspielerin (Aufn. Scherl)



Abb. 97. Jude aus Deutschland. Schriftsteller. Nord. (und leichter vorderasiat.?) Einschlag (Aufn. Wasow)

Vorwiegend orientalisch



Abb. 98. Jude aus Deutschland. Ludwig Börne (Löb Baruch), 1786—1837, Schriftsteller. Orientalisch-vorderasiatisch

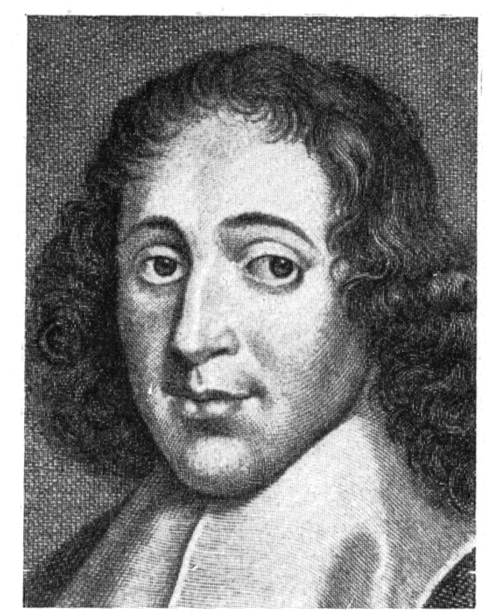


Abb. 99. Spinoza, 1632—1677, Philosoph. In Holland aus Spanien eingewandert. Orientalisch



Abb. 100. Jude aus Polen. Erzbischof Cohn, 1845—1915. Anscheinend vorwiegend orientalisch — mit leichtem nordischem Einschlag?



Abb. 101. Jüdin aus Rußland. Vorwiegend orientalisch — mit vorderasiatischem und nordischem Einschlag?



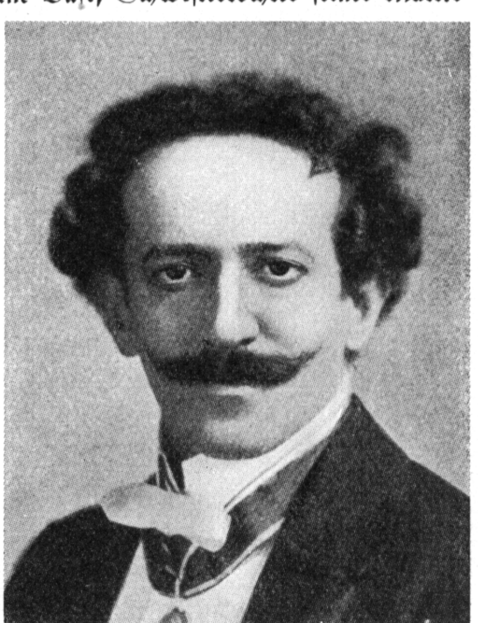


Abb. 102. Jude aus Wien. Vorwiegend orientalisch — mit vorderasiatischem Einschlag?


Abb. 103. Henriette Herz, 1764—1847
Vater Jude aus Portugal


Abb. 104. Frau Meyerbeer, Gattin des Tonsetzers, seine Base, Schwestertochter seiner Mutter


Abb. 105. O. Blumenthal, Bühnendichter, 1852—1917
Geringer ostischer (alpiner) Einschlag?


Abb. 106. Georg Liebling, Tondichter, 1865
Vorderasiatischer Einschlag

Juden aus Deutschland


Abb. 107. Jude aus Ungarn. Frhr. L. v. Doczy, Schriftsteller, 1845—1919. Vorderasiat. Einschlag


Abb. 108. Jude aus Österreich
Vorderasiatischer Einschlag

Vorwiegend orientalisch

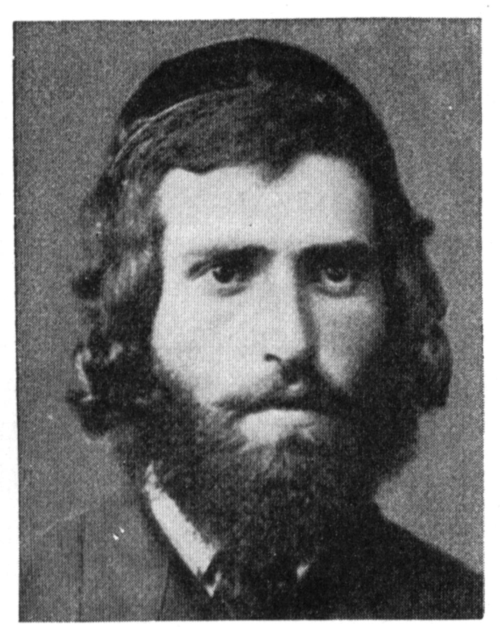


Abb. 109. Jude aus Polen (Aus Fishberg, Rassenmerkmale)

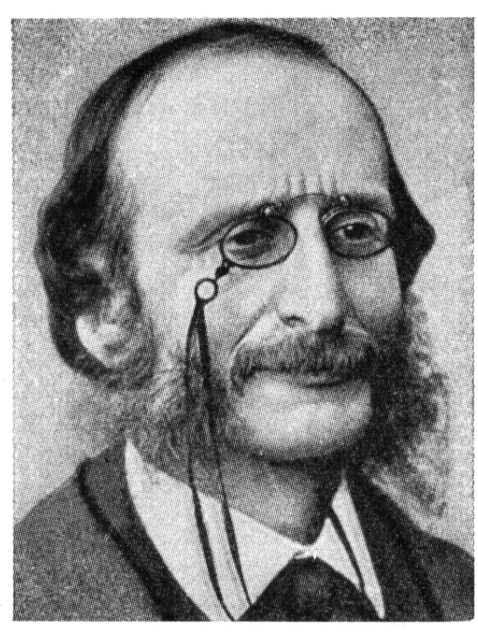


Abb. 110. Jude aus Deutschland. J. Offenbach, Tonsetzer, 1819—1880. Vorderasiat. Einschlag



Abb. 111. Rußland. Vater russisch, Mutter jüdisch



Abb. 112. Jüdin aus Belgien. Vorderasiatischer Einschlag (Aufn. Ruf)



Abb. 113. Jude aus Rußland. Leo Trotzki (Bronstein). Vorderasiat. (und anderer?) Einschlag



Abb. 114. Jude aus England. Alfred Beit, Minenbesitzer, Johannisburg

Vorwiegend orientalisch

sprachliche Dinge". Dem Arabischen haftet ein „rationalistischer Zug" an; „zu gefühlsmäßiger Unmittelbarkeit ist es am wenigsten geeignet", hingegen „unübertrefflich für wissenschaftlichen Ausdruck".[1]

Der semitische Sprachgeist muß als ein Ausdruck der orientalischen Rasse gelten. Eine seelenkundliche Erhellung des semitischen Sprachstammes überhaupt und unter den lebenden semitischen Sprachen des Arabischen der Beduinen wäre zugleich eine Darstellung der orientalischen Rassenseele. Renan hat in der Einleitung zu seiner Histoire générale des langues sémitiques (3. Aufl. 1878) diesen Forschungsweg gewiesen.[2]

Die erste eingehendere Erörterung des rassenseelischen Wesens der orientalischen Rasse oder mindestens doch der dem Glaubensleben zugewandten Seiten der orientalischen Rassenseele hat Clauß, Von Seele und Antlitz der Rassen und Völker (1928), gegeben. Er nennt die orientalische Rasse „wüstenländischen Typus" und beschreibt diesen seinen seelischen Äußerungen nach als „Berufungstypus". Hier — bei gebotener Kürze — kann dieses Buch nur genannt werden.

Außerhalb der durch die Karte II (S. 39) angegebenen Gebiete stärksten Vorwiegens der orientalischen Rasse findet sich diese Rasse als mehr oder minder leichter Einschlag in den östlichen Mittelmeerländern, vor allem wohl im Westen Kleinasiens, dann

[1] Bergsträßer, Einführung in die semitischen Sprachen, 1928, S. 146/47.

[2] Die Bezeichnung „semitisch" ist der „Völkertafel", 1. Mose 10, entnommen: „Dies ist das Geschlecht der Kinder Noahs: Sem, Ham, Japhet ..." — Brockelmann, Semitische Sprachwissenschaft, 1916, S. 14/15, führt aus: „In der sogenannten Völkertafel Gen. 10 werden die Völker und Stämme Vorderasiens in drei große Gruppen eingeteilt und auf die drei Stammväter Sem, Ham und Japhet, die Söhne Noahs, zurückgeführt. Das war die einzige damals bekannte Form, ethnologische und politische Zusammengehörigkeit auszudrücken. Dem Verfasser dieser Übersicht waren politische und kulturelle Zusammenhänge wichtiger als ethnographische; daher rechnet er Elam und Lud, die Elymäer und die Lyder, als Vasallen des assyrischen Reichs, zu Sem, obwohl diese beiden Völker weder unter sich noch mit den Assyrern verwandt waren. Umgekehrt zählt er die Phönizier, die nächsten Verwandten seines eigenen hebräischen Volkes, zu Ham wegen ihrer engen politischen Beziehungen zu Ägypten.

Als nun aber Aug. Ludw. Schlözer im Jahre 1781 nach einem gemeinsamen Namen für die Hebräer, Aramäer, Araber und Abessinier suchte, deren Sprachen untereinander verwandt sind, bot sich ihm von selbst der Name Semiten dar, weil in der Völkertafel Hebräer, Aramäer und Araber von Sem abgeleitet werden."

Zu den semitischen Sprachen zählen: Das Akkadische (Assyrisch-Babylonische), das Kanaanäische, das Moabitische, das Hebräische, das Phoinikische, das Aramäische, das Samaritanische, das Mandäische, das Syrische, das Arabische, das Äthiopische, das Amharische u. a. m.

in ganz Vorderasien bis gegen Indien und Westturkestan hin, ferner in Südosteuropa, in Griechenland und auf den griechischen Inseln, in Sizilien, Süditalien und Malta (wo sich eine semitische Sprache gehalten hat) und im Süden der iberischen Halbinsel. Ein deutlicherer Einschlag orientalischer Rasse läßt sich in den Küstenländern Afrikas bis südlich Sansibar im Osten und bis zum marokkanischen Küstenvorsprung im Westen, auch noch im nordwestlichen und östlichen Madagaskar verfolgen. Südengland, besonders Südwestengland und Südirland, haben — wohl hauptsächlich im Zeitabschnitt der phoinikischen Handelsfahrten – einen geringen orientalischen Einschlag erhalten. Die Heere der spanischen Großmachtzeit mögen geringere Einschläge orientalischer Rasse verbreitet haben. Sonst ist die orientalische wie die vorderasiatische Rasse im heutigen Abendlande hauptsächlich durch die dort lebenden Juden vertreten.[1]

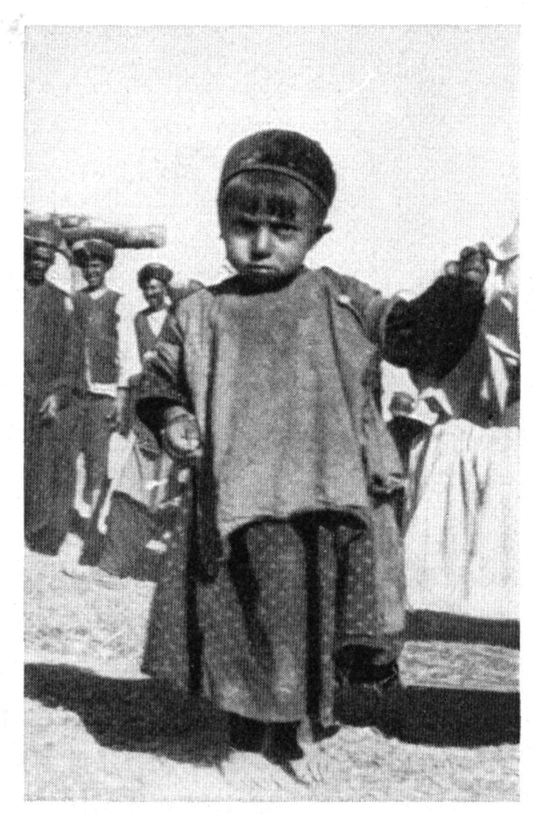


Abb. 115. Ein kleiner Kurde
Anscheinend vorwiegend orientalisch
(Aufn. Spada. Münch. Ill. Presse)

b) Die Einwanderung der Hebräer

Die Ursitze der Hebräer, d. h. dasjenige Gebiet, wohin sich ihre Spuren zuletzt zurückverfolgen lassen, wird man in Nordmesopotamien zu suchen haben, etwa in Aramäa.[2] Das Alte Testament hat sich „das Stammland und Urland der Menschheit irgendwie im Zusammenhang mit Babylonien gedacht".[3]

Die Geschichte der hebräischen Einwanderung in Palästina ist noch nicht hinreichend erhellt. Diese Einwanderung muß sich jeden-

[1] Zu erwähnen ist noch ein gewisser Einschlag der orientalischen Rasse in Teilen der Bevölkerung Javas: die dort ansässigen Araber haben eine arabische Mundart nach Java verpflanzt und eine gewisse Vermischung der dort einheimischen Bevölkerung mit den für die Araber kennzeichnenden Rassen bewirkt.

[2] Vgl. 5. Mose 26, 5: „Ein umherirrender Aramäer war mein Vater." Vgl. auch 1. Mose 24, 4.

[3] Giesebrecht, Die Grundzüge der israelitischen Religionsgeschichte, 3. Aufl., besorgt von Bertholet, 1919, S. 22.

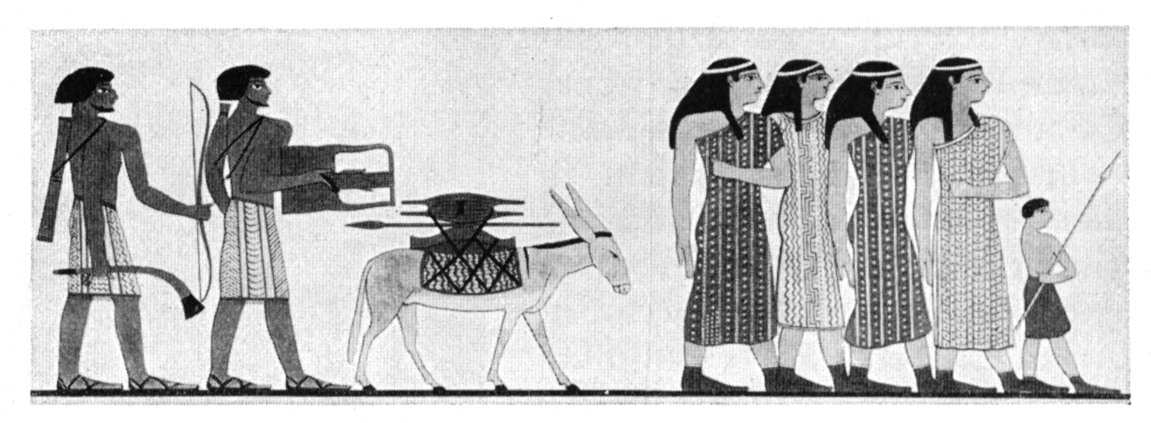


Abb. 116. Ein Stamm semitischer Sprache wandert im 3. Jahrtausend v. Chr. unter
stellung aus Beni-Hassan, Zeit des XII. Herrscherhauses; Menschen vorwiegend
(Abscha ist ein Name semitischer Sprachform,

falls über einen längeren Zeitraum, etwa 100—200 Jahre, erstreckt haben, währenddessen einzelne Stämme oder kleinere Verbände von Stämmen von verschiedenen Seiten her in Palästina eingebrochen sind. Zu den Hebräern sind außer den Israeliten auch die Moabiter, Ammoniter und Edomiter zu zählen. Die drei letztgenannten Stämme sollen im folgenden nicht weiter betrachtet werden, so daß also unter „Hebräern" fernerhin nur die Vorväter der Israeliten, später der Juden, zu verstehen sind.

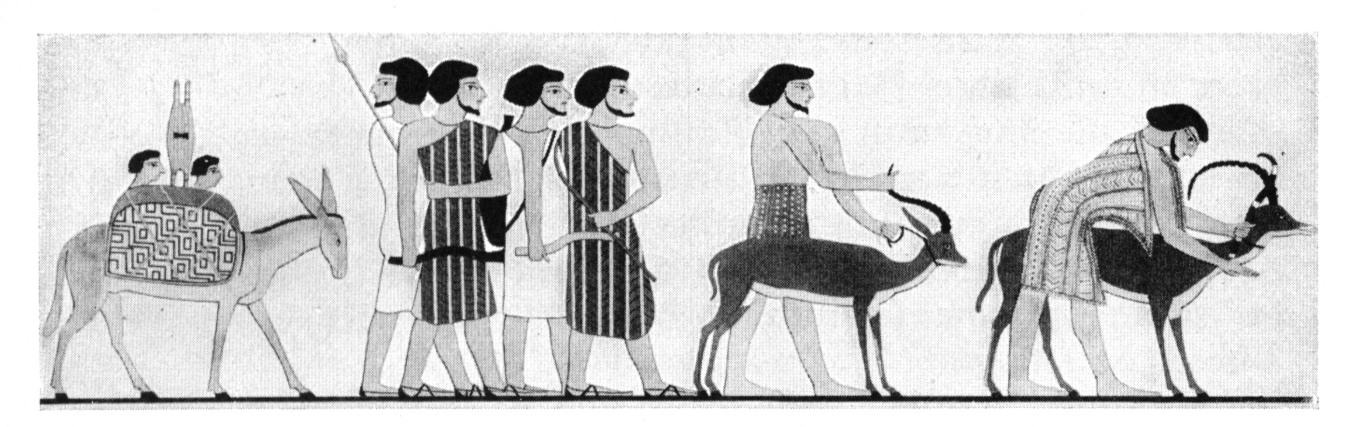
(Die Bezeichnung „Hebräer" ist im Alten Testamente meistens gleichbedeutend mit „Israeliten"; „Hebräer" scheint mehr die von den fremden Völkern gebrauchte Bezeichnung gewesen zu sein, „Israeliten" mehr die eigene Bezeichnung des Volkes für sich selbst.[1] Die Bezeichnung „Juden", ursprünglich nur die eines Stammes der Hebräer, des Stammes, der später mit anderen das (südliche) Reich Juda bildete, wird erst im Neuen Testamente zur Bezeichnung für das Gesamtvolk üblich.)

Zwei Haupteinwanderungen der Hebräer lassen sich erkennen: eine von Norden her, welche das Gebiet des späteren Königreiches Israel durchdringt, eine von Süden her, welche das Gebiet des späteren Königreiches Juda durchdringt.[2] Der Name des von Süden her einwandernden Stammes, der der Chabiri, ist später auf das Gesamtvolk übertragen worden: „die Hebräer" (hebräisch ʿibrim).

Eben diese Chabiri aber machen denjenigen Teil des späteren hebräischen (israelitischen) Gesamtvolkes aus, der wahrscheinlich während eines gewissen Zeitabschnitts in Ägypten geweilt hat. Zwischen 1500 und 1400 v. Chr. übte das ägyptische Reich eine

[1] Vgl. Eduard Meyer, Geschichte des Altertums, Bd. II, 1928, S. 345.

[2] Vgl. Kittel, Geschichte des Volkes Israel, Bd. I, 1923, S. 405 ff., 424, 425.



Abscha, dem „Fürsten der Wüste", von Syrien nach Ägypten aus. Ägyptische Dar-
orientalischer Rasse mit geringen Einschlägen vorderasiatischer Rasse
dem im Alten Testamente Abischai entspricht.)

Art Oberherrschaft über die palästinischen Kleinfürsten aus, die oben (S. 58) erwähnten kanaanitischen Stadtkönige. Aus den schon S. 58 erwähnten Tell-el-Amarna-Briefen geht hervor, daß in diesem Zeitabschnitt dauernd Stämme semitischer Sprache aus der arabischen und der sinaitischen Wüste heraus nach Palästina vorzustoßen versuchten. Diese Stämme werden chabirî genannt. Ein Teil von ihnen ist sehr wahrscheinlich mit den Hebräern gleichzusetzen. Ein Forscher wie Eduard Meyer urteilt: „Die sprachliche Identität der Hebräer oder Israeliten mit dem in Palästina eindringenden Teil der Chabirî der Amarnatafeln ist aber jedenfalls zweifellos"[1]. Es scheint, daß einzelne kanaanitische Stadtkönige Teile der Chabirî als Söldner in ihre Dienste genommen hatten und diese dann nicht mehr los wurden.

Das Gesamtvolk der Hebräer hat niemals in Ägypten geweilt. Nur der „Stamm Joseph" oder diejenigen der Chabirî, welche sich später zu diesem Stamm zusammenschlossen, war auf ägyptisches Gebiet vorgestoßen. Heute wird sogar dieses von einzelnen Forschern bezweifelt, da doch auch der Einfluß ägyptischer Gesittung (Kultur) auf Israel verhältnismäßig sehr gering sei. Die Berichte des Alten Testaments über den Aufenthalt in Ägypten sind sagenhaft wie die darin auftretenden hebräischen Gestalten. Ein hebräischer Stamm muß jedenfalls von der ägyptischen Südostgrenze und der sinaitischen Wüste her das südliche Palästina um 1250 oder später erreicht haben, während die übrigen Hebräerstämme Palästina von Norden und Nordosten her schon seit etwa 1400 v. Chr. zu durchdringen begonnen hatten. Auf diesen Zeitabschnitt zwischen 1400 und 1200 v. Chr. deuten auch die vorgeschichtlichen Funde: „Die Eroberung durch Josua fällt gegen das Ende der Bronzezeit, wenig nach 1200; aber es gibt Anzeichen einer Teil-

[1] Meyer, Geschichte des Altertums, Bd. II, I, 1928, S. 347.

besetzung des mittleren Palästinas, Hare Ephraim, durch die Hebräer ungefähr drei Jahrhunderte früher."[1]

Der Rasse nach muß man sich, wie schon vermerkt, die Hebräer in ihrer Frühzeit vorwiegend orientalisch vorstellen, etwa mit den Zügen, welche ägyptische Künstler zur Darstellung eines Teils der Hyksos und anderer um 2600 v. Chr. und später in Ägypten einfallender Stämme semitischer Sprache verwendet haben (vgl. Abb. 116).

Die vorderasiatische Rasse wird auch bei den nomadischen Hebräern wie bei den Midianitern und Kenitern als ein leichter Einschlag schon vertreten gewesen sein. Die Vermischung mit Moabitern und Midianitern, die durch 4. Mose 25 bezeugt ist, bedeutete kaum eine Abwandlung des Rassengemisches der Hebräer, denn diese Stämme waren sehr wahrscheinlich ebenso überwiegend orientalisch wie die Hebräer. Das gleiche gilt von der Vermischung mit den Kenitern, die durch Richter 1, 16 bezeugt wird. Der hebräische Stamm, welcher sich in Ägypten aufgehalten hatte, mag durch Einschläge der in Altägypten vertretenen Rassen gekennzeichnet gewesen sein. Da Einschläge dieser Rassen, auch wenn sie nicht aus der Zeit eines ägyptischen Aufenthalts eines der Hebräerstämme abzuleiten sind, das jüdische Volk kennzeichnen, mag das Rassengemische des altägyptischen Volkes — wenn auch nur in stark verallgemeinerndem Überblick — gleich hier betrachtet werden!

c) Die Rassenzusammensetzung des altägyptischen Volkes

Die altägyptische Gesittung ist im wesentlichen eine Schöpfung eines Teils der hamitischen (äthiopischen) Rasse oder doch eines bestimmten hamitisch (äthiopisch)-orientalischen Rassengemisches.[2]

Von Äthiopien und Nubien aus drangen schon in der späteren Jungsteinzeit Stämme vorwiegend hamitischer (äthiopischer) Rasse — der B-Typus oder „gröbere" Schlag Münters[3] — ins Ober-

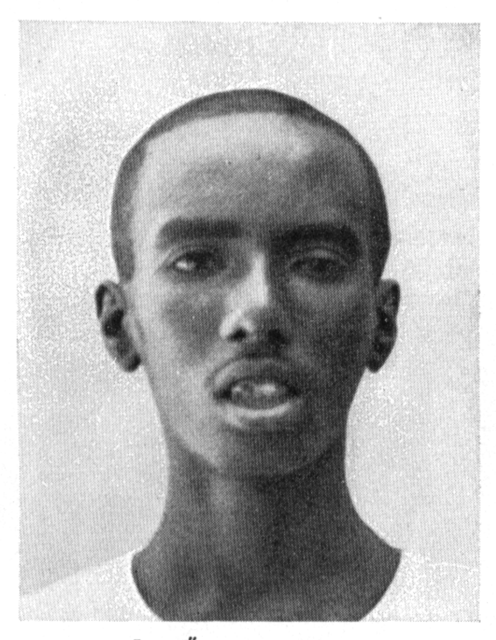
---

[1] Les Hébreux en Palestine, Revue Archéologique, Bd. 48, 1928, S. 330.

[2] Die Ägypter selbst achteten auf Rassenmerkmale: sie stellten sich selbst in der Regel im männlichen Geschlecht als rothäutige Menschen dar, semitische Stämme meistens als gelbhäutige, Neger als dunkelbraun- oder schwarzhäutige, diese drei Schläge zugleich mit schwarzen Augen, einige eindringende Erobererstämme als hellhäutig und helläugig. — Näheres über die Kennzeichnung von Rassenmerkmalen durch die ägyptische Bildkunst bei Brugsch-Bey im Korrespondenzblatt d. deutschen Gesellsch. f. Anthr., Ethnol. u. Urgeschichte, 1880, S. 135/136, und bei Petrie, im Report of the British Association, 1887, S. 445—449.

[3] Münter, Über den Vorgang des Rassenwandels im Ägyptervolke und über Charakter und Herkunft der ihm zugrunde liegenden ethnischen Elemente,

niltal ein und rückten hauptsächlich westlich des Nils gegen Norden vor. Sie brachten als Haustier einen Esel mit sich, der vom nubischen Wildesel abzuleiten ist, ferner einige Pflanzen südarabischer Herkunft, welche eine Aussage über die später zu erörternden vorgeschichtlichen Wanderungen der Stämme hamitischer (äthiopischer) Rasse bedeuten. Diese frühesten Ägypter stehen rassisch den heutigen vorwiegend hamitischen (äthiopischen) Stämmen am nächsten, so vor allem auch den Bedschastämmen der Bi-



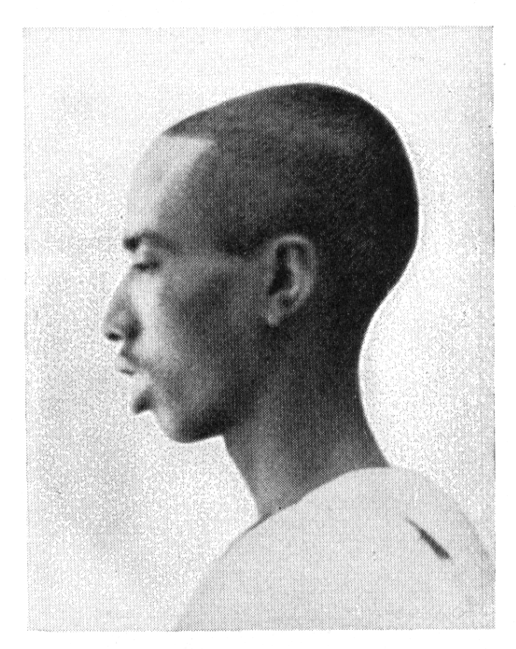


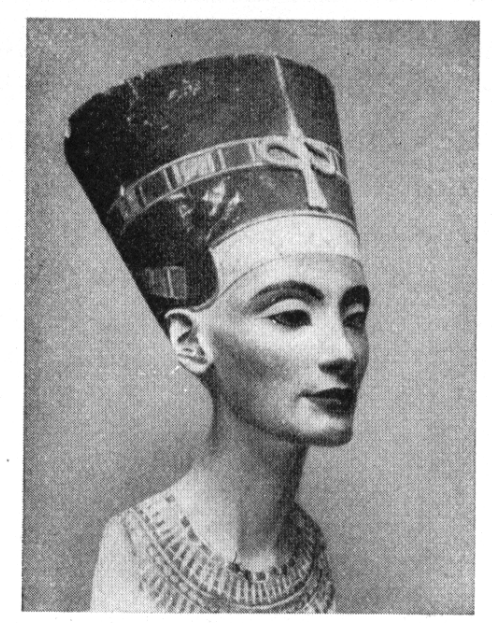
Abb. 117 a, b. Ägypter aus Assuan. Westisch(mediterran)-negerisch? (Aufn. Passarge, Hamburg)

scharin, die heute in den Wüsten östlich des mittleren Nillaufs leben.[1]

Vielleicht trafen diese Einwanderer schon einen Menschenschlag an, der als ein schwächerer Einschlag sich in Geschichte und Gegenwart des ägyptischen Volkes immer wieder zeigt: einen untersetzten, zur Beleibtheit neigenden Schlag mit breiten Schultern, breit gebautem Brustkorb, dabei aber verhältnismäßig schmalgebautem Becken und schmächtigen Beinen; mit anscheinend länglicher Kopfform und mittelbreiter Gesichtsform mit Neigung zu feisten Wangen; die Nase ist kurz und gerade oder leicht eingebogen mit Neigung zu aufgestülpten Nasenflügeln, die Kiefer stehen leicht nach

Zeitschrift f. Anatomie u. Entwicklungsgeschichte, Bd. 88, 1. u. 2. Heft, 1928. — Münter stellt dann seinen B-Typus mit der altsteinzeitlichen Cro-magnon-Rasse Westeuropas zusammen, indem er eine Völkerbewegung von Nordostafrika über Nordafrika sich bis nach Mitteleuropa hin auswirken läßt, der er sprachlich die Indogermanisierung Mitteleuropas zuschreibt — eine Annahme, die von anderen Forschern kaum geteilt werden wird.

[1] Vgl. Grühl, Das vor- und frühgeschichtliche Werden des ägyptischen Volkes; der Werdende Orient, Beilage zu Stimmen des Orients, Bd. I, Heft 2, 1922, S. 7/8.



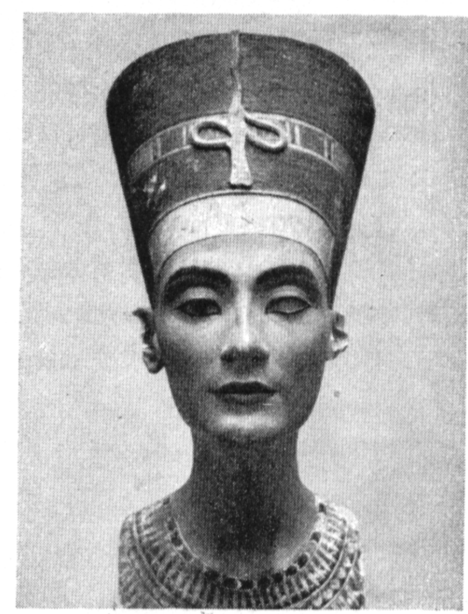


Abb. 118 a, b. Königin Nofret-ete von Ägypten
14. Jahrh. v. Chr. Hamitisch



Abb. 119. Ramses II., König v. Ägypten
1303—1237 v. Chr.
Hamitisch. (Aufn. Dr. M. Weiß)



Abb. 120. Ägyptisches Mumienbild
um 200 n. Chr. Vorwiegend hamitisch mit geringem vorderasiat. Einschlag

vorn, doch besteht keine Neigung zu wulstigen Lippen. Man kann diesen „groben Schlag" mehr in der Unterschicht des ägyptischen Volkes verfolgen, ohne doch seine rassische Einordnung näher verfolgen zu können.[1]

Nach Vordringen der Stämme vorwiegend hamitischer (äthiopischer) Rasse bis gegen das mittlere Niltal erfuhr Altägypten — hauptsächlich im Zeitabschnitt um 4475 v. Chr.? — eine weitere Einwanderung: über das heutige Kosseïr (am Roten Meere) und Kene (am Nil) rückten Stämme vom A-Typus oder „feineren" Schlag Münters, also im wesentlichen Stämme überwiegend

[1] Vgl. Pittard, Les Races et l'histoire, 1924, S. 524.

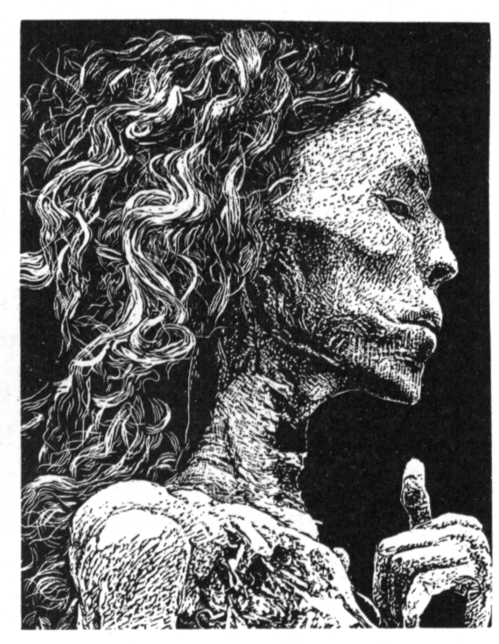


Abb. 121. Kopf der Mumie
einer alten Frau aus dem Grabe Amenhoteps II.

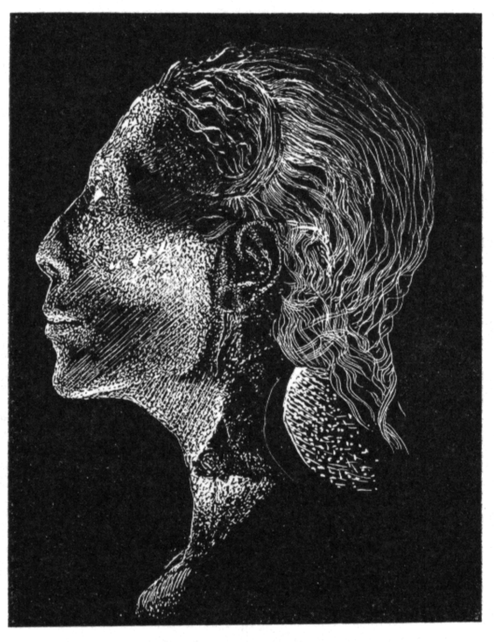


Abb. 122. Kopf der Mumie
des Königs Thotmes IV.

18. Herrscherhaus. Hamitische (äthiopische) Rasse. (Aus Smith, Egyptian Mummies)



Abb. 123. König Seti I.,
um 1400 v. Chr.
Nach einem Bildwerk aus Abydos

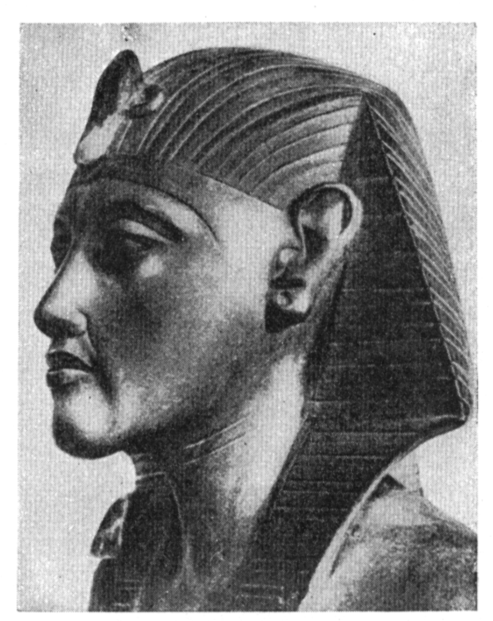


Abb. 124. König Amenhotep IV.
1384—1364 v. Chr.
Vorwiegend hamitisch (äthiopisch)

orientalischer Rasse — denen aber anscheinend doch schon ein vorderasiatischer Einschlag eigen war — ins Niltal ein, wohin sie Pflanzen vorderasiatischer Herkunft mitbrachten. Es entstand zuerst ein südliches Reich, der Rasse nach überwiegend hamitisch (äthiopisch) besiedelt, dann im mittleren und nördlichen Niltal ein nördliches Reich, der Rasse nach überwiegend orientalisch besiedelt: die beiden sog. vordynastischen Reiche. Etwa um 3300 v. Chr. gelingt es einem Herrscher des Südreiches, dem sagenhaften Menes, ganz Ägypten zu einer Macht zu vereinigen. So war ein Aus-

gleich angebahnt zwischen „hamitischer Kraft“ und „semitischer Intelligenz“, wie sich Grühl (a. a. O. S. 11) ausgedrückt hat.

Der Einigung des Reiches folgten vier Jahrhunderte eines großartigen Staats- und Gesittungsaufbaus, der im wesentlichen das alte Ägypten begründet hat, dessen unverkennbare Züge die Geschichtsforschung bewundert.

Die altägyptische Sprache, die sich etwa seit 3000 v. Chr. verfolgen läßt und zuletzt noch um 1500 n. Chr. in einigen oberägyptischen Siedlungen gesprochen wurde, nimmt eine so eigentümliche — doch der Rassengeschichte des ägyptischen Volkes ungefähr entsprechende — Stellung zwischen dem semitischen und dem hamitischen Sprachstamm ein, daß sie von einigen Sprachwissenschaftern zu den semitischen, von anderen zu den hamitischen Sprachen gezählt worden ist. Hommel — der allerdings einen besonderen hamitischen Sprachstamm bestreiten möchte — nimmt an, das Altägyptische und das ihm nah verwandte Berberische Nordwestafrikas hätten sich in vorgeschichtlicher Zeit vom babylonischen Zweig des semitischen Sprachstamms abgezweigt.[1] Man zählt heute (nach Erman[2]) das Ägyptische meist zu den semitischen Sprachen, während es früher meist zu den hamitischen gerechnet worden ist. Erman nimmt an, das Ägyptische gehöre zum semitischen Sprachstamm, habe sich aber schon Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung von den übrigen semitischen Sprachen abgetrennt und sich in besonderer Weise entwickelt. Peake und Fleure fassen den sprachlich-völkergeschichtlichen Vorgang so auf: „Die Sprache des alten Ägyptens scheint zuerst hamitisch gewesen, aber im Lauf der Zeit semitisiert worden zu sein.“[3]

Außer dem hamitischen (äthiopischen) Einschlag, dem der hamitische Sprachgeist zuzuweisen ist, und dem orientalischen Einschlag, dem der semitische Sprachgeist zuzuweisen ist, ist der altägyptischen Bevölkerung, wenigstens der Unterägyptens, wahrscheinlich auch ein westischer (mediterraner) Einschlag eigen gewesen, außerdem auch ein Einschlag nordischer Rasse und wahrscheinlich auch ein Einschlag der Cro-magnon-Rasse.

Der leichte Cro-magnon-Einschlag der altägyptischen Bevölkerung hat sich, wie oben (S. 45) schon vermerkt worden ist, zum Teil wohl bis heute erhalten. Er könnte mit den jungsteinzeitlichen Dolmenerbauern der Mittelmeerländer zusammenhängen.

---

[1] Hommel, Grundriß der Geographie und Geschichte des Alten Orients, Erste Hälfte, 1904, S. 17.

[2] Vgl. Erman, Ägyptische Grammatik, 3. Aufl., 1911.

[3] Peake und Fleure, Peasants and Potters, 1928, S. 134.

Der nordische Einschlag im altägyptischen Volke stammt — außer aus Vermischungen mit der oben (S. 45) erwähnten „Nagada-Rasse" — wahrscheinlich aus Vermischungen mit den Libyern, die aus einem Gemisch der nordischen, hamitischen (äthiopischen) und wohl auch der Cro-magnon-Rasse bestanden haben mögen. Auch der nordische und der zu vermutende Cro-magnon-Einschlag der Libyer wird auf die jungsteinzeitlichen Völkerwellen westeuropäischer Herkunft zurückgehen, denen wahrscheinlich die Steinsetzungen in Nordafrika zuzuschreiben sind. Möller möchte in Sitte und Tracht der Libyer nahe Beziehungen zu den (überwiegend der Cro-magnon-Rasse angehörenden) Guanchen der Kanarischen Inseln annehmen. Von den Libyern hätten die alten Ägypter vielleicht die Leichenbalsamierung übernommen, die auch den Guanchen bekannt gewesen sei und von ihnen in der gleichen Weise wie von den frühesten Ägyptern ausgeübt worden sei.[1]

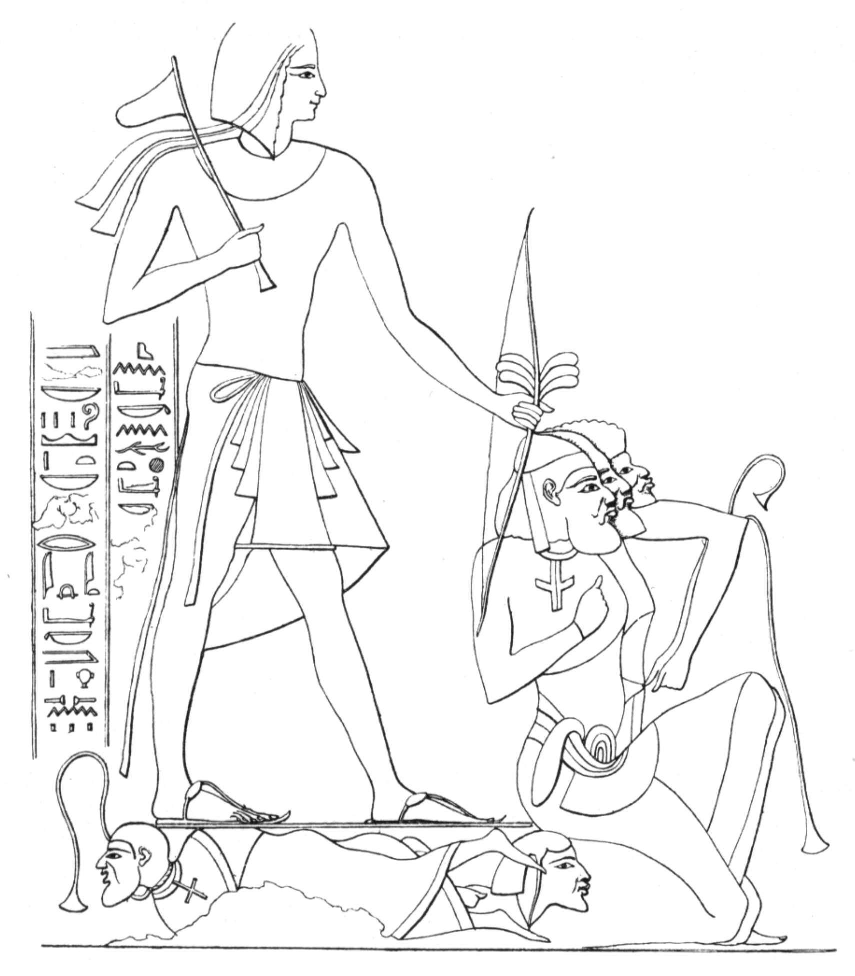


Abb. 125. Ägyptischer Fürst hamitischer Rasse mit asiatischen Gefangenen mit vorwiegend vorderasiatischen oder orientalisch-vorderasiatischen Zügen

Ägyptische Urkunden berichten von den unruhigen, von Westen her ins Nildelta hereindrängenden Libyern schon seit dem 3. Jahrtausend v. Chr. Zwischen 1350 und 1090 v. Chr. erfolgten verheerende Einbrüche von Libyern. Die Deltagegend wurde von ihnen schließlich gänzlich besetzt. Seit 1100 v. Chr. dienten Libyer im ägyptischen Heere, eine Anzahl schließlich als Heerführer. Sie durchdrangen vom ägyptischen Heeresdienste aus so den ganzen Staat, daß endlich, 945 v. Chr., ein Libyer, der kraftvolle Sche-

[1] Möller, Die Ägypter und ihre libyschen Nachbarn, Zeitschrift f. Ethnologie, Bd. 52/53, 1921, S. 427.

schonk — im Alten Testament (1. Könige 11, 40; 14, 25) als Schischak erwähnt — selbst Pharao wurde und libysche Herren von Scheschonks Herrschaft ab noch etwa 200 Jahre die Macht in Ägypten innehatten. Während der Herrschaft des 26. ägyptischen Herrscherhauses, von 663 bis 525 v. Chr., wurde eine libysche Göttin Neit zur ägyptischen Staatsgottheit erhoben.

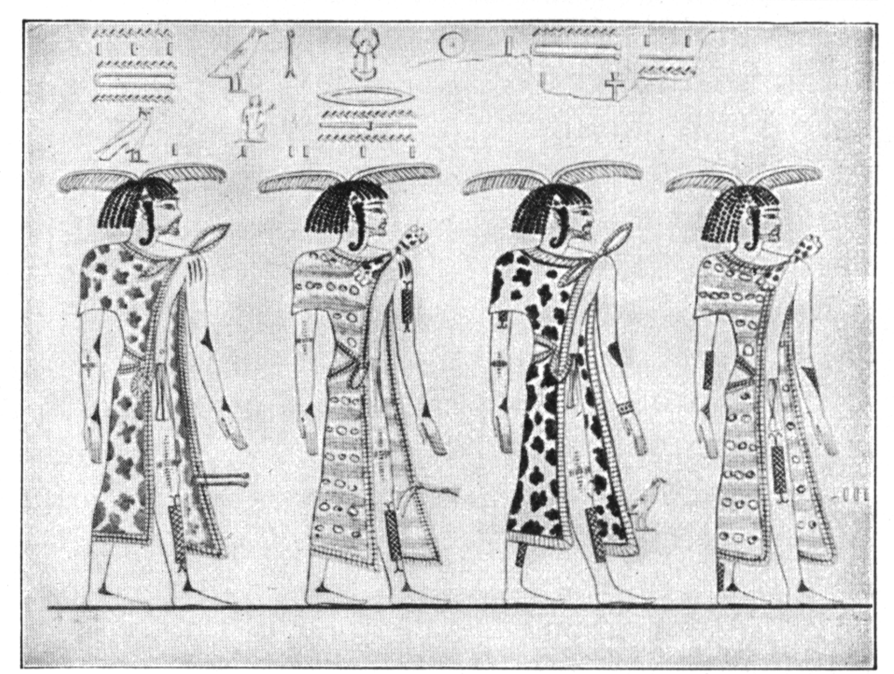


Abb. 126. Blonde helläugige Libyer mit Kopfputz von Straußenfedern und Gliedertatauierung. Vorwiegend nordisch mit hamitischem Einschlag

Ein Teil der Libyer muß hellhäutig, blond und helläugig gewesen sein. So sind die Libyer in den Gräbern von Theben um 1300 v. Chr. dargestellt, dazu mit Gesichtszügen, welche als nordrassisch anmuten und nicht an die ebenfalls helle Cro-magnon-Rasse denken lassen, die man doch — bei den rassischen und sprachlichen Beziehungen der Libyer zu den oben erwähnten Guanchen und den berberischen Blonden des heutigen Nordwestafrikas — als geringeren Einschlag auch im libyschen Rassengemische vermuten darf. Sayce nennt die Libyer Altägyptens nach Bildern langköpfig.[1] Noch hellenische und hellenistische Schriftsteller — so Kallimachos, Skylax und Prokopios — erwähnen die blonden Libyer in der Kyrenaika.[2]

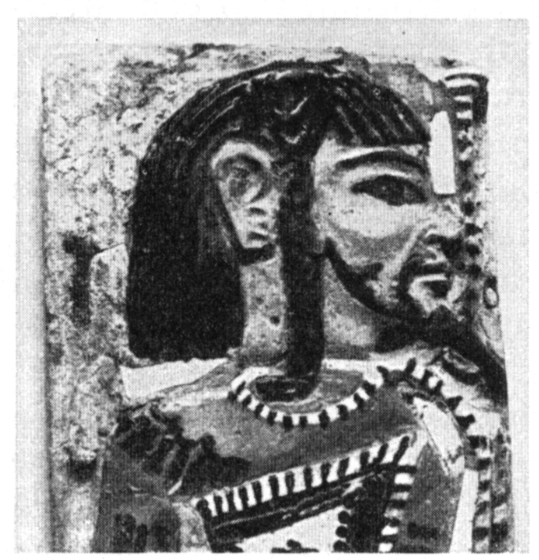


Abb. 127. Libyer
Ägyptische Darstellung der Zeit um 1190 v. Chr. aus dem Palast Ramses III. Vorwiegend hamitisch oder vorwiegend orientalisch? Geringer nordischer Einschlag? (Aufn. Fremdvölkerexped. Ed. Meyers, Ägypt. Mus. Berlin)

[1] Sayce, The Races of the Old Testament, 1925, S. 215.

[2] Die einzelnen Nachrichten über blonde Libyer und überhaupt Nordafrikaner hat G. Sergi zusammengestellt im XI. Abschnitt von Africa. Antropologia della Stirpe Camitica, 1897. Auch in der heutigen ägyptischen Bevölkerung finden sich nach Myers, Contributions to Egyptian Anthro-

Es ist unwahrscheinlich, daß derjenige Stamm der Hebräer, der sich in Ägypten aufgehalten hat, einen nennenswerten Einschlag des nordischen Blutes der Libyer erhalten hat, wahrscheinlich hingegen, daß eine gewisse Mischung mit hamitischen (äthiopischen) Ägyptern eingetreten ist. Gelegentlich tauchen hamitische (äthiopische) Züge im jüdischen Volke auch heute noch auf; solche Erbanlagen könnten auf die ägyptische Zeit eines Hebräerstammes zurückgehen.

Die Hebräer scheinen sich in Ägypten mit irgendwelchen Vertretern verachteter, vielleicht halb landfremder Stämme oder mit Vertretern der ägyptischen Unterschicht vermischt zu haben, wenn man den geschichtlich kaum erhellten Bericht 2. Mose 12, 38

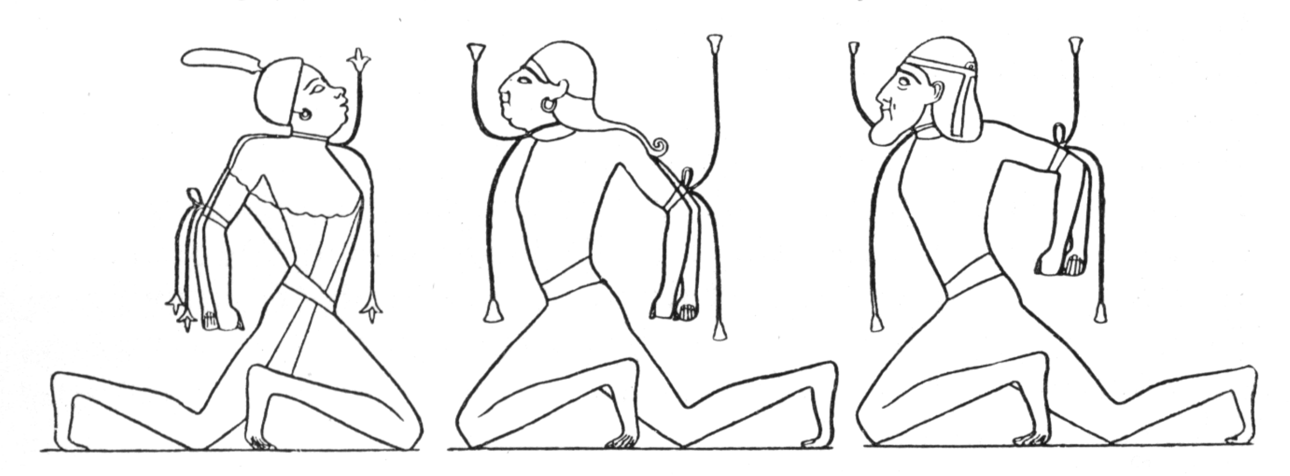


Abb. 128. Ein Neger (Kuschite), ein Hettiter und ein Amoriter als Gefangene der Ägypter. (Aus E. Meyer, Geschichte des Alten Ägyptens, 1887)

— „Auch viel zugelaufenes Volk zog mit ihnen" —[1] hierfür als Quelle gebrauchen darf. Auch 4. Mose 11, 4 wird noch einmal von „Gesindel" — Luther übersetzt hier wie in dem oben erwähnten Falle „Pöbelvolk" — berichtet, anscheinend irgendwelchen Bestandteilen der hebräischen Stämme, die als Unterschicht angesehen wurden.

Nach 4. Mose 12, 1 scheint es auch zu Vermischungen mit ägyptischen Negersklavinnen gekommen zu sein. Man hat ja schon öfters die unverkennbaren Einschläge negerischer Rasse im jü-

pology, Journal of the Anthr. Institute, Bd. 36, 1906, S. 265 gelegentlich noch hellbraune Haare, helle Augen und helle Hautfarben, und zwar gerade bei den Kopten etwas häufiger bzw. minder selten; die Kopten haben aber wahrscheinlich die Zusammensetzung des Rassengemisches der Altägypter besser bewahrt als andere Neuägypter. Unter den heutigen Ägyptern sollen Sommersprossige nicht selten sein: das wird man als ein weiteres Anzeichen eines gewissen nordischen Einschlags aufzufassen haben.

[1] Nach der Übersetzung bei Kautzsch, Die Heilige Schrift des Alten Testaments, 1922—23, einer Übersetzung, die auch sonst für vorliegendes Buch herangezogen worden ist.

dischen Volke in der Hauptsache eben auf die ägyptische Zeit zurückführen wollen. Eine solche Annahme läßt sich aber nicht aufrecht erhalten. Die in der Hauptsache hamitisch (äthiopisch-)orientalische Bevölkerung Altägyptens kannte zwar schon vor 1500 v. Chr. kleine Gruppen von Negern oder negerisch-hamitischen Mischlingen, die in geringer Zahl zum Dienst als Sklaven wahrscheinlich zunächst nur der Vornehmen eingeführt worden waren. Erst um 1500 v. Chr. stoßen Ägypter und Neger zum erstenmal aufeinander: zu dieser Zeit haben sich Negerstämme von Süden her bis südlich des vierten Nilkatarakts vorgeschoben und tauchen auf dem gleichen Breitengrade auch zum ersten Male an der Somaliküste Ostafrikas auf.[1] Erst also seit 1500 v. Chr. vollzieht sich langsam die Durchdringung des ägyptischen Volkes mit negerischer Rasse, erst im Süden des Niltals, dann gegen Norden vorschreitend, doch dabei auch immer weiter abnehmend. Im Süden Ägyptens hat diese zunehmende Vernegerung auch den Zerfall der erreichten Gesittung (Kultur) bewirkt, während Unterägypten seine Gesittung weiter entfaltete.[2] Vielleicht ist, wie Worrell andeutet, die Aufnahme tiergestaltiger Götter durch die ägyptischen Priester als Einwirkung negerischen Geistes zu erklären, denn den noch überwiegend hamitischen (äthiopischen) Ägyptern waren anscheinend nur menschengestaltige Götter eigen.[3]

Bis zu dem unterägyptischen Gebiete, das ein Hebräerstamm innehatte, kann die Durchdringung Ägyptens mit einem negerischen Einschlage kaum vor dem Zeitabschnitt der hebräischen Auswanderung, also dem 13. vorchristlichen Jahrhundert, gereicht haben. Einen nennenswerten Einschlag negerischer Rasse haben die Hebräer wahrscheinlich erst in Palästina erhalten; auf welche Weise wird später zu erörtern sein.

Die Übernahme einiger ägyptischen Namen wie Mose,[4] Pinechas und andere durch einen Hebräerstamm beweisen nach Giesebrecht[5] eine gewisse „Gastfreundschaft" der Hebräer mit den Ägyptern. Ist es bei solchen Beziehungen zu Vermischungen beider Völker gekommen — auch Livi[6] führt bei Betrachtung des Aufenthalts

---

[1] Vgl. Junker, Das erste Auftreten der Neger in der Geschichte. Vortrag, Akademie der Wissenschaften, Wien, 1920.

[2] Vgl. Grühl in der S. 91 genannten Arbeit, S. 13.

[3] Worrell, A Study of Races in the Ancient Near East, 1926, S. 83/84.

[4] Hebräisch mosche, wahrscheinlich von ägyptisch mes oder mesu „Kind".

[5] Giesebrecht, Grundzüge der israelitischen Religionsgeschichte, 3. Aufl., 1919, besorgt von Bertholet, S. 13.

[6] L. Livi, Gli Ebrei alla luce della statistica. Caratteristiche antropologiche e patologiche ed individualità etnica, 1918, S. 17.

der Hebräer in Ägypten aus: „Es ist aber nicht ausgeschlossen, daß häufige Fälle von Blutsvermischung (mistioni di sangue) vorgekommen sind" —, so müssen die Hebräer den örtlichen und zeitlichen Umständen nach dabei — außer Einschlägen der schon bei ihnen vertretenen orientalischen und vorderasiatischen Rasse — in der Hauptsache einen gewissen Einschlag hamitischer (äthiopischer) Rasse erhalten haben, dazu wohl einen Einschlag des oben (S. 91/92) geschilderten „groben Schlags". Nach 1. Mose 41; 45 und 50 hat Joseph eine Ägypterin geheiratet; sie hieß Asenath. Eine Stelle 5. Mose 23, 7 spricht auch aus, daß Ägypter in die hebräische Stammes- und Blutsgemeinschaft aufgenommen werden konnten. Schon Hagar, die Dienerin Saras in der Abrahamsage, wird als Ägypterin bezeichnet (1. Mose 16, 3).

d) Die hamitische (äthiopische) Rasse

Die hamitische (äthiopische) Rasse wird von Reche Homo mediterraneus var. africana genannt, von Giuffrida-Ruggeri Homo sapiens indoafricanus var. aethiopica. Eugen Fischer möchte eine hamitische (äthiopische) Rasse nicht anerkennen, sondern in diesem Menschenschlag ein orientalisch-negerisches Rassengemische sehen. Die Bezeichnung „hamitische (äthiopische) Rasse" ist oben (S. 65) näher erörtert und als nicht besonders wohl geeignet vermerkt worden. Abgeleitet ist sie von einer S. 86, Fußnote 2 genannten Stelle des Alten Testaments.

Die hamitische (äthiopische) Rasse ist hochgewachsen, in einzelnen Gruppen (durch eine gewisse „Überzüchtung") sehr hochgewachsen, so daß in diesen Gruppen im männlichen Geschlechte Gestalten bis zu 1,90 Meter, ja bis zu 2 Meter vorkommen; dabei ist die Rasse außerordentlich schlank, so daß v. Luschan die Vermutung ausgesprochen hat, die Eingeweide könnten bei einzelnen Vertretern besonders schlanker Gruppen der hamitischen (äthiopischen) Rasse nicht die Lage haben, die sie bei anderen Menschenrassen einnehmen.[1] Zu dem hohen Wuchs dieser Rasse tragen besonders die hohen, schlanken, oft geradezu dünnen Beine bei. Man hat gegenüber überwiegend hamitischen (äthiopischen) Stämmen Ostafrikas schon von einer „Überlänge" der Beine gesprochen.

Die Schulterlinie ist beim männlichen Geschlecht meist eckig hervorgehoben. Schlank wie die Beine mit ihren dünnen Schenkeln und überaus schlanken Waden sind auch die verhältnismäßig lan-

[1] v. Luschan, Hamitische Typen, in Meinhof, Die Sprachen der Hamiten, 1912, S. 251/252.

gen Arme. Hände und Füße sind besonders schmal, ja zart gebaut. Die Hüften sind, meistens auch beim weiblichen Geschlecht, schmal und machen einen leichten Eindruck; öfters scheint der Brustkorb



Abb. 129 a—c. Schädel eines l-Mtussi in verschiedenen Ansichten. (Verkleinerung in verschiedenen Maßstäben). Hamitisch (äthiopisch) oder vorwiegend hamitisch. (Nach Baumann)

ziemlich flach zu sein, das Gesäß wenig hervortretend. Bei all dieser Schlankheit bleibt aber im allgemeinen der Eindruck eines geschmeidig-kraftvollen Körpers bestehen. Wo sich bei ostafrikanischen Stämmen überwiegend hamitischer (äthiopischer) Rasse im weib-

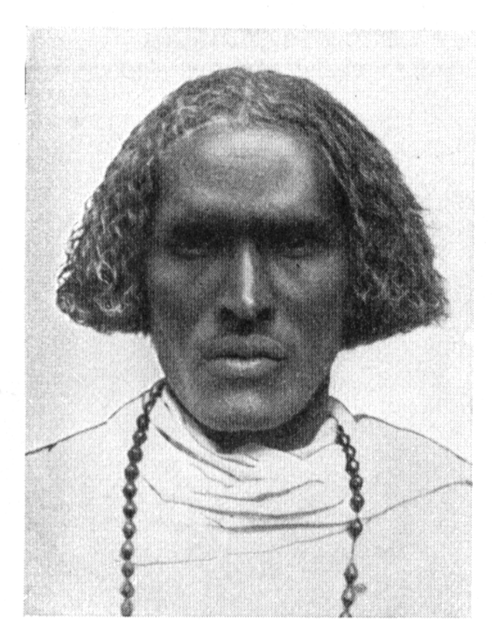
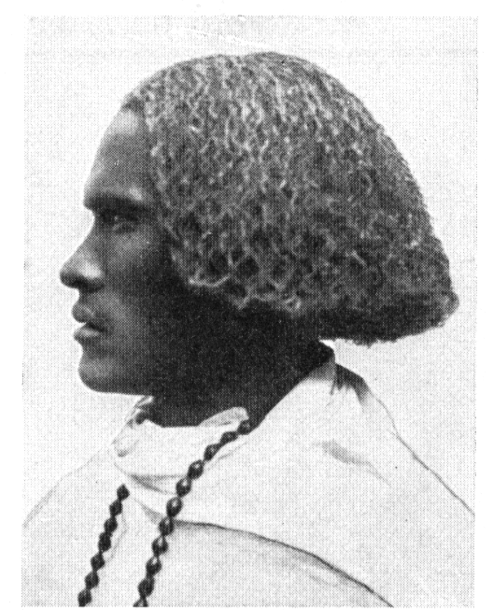



Abb. 130 a, b. 25jähriger Nordsomali. Hamitisch (äthiopisch)

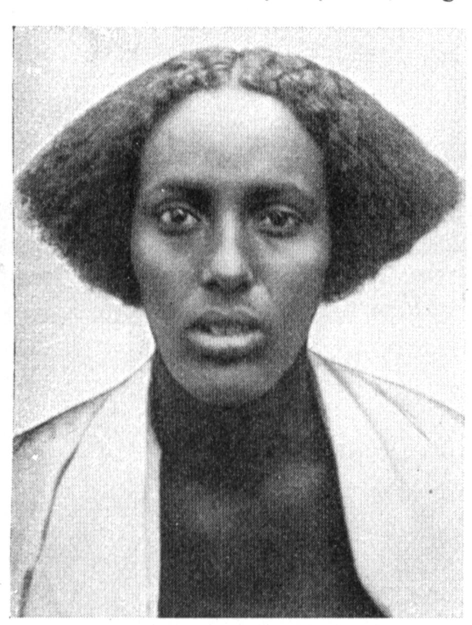



Abb. 131 a, b. 19jähriger Nordsomali. (Aus Eickstedt, Rassenbilder). Vorwiegend hamitisch



Abb. 132. Somalifrau
Negerisch-hamitisch (äthiopisch)
(Aufn. Umlauff)



Abb. 133. Amharifrau aus Gondar (Abessinien)
Vorwiegend hamitisch — mit leichtem orient.
oder westischem Einschlag? (Aufn. Grühl)

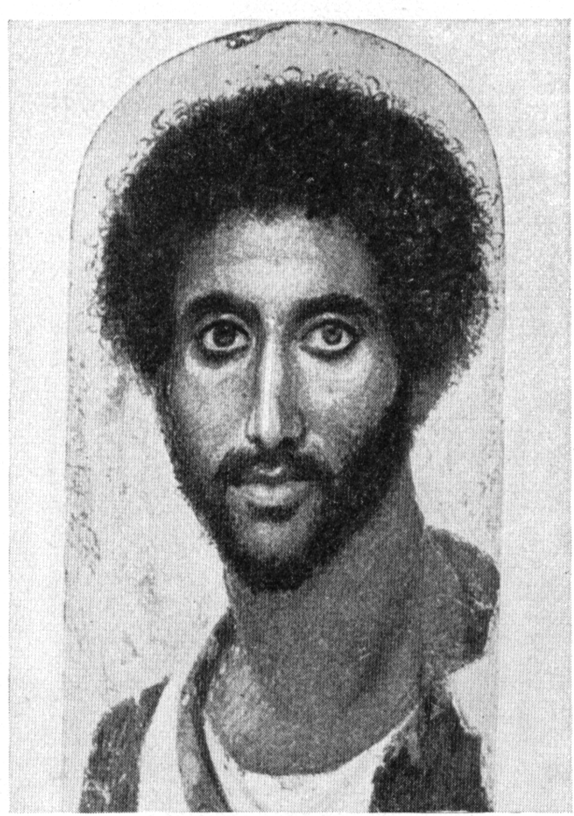


Abb. 134. Mumienbildnis
eines griech.-ägypt. Mischlings aus der 1. Hälfte des 2. Jahrh. n. Chr. Vorw. orient. od. vorw. hamit. m. neger. (u. vorderasiat.) Einschlag? (Nach Buberl)

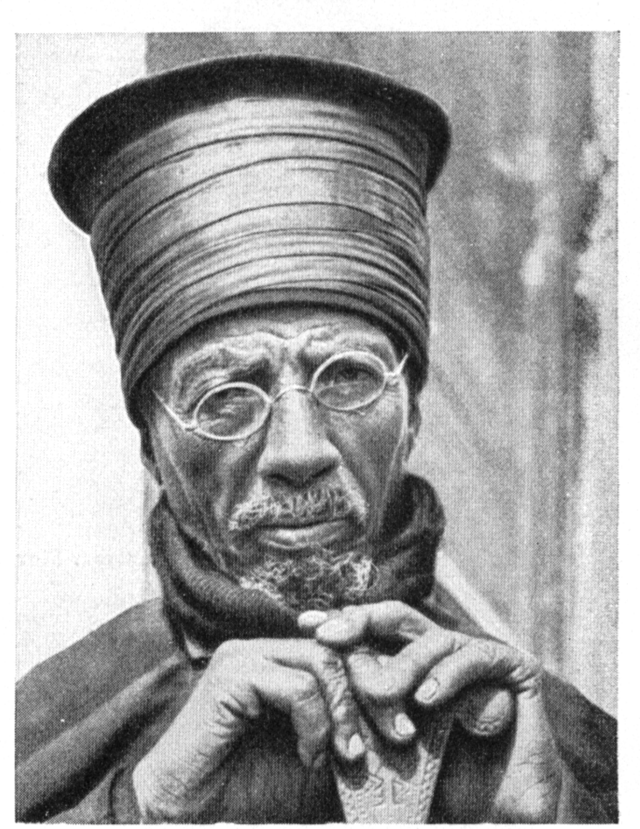


Abb. 135. Abessinisch. Priester in Jerusalem
Vorwiegend hamitisch mit geringem negerischem Einschlag
(Nach Gröber, Palästina)

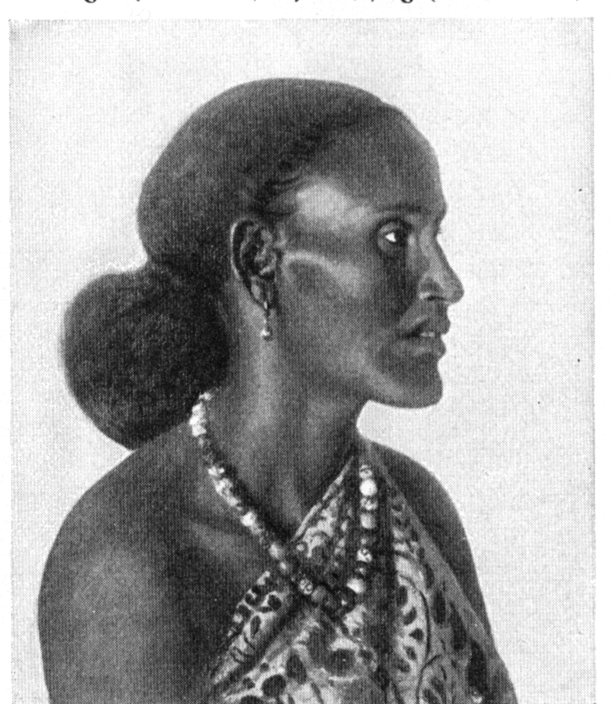


Abb. 136. Somalifrau. Vorw. hamitisch (äthiop.) mit wahrscheinlich oriental. Einschlag

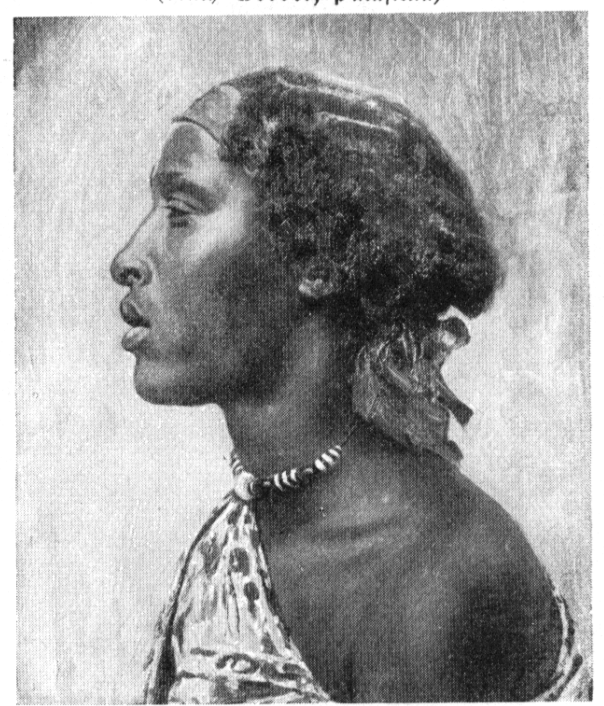


Abb. 137. Somalimädchen. Hamitisch (äthiopisch) mit leichtem negerischem Einschlag

(Nach Gemälden von Prof. Ungewitter, Berlin)

lichen Geschlecht ein vollerer Körperbau mit verhältnismäßig starkem Fettansatz oder gar ausgesprochen fette Gestalten finden, da handelt es sich weniger um Erbanlagen als um (durch Einzelmenschen und nur für diese Einzelmenschen) erworbene, nichtvererb-

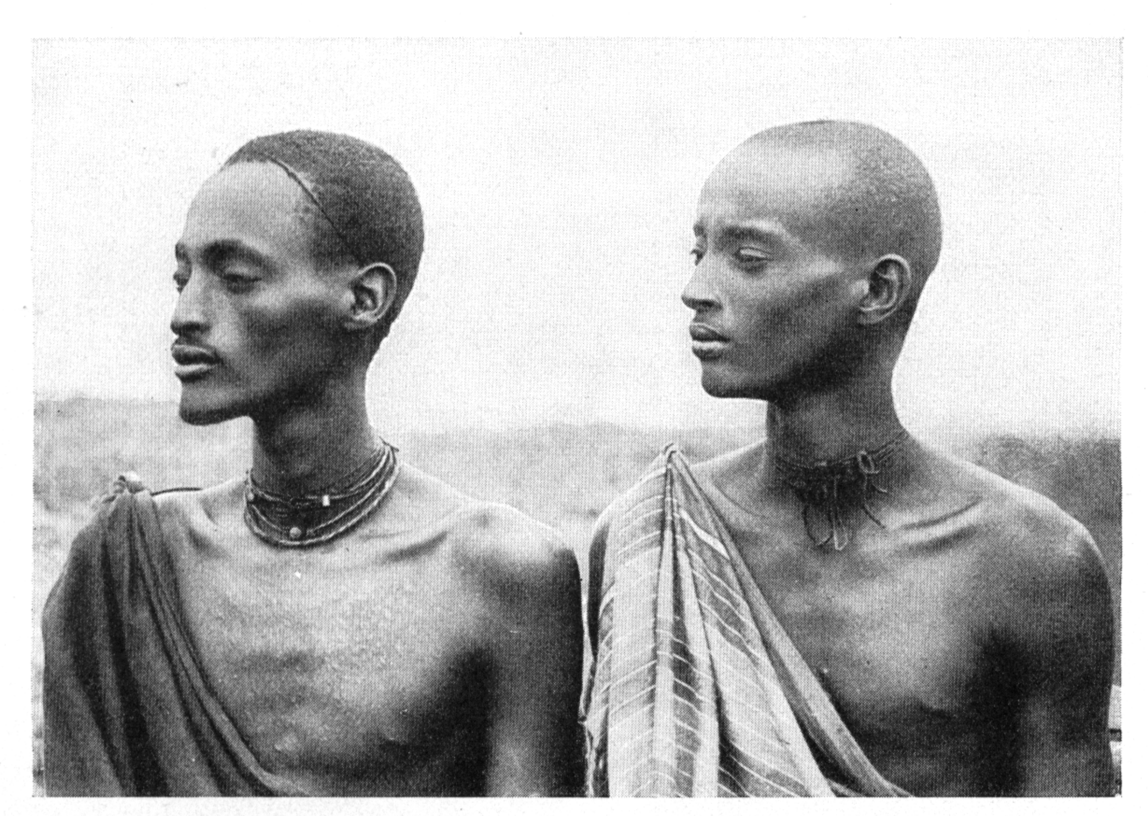


Abb. 138. Kissilerobo, Sultan in Mpororo, ostafrikan. Zwischenseegebiet, mit seinem Neffen. Hamitische (äthiopische) Rasse. (Aus Eickstedt, Rassenbilder)

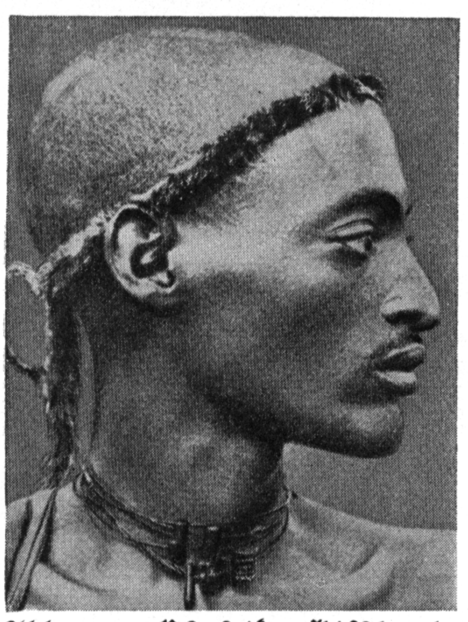


Abb. 139. Ostafrika. Kissilerobo (Andere Ansicht Abb. 138) (Aufn. Weiß)



Abb. 140. Der Katama-Rascho (Reichskanzler) von Kaffa (Abessinien). Vorwiegend hamitisch (äthiop.). (Aufn. Grühl)

liche Eigenschaften, bewirkt durch die in Ostafrika verbreitete Sitte der Frauenmästung.

Die hamitische (äthiopische) Rasse ist ausgesprochen langköpfig, dazu schmalgesichtig. Die Köpfe wirken sehr schmal und leicht, dabei zugleich lang und ziemlich hoch gewölbt; das Hinterhaupt lädt weit über den Nacken nach hinten aus. Die Gesichtsform ist bedingt durch leicht vortretende Jochbeine (Backenknochen), die aber den

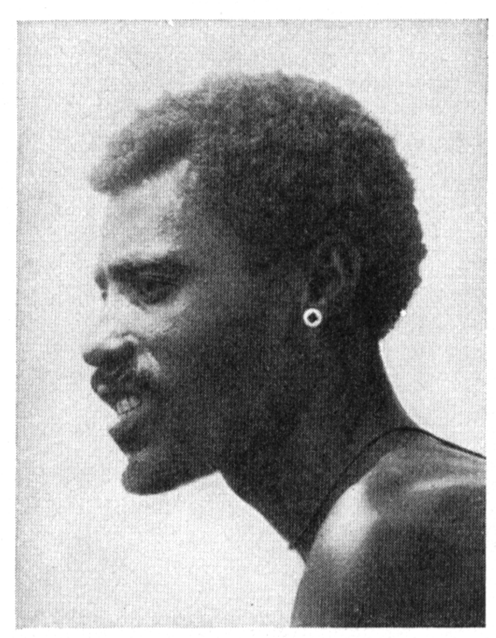


Abb. 141. Vorwiegend hamitisch (äthiopisch) mit negerischem Einschlag

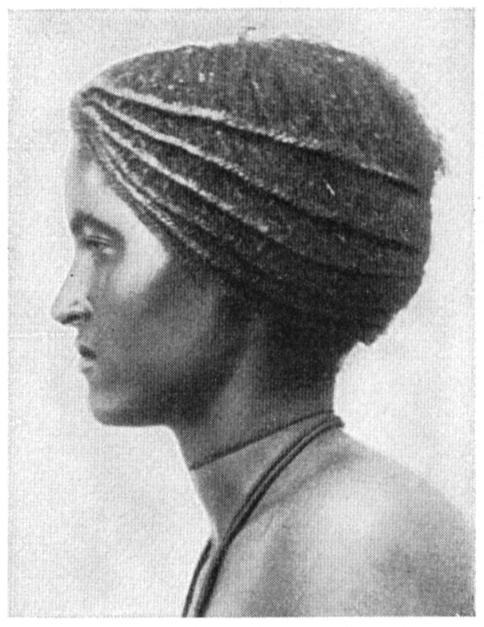


Abb. 142. Vorwiegend hamitisch (äthiopisch). (Beide Aufn. Grühl)

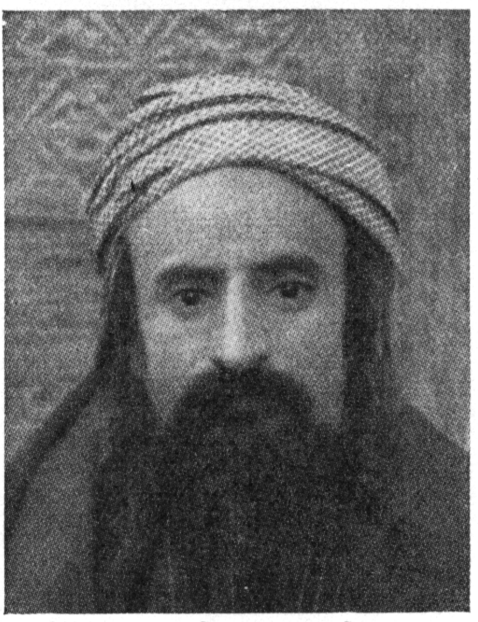


Abb. 143. Jude aus Jemen (Südarabien). Orientalisch-vorderasiatisch oder hamit. (äthiopisch)-vorderasiatisch? (Aus Fishberg)



Abb. 144. Somali Hamitisch (äthiopisch)-orientalisch (Nach Aufn. Révoil)

Eindruck eines sehr schmalen, länglich-abgerundeten Gesichtes nicht beeinträchtigen, einen außerordentlich schmalen, leicht wirkenden Unterkiefer mit ziemlich betontem Kinn, durch eine mittelbreite bis schmale — innerhalb Afrikas durchaus schmal erscheinende — Nase, die öfters gerade, meist aber wohl leicht ausgebogen ist, durch leicht nach vorn gestellte Kiefer (Mesognathie) und leicht gewulstete oder doch dickliche (nicht wulstige oder dicke) Lippen.

Die Ohren sind verhältnismäßig klein und meist eng anliegend. Die Lidspalte der Augen scheint öfters mandelförmig gebildet zu sein (vgl. S. 70). Öfters wirken die Augen wie etwas zu groß und leicht vorquellend. Beim Lachen oder Lächeln legen sich die Lippen

eigenartig dünn über das Zahnfleisch und lassen mehr vom Gebiß sehen, als gewöhnlich bei anderen Rassen erscheint; es scheint, als ob die Oberlippe bei der hamitischen Rasse verhältnismäßig kurz wäre oder mindestens beim Lachen als zu kurz erschiene.

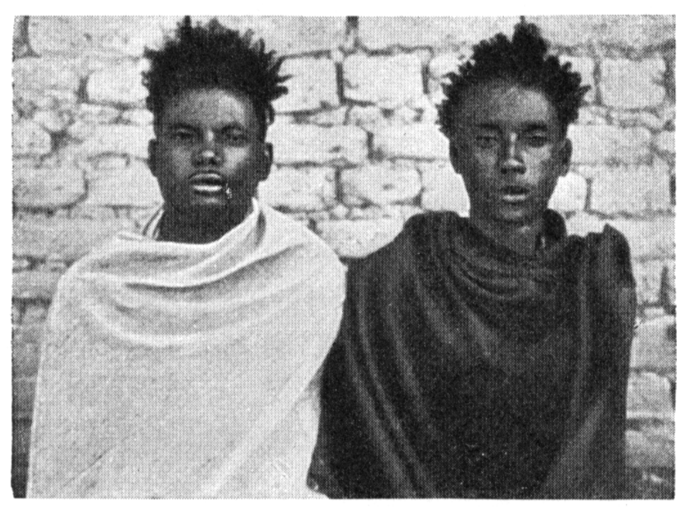




Abb. 145. Wahutubauer und Watussiadliger aus Deutsch-Ostafrika. (Nach Schmidt-Koppers)

Die Hautfarbe der hamitischen (äthiopischen) Rasse liegt zwischen einem rötlichen Hellbraun und einem ausgesprochen rötlichen Dunkelbraun.[1] Das Haar ist dunkelbraun bis schwarz, dabei lockig (nicht gekräuselt oder kraus), die Augen (Regenbogenhaut) sind dunkelbraun. Der Augenausdruck wurde als „feurig" beschrieben, er unterscheidet sich jedenfalls durch eine gewisse wachsame Schärfe von dem dumpferen Augenausdruck der den überwiegend hamitischen (äthiopischen) Stämmen benachbarten Neger. Allerdings ist das zurückliegende hamitische (äthiopische) Auge auch klar und offen in fettarmen Lidern und hohen Augenhöhlen eingebettet und besitzt oft einen eigentümlichen feuchten Glanz; das mehr nach vorn liegende negerische Auge hingegen ist in niedrigeren Augenhöhlen und ziemlich fettreichen Lidern eingebettet.

Die Körperbehaarung der hamitischen (äthiopischen) Rasse ist bis auf das reichliche lockige Haupthaar gering. Der Bartwuchs ist schwach, doch zeigt sich bei dünnem Haarwuchs eine Bartform, die deutlich aus Backenbart, Schnurr- und Kinnbart besteht, mit unbehaarten Stellen zwischen diesen Bartgegenden.

Die Brüste des weiblichen Geschlechts bleiben gewöhnlich verhältnismäßig klein oder doch mäßig ausgebildet.

Die seelischen Eigenschaften der hamitischen (äthiopischen)

[1] Die Hautfarben der verschiedenen negerischen Menschenschläge von mehr oder minder dunklem Braun haben in der Regel einen grauen Unterton.

Rasse umfassen nach Reche[1] kriegerischen Sinn, Herrscherbegabung, Klugheit und Organisationsgabe. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die hamitische (äthiopische) Rasse die staatsbildende Rasse Afrikas war und noch in Teilen Afrikas ist. Sie ist eine eigentliche Herrenrasse, die kraft ihrer seelischen Veranlagung in vielen überwiegend negerischen Stämmen Afrikas zum Adel geworden ist. Man kann öfters auf Bildern von „Neger"stämmen erkennen, wie die Herrschenden und Vornehmen vorwiegend hamitisch (äthiopisch) mit geringem negerischem Einschlag erscheinen, das übrige Volk als negerisch mit geringem hamitischem (äthiopischem) Einschlag. (Vgl. Abb. 145.) Dieses Herrentum der hamitischen (äthiopischen) Rasse hat schon Klemm[2] hervorgehoben, weshalb er in den Stämmen hamitischer (äthiopischer) Rasse Vertreter seiner „aktiven Menschenrasse" erkennen wollte. Neuerdings hat Spannaus die Rolle dieser Stämme als Staatenbildner wieder betont.[3] Der Hauptanteil an der Staatsgestaltung des alten Ägyptens kommt sehr wahrscheinlich der hamitischen (äthiopischen) Rasse zu, deren leibliche Züge eben aus den Mumien oder Bildern der größten unter den altägyptischen Königen zur Nachwelt sprechen.[4]

Die „Klugheit", welche Reche unter den seelischen Zügen der hamitischen (äthiopischen) Rasse nennt, fällt auf nicht nur gegenüber der vorwiegend negerischen Umgebung der Stämme vorwiegend hamitischer (äthiopischer) Rasse, sondern stellt eine zugleich scharfe und abwägende Überlegung bei feiner Beobachtungsgabe dar, wie sie ebenso aus den Zügen mancher Mumie wie aus denen heutiger Vertreter des Bahima-Adels ostafrikanischer Stämme zu sprechen scheint. Der hamitischen (äthiopischen) Rasse ist ein ausgesprochen kriegerischer Sinn eigen, der aber bei aller Neigung zur Grausamkeit und zu plötzlich ausbrechenden Empfindungen und Handlungen doch meistens gebändigt wird durch die kennzeichnend hamitische (äthiopische) Wahrung einer gelassenen Ruhe und Achtsamkeit auf gepflegte Gebärden. Im alten Ägypten wie bei den

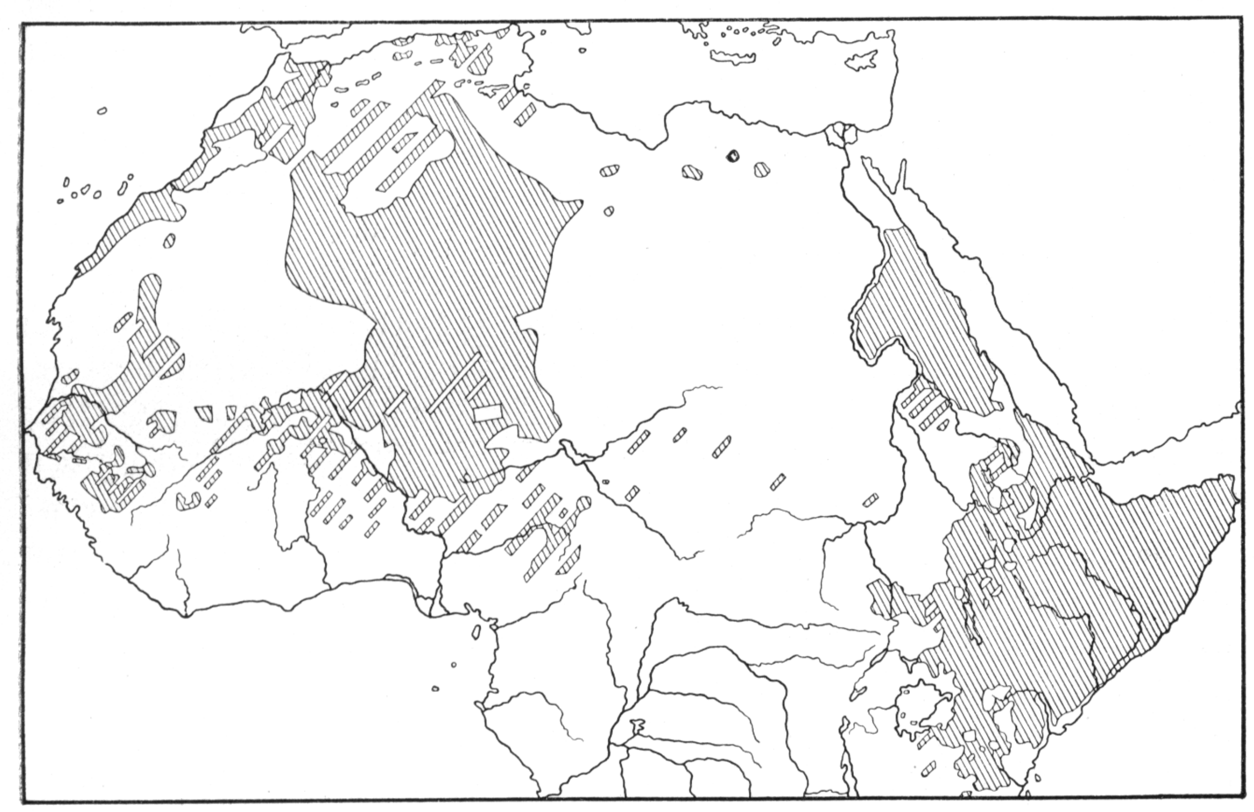
[1] Reche unter „homo mediterraneus var. afr." im Reallexikon der Vorgeschichte, Bd. V, 1926, S. 370.

[2] Klemm, Allgemeine Kulturgeschichte der Menschheit, Bd. 5, 1847, S. 255 f.

[3] Spannaus, Historisch-Kritisches zum Hamitenproblem in Afrika, Beiträge zur Völkerkunde und Vorgeschichte, 1929, S. 181 ff.

[4] Kissilerobo, der Sultan der Massai, wurde von v. Luschan mit Seti I. verglichen (Abb. 138/139 und Abb. 123). Als schön und edel muß im alten Ägypten die hamitische (äthiopische) Rasse gegolten haben. Hochgewachsen und schlank, im weiblichen Geschlechte hochgewachsen, schlank und zart — so erscheint nach altägyptischen Bildern der als schön und edel angesehene Mensch, so erscheinen auch die menschengestaltigen Götter.

heutigen ostafrikanischen Stämmen überwiegend hamitischer (äthiopischer) Rasse und so auch im abessinischen Volke läßt sich ein Sinn für abgemessenes, bestimmt geregeltes Auftreten erkennen. Den Menschen hamitischer (äthiopischer) Rasse ist ein gewisser abgeschlossener Stolz eigen, der sich im Umgang mit Menschen als Wortkargheit und bedachtes Reden, ja Fremderen gegenüber als überlegene Teilnahmlosigkeit äußert. Bei vertrauterem Umgange bewähren hamitische (äthiopische) Menschen eine ihnen eigene Treue und Ehrenhaftigkeit. Besonders jüngere Menschen hami-



Karte IV. Das Gebiet der hamitischen Sprachen. (Nach Bernhard Struck, 1913)

tischer (äthiopischer) Rasse, aber auch manche älteren, erscheinen oft träumerisch, schwermütig nachsinnend. Bis in das Alter des Erwachsenen hinein eignet dem männlichen Geschlechte etwas Sanftes, fast möchte man sagen: Weibliches, das aber beim gleichen Menschen durchaus neben kriegerischem, herrentümlichem Wesen besteht.

Die Menschen hamitischer (äthiopischer) Rasse kennzeichnet eine Neigung zu Spiel und Leibesübungen, dazu eine Neigung zur Eitelkeit auf leibliche Vorzüge und Gaben eines gepflegten Auftretens.

Den Eindruck, den ihm die überwiegend hamitischen (äthiopischen) Wahima (Watussi) Deutsch-Ostafrikas gemacht hatten, beschreibt Weiß wie folgt:[1] „Beim Anblick der Wahima fühlt man

[1] M. Weiß, Die Wahima (Watussi) und Wanjambo in Deutsch-Ostafrika, Archiv f. Rassenbilder, Bildaufsatz 5/6, 1926.

sich unwillkürlich nach Ägypten versetzt, und bereits ehe man sie näher kennen gelernt hat, allein durch den rein äußerlichen Eindruck, den die oft bis zwei Meter hohen Gestalten in ihrer stolzen, vornehmen, ruhigen, selbstbewußten Haltung, ihrem offenen Wesen und ihrem gewandten Auftreten machen, hat man ganz unwillkürlich das Gefühl: du stehst hier den Vertretern eines Herren- und Herrschervolkes gegenüber." —

Als sprachlicher Ausdruck der hamitischen (äthiopischen) Rassenseele müssen die hamitischen Sprachen gelten, die heute über weite Gebiete Afrikas — vgl. Karte IV — verbreitet sind, in denen die heutige Bevölkerung nur noch einen geringen Einschlag der die hamitischen Sprachen ursprünglich ausbreitenden hamitischen (äthiopischen) Rasse erkennen läßt.[1] Einschläge hamitischer (äthiopischer) Rasse finden sich aber auch noch weit außerhalb des Kreises hamitischer Sprachen. Die Bantu-Sprachen (in Äquatorialafrika) sind stark durch hamitischen Sprachgeist beeinflußt und scheinen aus einer Mischung sudanischer Sprachen — in denen sich die negerische Rassenseele widerspiegelt — mit hamitischen hervorgegangen zu sein. Die hottentottische Sprache scheint aus der Mischung einer Buschmann-Sprache mit einer hamitischen entstanden zu sein. v. Luschan hat noch unter den Zulu und anderen Kaffernstämmen Südafrikas etwa ein halbes Prozent der Bevölkerung vorwiegend hamitisch (äthiopisch) gefunden, als „Rückschlagsformen auf alte hamitische Formen", wie er sich ausgedrückt hat.[2] Die „Judenähnlichkeit der Kaffern", welche Ratzel in seiner „Völkerkunde" (Bd. I, 1885, S. 137) erwähnt, genauer gesagt: die „Judenähnlichkeit" einiger Kaffern ist durch einen hamitischen (äthiopischen) Einschlag bedingt, der an gewisse jüdische Gesichter mit hamitischen oder orientalischen und negerischen Einzelzügen erinnern kann. Ein Hottentotte namens Abraham Platje konnte in Südafrika wegen gewisser Gesichtszüge den Übernamen „Disraeli" erhalten, nach dem englischen Minister, dem Juden Disraeli (Lord Beaconsfield). Die „Ähnlichkeit" beider Menschen (Abb. 146 und Abb. 147) könnte wohl aus einem beiden gemeinsamen hamitischen (äthiopischen) Einschlag erklärt werden.

Die heutigen Gebiete stärksten Vorwiegens der hamitischen

---

[1] Über die hamitischen Sprachen vgl. Meinhof, Die Sprachen der Hamiten, 1912, und Worrell, A Study of Races in the Ancient Near East, 1927, 4. u. 5. Abschnitt. Zu den hauptsächlichsten hamitischen Sprachen zählen: a) Hochkuschitisch: Kaffa, Agau, Bilin; b) Niederkuschitisch: Somali, Galla, Afar, Bedauye; c) Berberisch: Kabylisch, Tamaschek, Schilh.

[2] v. Luschan, Hamitische Typen, in Meinhof, Die Sprachen der Hamiten, 1912, S. 253.

(äthiopischen) Rasse sind auf der Karte II, S. 39, angegeben. Da, wo in diesen Gebieten ein merklicher Einschlag negerischer Rasse vorkommt, scheint dieser — zufolge geschlechtsbegrenzter Vererbung — mehr dem weiblichen Geschlecht als dem männlichen eigen zu sein.[1] Das abessinische Volk, der Sprache nach semitisch, ist durch einen sehr starken Einschlag, wenn nicht durch ein leichtes Überwiegen der hamitischen (äthiopischen) Rasse gekennzeichnet. In Ägypten scheinen die Kopten — so heißen die christlichen Nachkommen der noch überwiegend hamitischen (äthiopischen) Altägypter[2] — einen stärkeren hamitischen Einschlag bewahrt zu



Abb. 146. Hottentotte
Abraham Platje. Vermutlich mit hamitischem (äthiopischem) Einschlag
(Aufn. Krönlein)

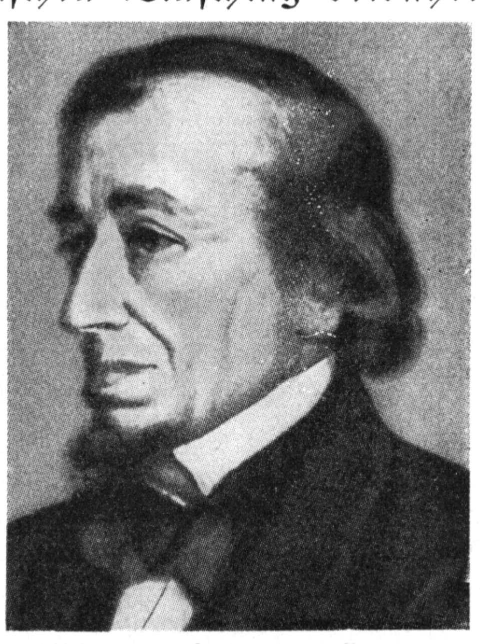


Abb. 147. Jude aus England
Benjamin Disraeli, Lord Beaconsfield, englischer Ministerpräsid. 1804—81. Vermutlich hamitischer (äthiopischer) Einschlag

haben, vor allem die Kopten Oberägyptens, die nicht so starke orientalische Einschläge erhalten haben wie die unterägyptischen Kopten und überhaupt die Bevölkerung des mittleren und unteren Ägyptens. Einen merklichen Einschlag hamitischer (äthiopischer) Rasse zeigen die Stämme der Süd- und der Südwestküste Arabiens, so anscheinend vor allem die Südaraber der Tihama am Roten Meere.[3] An diesem Einschlag nehmen auch die Juden im Jemen (Südarabien) teil. Gehört der hamitische (äthiopische) Einschlag dieser Gebiete schon der Vorgeschichte Arabiens oder dem Zeitabschnitt der hebräischen Frühzeit an, so kann er auch diejenigen

[1] Vgl. G. Sergi, Africa. Antropologia della Stirpe Camitica, 1897, S. 263.

[2] Der Name ist vom griechischen aigyptos abzuleiten, das arabisch zu ghubt oder kübt geworden ist.

[3] Pöch, Hamitische und semitische Rassenmerkmale, Berichte des Forschungsinstituts für Osten und Orient, II. Bericht, 1918, S. 24, wollte sogar ein Überwiegen der hamitischen (äthiopischen) Rasse in Südarabien annehmen.

Hebräerstämme erreicht haben, die sich nicht in Ägypten aufgehalten haben.

Der hamitische (äthiopische) Einschlag unter den abendländischen Juden unserer Zeit ist sicherlich ziemlich gering. Ich erinnere mich eines in Ostdeutschland gebürtigen Juden, der mir vorwiegend hamitisch (äthiopisch) erschien und der in einer Umgebung zahlreicher Ostjuden in einer deutschen Großstadt durch Haltung und Auftreten gleichsam einen gewissen jüdischen Adel darzustellen schien und auch von seiner jüdischen Umgebung etwa so betrachtet wurde. v. Luschan erwähnt einmal ein hamitisches (äthiopisches) Masaimädchen Ostafrikas, das „auch in ihrem ganzen Habitus oft an einen Typ erinnert, den wir auch in Berlin W. W. beobachten können".[1] Immer wieder einmal fällt an einzelnen Juden oder Jüdinnen irgendein Zug auf, der sich eher durch hamitische (äthiopische) als durch orientalische Erbanlagen erklären läßt; selten aber möchte man bei abendländischen Juden von einem stärkeren hamitischen (äthiopischen) Einschlag oder gar einem Vorwiegen der hamitischen (äthiopischen) Rasse reden.

Wo lag die „Urheimat" der hamitischen (äthiopischen) Rasse? — Oben (S. 91) ist von der Einwanderung dieser Rasse in Ägypten berichtet und dabei auch erwähnt worden, daß die Einwanderer Pflanzen südarabischer Herkunft ins Niltal eingeführt haben. Seit dem 5. oder 6. Jahrtausend v. Chr. scheinen Stämme hamitischer (äthiopischer) Rasse von Südarabien nach Nordostafrika vorgestoßen zu sein, von wo aus ihre Nachkommen dann in aufeinanderfolgenden Wellen Afrika durchdrungen haben: die Hauptwanderung scheint von Nordosten in einem großen Bogen über Westen nach Südwesten, eine andere Wanderung von Nordosten nach Süden erfolgt zu sein. Die hamitische Ausbreitung von Nordostafrika aus hat später die Bevölkerung des Niltals vor gänzlicher Vernegerung bewahrt. Hamitenstämme, viehzüchtende (nicht nur wie heutige Bantuneger viehhaltende) Nomaden mit vaterrechtlicher Familienordnung, überlagerten als Herren inner- und westafrikanische hackbautreibende Negerstämme, denen das Mutterrecht eigen war.[2] Man schreibt diesen hamitischen „Rinderverehrern"

---

[1] v. Luschan, Hamitische Typen, in Meinhof, Die Sprachen der Hamiten, 1912, S. 249.

[2] Mutterrechtlich heißt die Bestimmung der Verwandtschaft und des Erbgangs der Kinder nicht durch den Vater oder Erzeuger, sondern durch die Mutter. Dem Mutterrecht (Matriarchat) entspricht bei vielen Völkern keine Dauerehe; der Begriff der ehelichen Treue und ein entsprechender Begriff des Ehebruchs sind nicht entwickelt. Vaterrechtlich heißt die Bestimmung von Verwandtschaft und Erbgang durch den Mann als Gatten und Vater. Das

(Germann) die Zucht und Verbreitung des afrikanischen Großhornrindes zu, das vom ägyptischen Wildrinde abstammen soll.[1]

Die Kennzeichen der urhamitischen Gesittung (Kultur) — besonders Großviehzucht und Vaterrecht — haben der sog. Kulturkreisforschung dazu gedient, die Vorzeit der Stämme hamitischer Sprache und hamitischer (äthiopischer) Rasse über den Zeitabschnitt eines Verweilens in Südarabien hinaus zu erhellen. Schmidt und Koppers haben die Hamiten von einem vorgeschichtlichen „Kulturkreise" vaterrechtlicher Viehzüchter Innerasiens abzuleiten versucht.[2] Graebner hat sich dieser Annahme angeschlossen.[3] Oben (S. 106) ist Klemms Auffassung von den Hamiten als den Herren der Neger angeführt worden. Klemm hatte die Ursitze der Hamiten schon in Asien vermutet.[4] Diese Annahmen würden sich vereinen lassen mit denen, die Stuhlmann und Johnston vom völkerkundlich-rassenkundlichen Standpunkte über die Herkunft der Hamiten geäußert haben: jener vermutet die hamitischen Ursitze in Südpersien und Nordostarabien, dieser ebenfalls am ehesten in den Gebieten um den Persischen Meerbusen.[5] Bei Annahme einer Urheimat der Hamiten in einem südwestasiatischen Gebiete ließen sich auch gewisse Anklänge an die leiblichen Züge der hamitischen (äthiopischen) Rasse bei den Bevölkerungen der Westküste Vorderindiens und wohl auch noch der benachbarten persischen Gebiete erklären, Anklänge, die dem italienischen Rassenforscher Giuffrida-Ruggeri so stark erschienen sind, daß er auf einer Karte der Verteilung der Menschenrassen nordwestafrikanische und vorderindische Gebiete zusammen als die eines gleichen Menschenschlags gekennzeichnet hat, den er Homo sapiens indoafricanus benannte.[6]

Wie die Vergleichung der beiderseitigen leiblichen Merkmale ergibt, stehen die hamitische (äthiopische) Rasse und die orientalische

---

Vaterrecht (Patriarchat) der Völker indogermanischer Sprache erscheint im altrömischen Recht als patria potestas besonders klar ausgeprägt.

[1] Germann, Beiträge zur Hamitenfrage, Tagungsberichte d. deutschen Anthrop. Gesellsch., 1926, S. 60.

[2] W. Schmidt und W. Koppers, Völker und Kulturen, 1924, S. 78 u. 106.

[3] Graebner, Ethnologie, im Bande „Anthropologie", Kultur der Gegenwart, Teil III, Bd. 5, S. 468 u. 527.

[4] Klemm, Allgemeine Kulturgeschichte der Menschheit, Bd. 5, 1847, S. 461 f.

[5] Stuhlmann, Handel und Industrie in Ostafrika, 1910, S. 135 ff. und Karte A, Tafel II; Johnston, A Survey in the Ethnography of Africa, Journal of the Anthrop. Institute, Bd. 43, 1913, S. 382; vgl. ferner Seligmann, Some Aspects of the Hamitic Problem of the Anglo-Egyptian Sudan, Journal of the Anthrop. Institute, Bd. 43, 1913.

[6] Ob aber nicht, umgekehrt, Einschläge nordindisch-südpersischer Herkunft die Stämme der Ostküste Arabiens und gewisser Teile Nordostafrikas durchdrungen haben?

Rasse einander so nahe, daß man für beide die Herkunft aus einer gemeinsamen Stammrasse annehmen möchte. Zugleich erscheinen die diesen beiden Rassen zuzuweisenden Sprachstämme, der hamitische und der semitische, nahe verwandt, so daß man schon eine hamitisch-semitische Grundsprache angenommen hat, aus der sich die hamitischen Sprachen in einer Richtung, die semitischen in einer anderen entwickelt hätten. Das Entstehungsgebiet dieser hamitisch-semitischen Grundsprache und somit auch die Urheimat einer hamitisch-(äthiopisch-)orientalischen Stammrasse müßte demnach „irgendwo in Vorderasien"[1] angenommen werden. Der Sprachforschung ist eine Lösung der hiermit gegebenen Fragen noch nicht gelungen. Wäre „Ham", wie Hommel meint, „eine ältere Semitenschicht als sein Bruder Sem"[2] und somit das Semitische aus dem Hamitischen entwickelt, wie Worrell[3] vermutet, so müßte sich erklären lassen, in welcher Weise aus den durch zwei Mitlauter (Konsonanten) gegebenen, einen Wortstamm ausmachenden „Wurzeln" des Hamitischen die durch drei Mitlauter gekennzeichneten „Wurzeln" des Semitischen entstanden sind. Viel eher ließe sich begreifen, wie aus den „Wurzeln" des Semitischen durch Zusammenziehungen die „Wurzeln" des Hamitischen sich entwickelt haben. Andererseits lassen sich sprachliche Erscheinungen, die innerhalb der semitischen Sprachen und aus deren Bau nicht zu erklären sind, aus dem Hamitischen deuten.

Heute läßt sich nur so viel sagen, daß ebenso wie die hamitische (äthiopische) und die orientalische Rasse als nächstverwandt erscheinen, so auch der hamitische und der semitische Sprachstamm. Beziehungen bestehen rassisch wie sprachlich. Christian möchte sprachwissenschaftlich und rassenkundlich zwei Schichten der Völker semitischer Sprache unterscheiden:

1. eine Schicht der älteren semitischen Sprachen: Akkadisch (Assyrisch-Babylonisch), Minäisch-Sabäisch, die abessinischen Sprachen, die Mahrasprachen;

2. eine Schicht der jüngeren semitischen Sprachen: Kanaanäisch, Aramäisch und Arabisch.

Die ältere Schicht entspreche mehr Stämmen überwiegend hamitischer (äthiopischer) Rasse, die jüngere mehr Stämmen überwiegend orientalischer (Christian sagt: „semitischer") Rasse.[4]

---

[1] Pieper, Die ägyptische Literatur, 1927, S. 3.

[2] Hommel, Grundriß der Geographie und Geschichte des Alten Orients, 1904, S. 557.

[3] Worrell, A Study of Races in the Ancient Near East, 1927, S. 55.

[4] Christian, Akkader und Südaraber als ältere Semitenschichte, Anthropos, Bd. 14/15, 1919/20, S. 729.

Mir scheint diese Erklärung für die Erhellung der hamitisch-semitischen Zusammenhänge nicht auszureichen, zumal doch allem Anschein nach unter Assyrern und Babyloniern kaum von einem Einschlag hamitischer (äthiopischer) Rasse gesprochen werden darf.

Minder schwierig erscheinen die Fragen der gemeinsamen Abstammung der hamitischen (äthiopischen) und der orientalischen Rasse, wenn das Entstehungsgebiet jener wirklich Südwestasien, das Entstehungsgebiet dieser, wie Ungnad (vgl. S. 66) annimmt, Südosteuropa ist. Da aber die orientalische Rasse mit der westischen (mediterranen) sicherlich so nahe verwandt ist wie mit der hamitischen (äthiopischen), so wird sich in diesem Zusammenhange auch gleich die Frage einer gemeinsamen Abstammung dieser drei Rassen erheben, ja weiterhin die Frage einer gemeinsamen Stammform für diese drei Rassen und die nordische Rasse — denn eine Verwandtschaft der westischen und der nordischen Rasse ist angenommen worden, seitdem man diese beiden Rassen genauer erkannt und beschrieben hatte.

Seit der 3. Auflage meiner „Rassenkunde des deutschen Volkes" (1923) habe ich auf einen indogermanisch-semitisch-hamitischen Sprachzusammenhang hingewiesen, dem ein nordisch-westisch-orientalisch-hamitischer (äthiopischer) Rassenzusammenhang, eine Verwandtschaft dieser vier schlanken, langköpfig-schmalgesichtigen, schmalnäsigen, weichhaarigen Rassen entspreche. Eine solche Verwandtschaft würde ja auch in seelischen Zügen erkennbar sein: ein gewisser Zug des kriegerischen Herrentums, der Ritterlichkeit und gepflegten Haltung und des vornehmen Auftretens ist allen vier Rassen mehr oder weniger eigen; der nordischen, orientalischen und hamitischen (äthiopischen) Rasse ist auch ein gewisses zurückhaltendes Abstandnehmen im Umgang mit Menschen gemeinsam, wohl auch eine gewisse beherrschte, ja nüchterne Überlegung und vor allem staatsbildende Fähigkeiten. Hentschel, Varuna (1. Aufl. 1911, 4. Aufl. 1924), hat sogar einen noch weiteren Rassenzusammenhang von Ozeanien bis Nordwesteuropa angenommen, von den langköpfig-schmalgesichtigen, schmalnäsigen, lockenhaarigen Menschengruppen der Südsee bis zur nordischen Rasse Nordwesteuropas. Kern, Stammbaum und Artbild der Deutschen und ihrer Nachbarstämme (1927), wollte dann das Entstehungsgebiet für die vier eben bezeichneten Rassen in „Eurasien" suchen, wie er die südosteuropäisch-westasiatischen Steppengebiete nannte.

Tatsächlich wird man sich vorstellen dürfen, daß die Auslesevorgänge, welche die orientalische und die hamitische (äthiopische) Rasse aus einer gemeinsamen Stammrasse haben entstehen lassen,

in diesem Steppengebiete vor sich gegangen sind. Auch die westische (mediterrane) Rasse mag noch sowohl ihrer Ausgangsform wie ihrem Entstehungsgebiete nach näher mit dieser gemeinsamen Stammrasse und diesem Gebiete verbunden werden; ich möchte sie zwar von der gemeinsamen Stammrasse herleiten, aber ihr eigentliches Entstehungsgebiet in Südwesteuropa oder Westeuropa suchen, etwa da, wo sich in der jüngeren Altsteinzeit die sog. Tardenoisien-Kultur zeigt. Auch die untergegangenen Sprachen der westischen (mediterranen) Rasse möchte ich mir nahe verwandt mit den semitisch-hamitischen vorstellen.

Hingegen deutet das „Alleinstehen des Indogermanischen",[1] seine nur sehr entfernte Verwandtschaft — wenn man dieses Wort noch gebrauchen darf — mit dem Semitisch-Hamitischen, daß man die nordische Rasse, welcher der indogermanische Sprachstamm zuzuweisen ist (vgl. S. 46), nicht unmittelbar in den Zusammenhang der westischen, orientalischen und hamitischen (äthiopischen) Rasse und des möglichen Entstehungsgebietes dieser drei Rassen eingliedern kann. Darré, Das Bauerntum als Lebensquell der Nordischen Rasse (1928), hat inzwischen auch gegen Kern nachzuweisen versucht, daß sich die leiblich-seelischen Züge der nordischen Rasse nicht aus der Auslese eines Steppenhirtentums, sondern nur aus der Auslese eines „mitteleuropäischen Waldbauerntums" erklären lassen. Wenn man also die vier betrachteten Rassen, wie auch ich es tun möchte, aus einer gemeinsamen Stammform durch verschieden gerichtete Auslese entstanden denkt, so muß diejenige Menschengruppe, welche sich im späteiszeitlichen Mittel- bis Nordwesteuropa zur nordischen Rasse ausgebildet hat, sich schon in einer heute noch nicht erhellbaren Vorzeit von derjenigen Menschengruppe abgetrennt haben, die dann in die westische, orientalische und hamitische (äthiopische) Rasse zerfiel.

Bei der nahen Verwandtschaft der westischen (mediterranen) und der orientalischen Rasse könnte sich gegen die Ableitung von einer gemeinsamen Stammform doch noch die Schwierigkeit erheben, daß den vorgeschichtlichen Bevölke-

[1] Vgl. Hirt, Indogermanische Grammatik, 1927, Bd. I, S. 47: „Das Alleinstehen des Indogermanischen und Gründe dafür." — Auch Ungnad, Das Wesen des Ursemitischen. Eine sprachgeschichtlich-psychologische Untersuchung, 1927, führt aus (S. 24), das Indogermanische zeige „morphologisch keine Ähnlichkeit mit dem Semitisch-Hamitischen". — Brockelmann, Semitische Sprachwissenschaft, 1916, S. 19: „Ob Semiten und Indogermanen leiblich verwandt waren, ist eine Frage für sich. Wenn sie wirklich einmal in näheren Beziehungen zueinander gestanden haben, so liegen diese jedenfalls so weit zurück, daß sie in der Sprache keine sicher nachweisbaren Spuren zurücklassen konnten."

rungen überwiegend westischer Rasse das Mutterrecht eigen war,[1] während die frühgeschichtlichen Stämme semitischer Sprache und vorwiegend orientalischer Rasse vaterrechtliche Verhältnisse zeigen. Es scheint aber, als ob die Stämme semitischer Sprache eine mutterrechtliche Vorzeit gehabt hätten. Benzinger, Hebräische Archäologie (3. Aufl., 1927, S. 113), erbringt hierfür Zeugnisse: für die Frühzeit der Araber ist Mutterrecht und Vielmännerei bezeugt,[2] Reste von Vielmännerei auch im alten Babylonien, Spuren des Mutterrechts auch bei den Hebräern.[3] Spuren einer mutterrechtlichen Einwirkung finden sich auch bei Ägyptern und Libyern. Sollte der Anstoß zum Übergang der Semiten vom Mutterrecht zum Vaterrecht von den Hamiten ausgegangen sein? Die Indogermanen nordischer Rassenherkunft haben ja ihre vaterrechtlichen Anschauungen erst in einer viel späteren Zeit, seit etwa 2500 v. Chr., in Vorderasien zu verbreiten begonnen.

[1] Vgl. Fußnote 2, S. 110, und Günther, Rassenkunde Europas, 3. Aufl., 1929, S. 166.

[2] Auch die „Königin von Saba" der Salomosage — eine Königin des südarabischen Volkes der Sabäer — könnte hier wohl als Zeugnis für ein frütharabisches Erbrecht der ältesten Tochter angeführt werden.

[3] Vgl. 1. Mose 2, 24; 21, 10; 43, 28; 44, 20; Richter 8, 19; 9, 1 f. Vgl. ferner Petrie, Egypt and Israel, 1925, S. 21 ff.: „The Mother of the Tribe".

IV. Die Vermischung der Hebräer mit den Kanaanitern

Als Wanderhirten sind die Hebräer in Kanaan eingezogen, aber schon in ihren frühesten schriftlichen Aufzeichnungen erscheinen sie als ein überwiegend bäuerliches Volk. Bedenkt man, wie geradezu widernatürlich den verschiedenen Stämmen semitischer Sprache und vorwiegend orientalischer Rasse die feste Ansiedlung und das bäuerliche Leben in der Regel erschienen ist, so wird man auch gleich vermuten, daß die Hebräer der Wanderungen vom sagenhaften Abraham bis zur Zeit Josuas rassisch anders zusammengesetzt gewesen sein müssen als die Hebräer der Zeit Davids und Salomos.

Die Hebräer der Einwanderungszeit (1400—1200 v. Chr.) erscheinen noch als Wanderhirten mit den seelischen Zügen der orientalischen Rasse, am ehesten heutigen Beduinenstämmen vergleichbar. Die Erzählungen des Alten Testaments über das Leben der „Erzväter", wie die über die Eroberung und Durchdringung Kanaans durch die Hebräer haben solche Züge am besten bewahrt. Da erscheint der Sinn für Ritterlichkeit und würdig gemessenes Auftreten,[1] da erscheinen die heldischen Züge, die im „Buch der Richter" deutlicher hervortreten; es erscheinen die Verschlagenheit und die zähe List, die den Stämmen überwiegend orientalischer Rasse stets als Vorzüge erschienen sind.[2] Die der orientalischen Rassenseele eigene — und auch im Bilde des hebräischen Sondergottes Jahwe erkennbare — Rachsucht und schonungslose Grausamkeit erscheint ebenso wie ein gewisses Dahinbrüten, dem sich immer wieder Stämme vorwiegend orientalischer Rasse in Zeiten des Rastens hingeben können. Die harte Grausamkeit hebräischer Wanderhirten verrät sich in Zügen wie der Verstoßung Hagars, der Enterbung Esaus und der Peinigung Pharaos und Abimelechs: „Auch wenn diese ganz unschuldig durch die Lügen der Patriarchen veranlaßt werden, diesen nahe zu treten, ziehen sie den kürzeren."[3] Gerade eines der ältesten Stücke des Alten Testaments, das um 1150 v. Chr. entstandene

---

[1] Vgl. 1. Mose 18, 2; 24, 31.

[2] Vgl. 1. Mose 34, 35.

[3] Giesebrecht, Die Grundzüge der israelitischen Religionsgeschichte, 3. Aufl. besorgt von Bertholet, 1919.

Deboralied (Richter 5), enthält den kriegerischen Sinn ebenso wie den wilden grausamen Siegesjubel der orientalischen Rassenseele im frühen Hebräertum. Züge der gleichen Rassenseele lassen sich in den Handlungen Ehuds (Richter 3, 15 ff.), der Hebräerin Jael (Richter 5, 24—27), Gideons (Richter 8, 18 ff.) und Jephtahs (Richter 11, 1 ff.) erkennen.

Der orientalischen Rassenseele entsprach auch die frühhebräische Vorstellung von einem glücklichen menschlichen Dasein: es war das Leben des Wanderhirten, der reich ist an Kamelen, Rindern und Schafen[1] und dessen Stamm ausgedehnte Weidegebiete beherrscht, der aber denjenigen verachtet, der ein Haus baut, die Saat aussät, einen Weinberg bepflanzt und Wein trinkt. Das Erträgnis aus der Arbeit bäuerlicher Stämme haben aber die Wanderhirten immer zu verwerten gewußt; das führt besonders Darré, Das Bauerntum als Lebensquell der Nordischen Rasse (1927), aus. Auch die Hebräer der Einwanderungszeit besaßen diesen Verwertungssinn: „Wenn dich nun Jahwe, dein Gott, in das Land bringen wird, das er dir . . . verleihen will, in ein Land mit großen und schönen Städten, die du nicht gebaut hast, mit Häusern, die ohne dein Zutun mit Gütern aller Art angefüllt sind, mit ausgehauenen Zisternen, die du nicht ausgehauen hast, und mit Wein- und Olivengärten, die du nicht gepflanzt hast, und du dich satt darin issest, so hüte dich wohl, daß du nicht Jahwes, deines Gottes, vergessest." (5. Mose 6; 10 und 11.)

Solche Züge aber treten im Verlauf der hebräischen Frühgeschichte schließlich vor bäuerlichen Zügen zurück und lassen sich schließlich nur noch bei den südlichen Hebräerstämmen im späteren Königreiche Juda abgeschwächt erkennen. Zwar findet sich im Alten Testamente das Gebot Jahwes an sein hebräisches Volk, die Einwohner Kanaans auszurotten, und das Verbot, sich mit ihnen zu vermischen,[2] damit das hebräische Volk sich nicht von Jahwe ab- und den Göttern der Kanaaniter zuwende. Aber weder das Gebot noch das Verbot wurden eingehalten. Große Teile der kanaanitischen Bevölkerung wurden im Lauf der Zeit zu Hebräern. Edomiter durften nach 5. Mose 23, 7 in die hebräische Blutsgemeinschaft aufgenommen werden. Ammoniter und Moabiter, also ebenfalls Menschen aus überwiegend orientalisch anzusehenden Stämmen, sollten nach 5. Mose 23, 3 ausgeschlossen sein; aber es kamen auch Vermischungen mit Vertretern und Vertreterinnen dieser Stämme vor.

[1] Vgl. 1. Mose 13, 2—5.
[2] 2. Mose 34, 11—16; 5. Mose 7, 1—4.

Unter den „Kanaanitern" hat man sich dasjenige Rassengemische vorzustellen, das durch die altpalästinischen Rassenschichtungen und -kreuzungen entstanden war, die im II. Abschnitt behandelt worden sind. Es kam zu derjenigen hebräisch-kanaanitischen Völkermischung, die dem bisher überwiegend orientalischen Hebräertum mit starken Einschlägen vorderasiatischer und schwächeren Einschlägen nordischer Rasse die rassenseelischen Bedingungen zur Entfaltung eines Bauerntums und zum Aufbau eines Staates vermittelte. Das ursprüngliche, der Rasse nach orientalische Hebräertum sträubte sich zunächst gegen die Vermischung, schließlich erlag es ihr fast gänzlich. Geiger, Urgeschichte und Übersetzung der Bibel, 1928, hat (S. 42 ff.) Zeugnisse für diese und spätere Völkermischungen der hebräischen Geschichte und den Widerstand dagegen zusammengestellt. Aus den überwiegend orientalischen Hebräerstämmen wurde doch schließlich ein Volk, das ein orientalisch-vorderasiatisch-nordisch-hamitisch-negerisches Rassengemische gebildet haben muß.

Die einwandernden Hebräer scheinen durchschnittlich niedrigeren Wuchses gewesen zu sein als die Kanaaniter. Da diese einerseits einen starken vorderasiatischen Einschlag hatten, den Einschlag also einer Rasse, deren durchschnittliche Körperhöhe nicht so groß ist wie die der orientalischen Rasse oder gar eines orientalisch-hamitischen Rassengemisches, muß andererseits der nordische Einschlag im Kanaanitertum doch so stark gewesen sein, daß die einwandernden Hebräer den Eindruck einer hochgewachsenen Bevölkerung hatten. Den hebräischen Spähern, die durch Kanaan gezogen waren, erschienen manche Kanaaniter wie „Riesen", denen gegenüber sie sich selbst wie „Heuschrecken" vorkamen.[1] Sie fürchteten sich vor diesen „Enaks-Kindern", den Enakim, von denen mehrfach die Rede ist (4. Mose 13; 29 und 34; 5. Mose 9, 2; Josua 13, 12). Auch die hochgewachsenen und starken Emim und Sammesumim werden als vorhebräische Einwohner Kanaans erwähnt und mit den Enakim verglichen (5. Mose 2; 10 und 21). Als „Enaks-Kinder" scheint besonders die von Kaleb besiegte Bevölkerung um Hebron gegolten zu haben (4. Mose 13, 23). Die Sage hat aus diesen im Verhältnis zu den einwandernden Hebräern hochgewachsenen Bevölkerungen schließlich die Rephaim, die „Riesen", gemacht, die vor den Hebräern in Kanaan gewohnt hätten. Vielfach muß die Sage die Rephaim mit den steinzeitlichen Steinmalen Palästinas verbunden haben, die man sich als Sitz von Totengeistern vorzeitlicher Menschen dachte. Sayce sieht

[1] Vgl. 3. Mose 13, 33.

die Rephaim als einen Zweig der Amoriter an, faßt Enakim, Rephaim und Sammesumim als Zweige der „blonden Rasse" auf.[1]

Zum Aufbau der hebräischen Gesittung, wie sie in Palästina entstand, haben die einwandernden Hebräer viel weniger beigetragen als die dort ansässigen Kanaaniter: „Israels politischer Sieg über Kanaan bedeutete, daß kulturell Israel Kanaan untertan wurde."[2] Bei der Verschmelzung der Einwandernden mit den Ansässigen wurden „die Kanaaniter die Lehrmeister, die Israeliten die Schüler".[3] Der Vorgang des Lehrens und Lernens erstreckte sich aber über ein paar Jahrhunderte.

Die Einwandernden brachten die Sitte der Totenverehrung mit, die sich noch im Bau von Erbgrabstätten[4] und in den Totenopfern zeigt, die sich trotz Verbot bis über das 2. vorchristliche Jahrhundert hinaus erhalten haben.[5] Auf diese Sitten der Totenverehrung gehen das Zerreißen des Kleides, die Bekleidung mit einem Sack, das Bestreuen des Hauptes mit Asche, das Raufen des Haares, das Fasten und andere hebräische Gebräuche zurück. Die Bundeslade als der Ort, an dem Jahwe gegenwärtig gedacht wurde, gehört der vorkanaanäischen Zeit an und scheint wie das Stiftszelt ganz dem Heiligtum eines Stammes von Wanderhirten zu entsprechen. Sie war „ein kriegerisches Nomadenheiligtum" und „gehört eigentlich gar nicht in das angesiedelte Leben, sondern in die Wüste hinein".[6] Die Sitte der Beschneidung, die ursprünglich nicht hebräisch, sondern von Araberstämmen übernommen war, gehört zu dem Gesittungsbestande, den die Einwandernden mitbrachten. 2. Mose 4, 24 ff. zeigt, daß die Hebräer sie von den Midianitern übernommen hatten. Da diese erste Beschneidung eines Hebräers „mit einem Stein" vorgenommen wird, könnte man annehmen, daß die Sitte auf steinzeitliche Verhältnisse zurückzuführen ist.

Eine den einwandernden Hebräern altvertraute, wahrscheinlich der gemeinsamen Vorzeit mehrerer semitischer Stämme entstammende Vorstellung, die der Seraphim, schlangenartig gedachter Wesen, die Jahwe als Blitze dienten, bildete einen Teil der nach Palästina mitgebrachten Vorstellungswelt.

Am bedeutungsvollsten für den Aufbau einer hebräischen Gesittung in Palästina wurde aber von den Gesittungsgütern der hebräischen Wanderhirten die Jahweverehrung selbst. Sie stammt

[1] Sayce, The Races of the Old Testament, 1925, S. 179 u. 185.
[2] Bertholet, Kulturgeschichte Israels, 1920, S. 105.
[3] Benzinger, Geschichte Israels bis auf die griechische Zeit, 1924, S. 27.
[4] Vgl. 1. Mose 23.
[5] Vgl. 5. Mose 26, 14; Tobias 4, 17; Jesus Sirach 7, 33.
[6] Giesebrecht a. a. O. S. 41/42.

offenbar aus dem Gesittungsbezirke einiger um den Sinai umherschweifenden Stämme semitischer Sprache. Wie es aus der vorauszusetzenden Vielgötterlehre der semitischen Vorzeit zu der Sondergottlehre (Henotheismus) der Hebräer gekommen ist, ist noch nicht genügend geklärt. Vom Sinai und aus dem Geiste eines bedeutenden Glaubensstifters, des sagenhaften Moses, stammt jedenfalls die Lehre, daß Jahwe der Sondergott Israels sei, so wie andere Völker ihren Sondergott oder ihre Sondergötter hätten, die Ammoniter z. B. ihren Kamos. „Nicht wahr, wen dich dein Gott Kamos vertreiben heißt, den vertreibst du? und wen immer Jahwe, unser Gott, vor uns vertreiben heißt, den vertreiben wir" (Richter II, 24).

Es handelt sich also bei der Jahwelehre nicht um einen Eingott oder Alleingott, um einen für alle Menschen zugänglichen und alles Glaubensleben umfassenden Gott. Diese Vorstellung tritt erst undeutlich um 760 v. Chr. bei Amos auf, kaum deutlicher bei Jeremias um 625 v. Chr., ausgesprochener erst bei Hesekiel um 593 v. Chr. Sie ist aber immer nur die Vorstellung einzelner Hebräer geblieben und nie zum Gemeingut des ganzen jüdischen Volkes geworden.[1] Kennzeichnend für den Geist der Völker semitischer Sprache und überwiegend orientalischer Rasse und ebenso für die überlieferten Glaubensvorstellungen der Hebräer ist jedenfalls nur die Vorstellung eines Sondergottes und der Gedanke der „Auserwähltheit" des eigenen Volkes durch diesen Sondergott.

Der Gottesname Jahwe oder Jaho findet sich schon als Bestandteil von Eigennamen in Babylonien zur Zeit Hammurapis um 2100 v. Chr.[2] Es scheint der gebräuchliche Name eines Gewitter- und Vulkangottes verschiedener Stämme von Wanderhirten semitischer Sprache im Sinaigebiet gewesen zu sein, ehe der sagenhafte Hebräer mit dem ägyptischen Namen Mose diese überlieferte Gottesvorstellung glaubensschöpferisch vertieft und erfüllt hatte. „Das Bedeutsame an Moses Werk ist, daß er den Gott, wenn der Ausdruck erlaubt ist, zu einem Gott der Geschichte machte, indem er ihn aufs engste verband mit dem Volk

[1] Eduard Meyer, Ursprung und Anfänge des Christentums, Bd. II, 1925, S. 22/23 urteilt über die Glaubensvorstellungen des Judentums in dem Zeitabschnitt um den Beginn unserer Zeitrechnung: „Zu dem Wesen der jüdischen Gottheit ... gehört als markantester Zug die Exklusivität. ... Er thront zwar im Himmel, aber zugleich in Jerusalem."

[2] Der Name des hebräischen Sondergottes ist, da in den semitischen Schriftordnungen nur Mitlauter (Konsonanten), nicht Selbstlauter (Vokale) durch Schriftzeichen angegeben werden — früher fälschlich als Jehova gelesen worden; er lautet aber Jahwe oder Jaho.

Israel und seinem Ergehen."[1] Aus dieser Vorstellung — die man eine Vorstellung der orientalischen Rassenseele nennen möchte, weil sie auch im Glaubensleben anderer überwiegend orientalischer Völker hervortritt — stammt der Gedanke der „Auserwähltheit" des hebräischen Volkes, der einen so entscheidenden Bestandteil im Glaubensleben der Hebräer und ihrer Nachkommen bis heute ausmacht.[2]

Haberlandt spricht von seinem völkerkundlichen Standpunkte aus von dem bei den Hebräern und ihren Nachkommen „auf die Spitze getriebenen allgemein-semitischen Volkswahn, das „auserwählte Volk" zu sein".[3]

In vielen hebräischen Eigennamen findet sich auch die Gottesbezeichnung El. Auch sie gehört zum Geistesgute der hebräischen Vorzeit vor der Einwanderung in Kanaan und reicht wohl, da sie sich auch bei den Arabern findet, weit in die gemeinsame Vorgeschichte der Stämme semitischer Sprache zurück. Daß die Hebräer ihren Gott ursprünglich mit der Wüstenlandschaft verbunden sahen, scheinen Stellen wie 2. Mose 3, 18; 8, 23 ff.; 18, 5—12 zu bezeugen.

Haben sich die eben betrachteten Gesittungsgüter der Geschichtsforschung als die der Einwandernden ergeben, so ergibt sich für die kanaanitischen Gesittungsgüter im Hebräertum folgendes Bild: „Von den Kanaanitern haben die Israeliten unbestritten die wesentlichsten Errungenschaften der äußeren Kultur übernommen: Agrikultur, Hausbau, Tempelbau und Tempeleinrichtung, Schiffsbau, Kriegswerkzeuge bis auf die Sichelwagen, sämtliche Werkzeuge des Ackerbaus, die zum Teil noch heute in Syrien ihre alten hebräischen Namen führen, u. a. Damit hängt zusammen die Ära, welche von Herbst zu Herbst rechnete. . . . Da der Kultus auf das nächste mit dem Ackerbau zusammenhängt, so ist namentlich die Bezeichnung der landwirtschaftlichen Naturfeste (Fest der süßen Brote, Fest des Schneidens, Fest des Sammelns) wieder mit den kanaanitischen Kultausdrücken in Beziehung, ja wohl einfach von dort entlehnt."[4] Gerade die Feste, die uns bezeichnend hebräisch erscheinen, das palästinische Oster- und Pfingstfest, das Laubhüttenfest, die Weinlese sind kanaanitisch-bäuerlicher Her-

---

[1] Benzinger, Geschichte Israels bis auf die griechische Zeit, 1924, S. 25.

[2] Vgl. auch Delitzsch, Die große Täuschung, 1920/21, worin dargelegt wird, wie folgenreich der Irrtum der christlichen Kirchen war und ist, die verschiedenen hebräischen Gottesvorstellungen Jahwe und Elohim, Vorstellungen von einer Sondergottheit (Henotheismus), in der deshalb unrichtigen Übersetzung „Gott" oder „Herr" sich mit der abendländischen Vorstellung eines Alleingottes (Monotheismus) verschmelzen zu lassen.

[3] Haberlandt, Die Völker Europas und des Orients, 1920.

[4] Giesebrecht a. a. O. S. 18.

kunft, während das Passahfest ein Fest der hebräischen Wanderhirten war, eine Bündnisbestätigung zwischen Jahwe, dem Stammesgott, und Israel, seinem Stamm. Von den Kanaanitern übernahmen die Hebräer alte, befestigte Städte, z. B. das schon um 1400 v. Chr. als politisch wichtig bekannte Urusalimu (Jerusalem); sie lernten so Städte- und Hausbau kennen, aber noch Salomo (etwa 972—933 v. Chr.) mußte phoinikische Baumeister zum Tempelbau berufen und tyrische Erzgießer zur Herstellung der Tempelgeräte.

Von den Kanaanitern haben die Hebräer die Einhaltung des Sabbaths übernommen, die wohl ursprünglich ein babylonischer Gebrauch war. Von ihnen haben sie, die an sich als Menschen vorwiegend orientalischer Rasse kriegerisch genug veranlagt waren, aber wohl kaum mehr als den überraschenden Überfall als Kriegsmittel kannten, die eigentliche Kriegskunst (Strategie) übernommen. Das scheint aus Richter 3, 2 hervorzugehen. Die Einrichtung eines ausgebildeten Heereswesens haben die Hebräer später von den Philistern gelernt.

Den Kanaanitern war die Verehrung verschiedener Naturwesen eigen. Quellen, Steine — darunter die im II. Abschnitt betrachteten Steinsetzungen — und Bäume waren anscheinend Orte ihres Götterdienstes. Jeremia rügt noch im 7. Jahrhundert v. Chr. den Baum- und Steindienst.[1] Bilder von Kälbern und Schlangen scheinen ebenfalls von Kanaaniterstämmen wie von verwandten Stämmen semitischer Sprache verehrt worden zu sein. In den Wäldern — an denen Altpalästina nicht arm war — scheinen sich die Kanaaniter die elohim[2] oder bealim, göttliche Naturwesen, gegenwärtig gedacht zu haben. Solche Wesen zu einer göttlichen Macht zusammengefaßt, ergaben die Vorstellung des Gottes Baal, der den einwandernden Hebräern als Hauptfeind ihres Gottes Jahwe erschienen sein muß. Das zeigt sich noch im 9. Jahrhundert v. Chr. im Kampfe des Propheten Elias mit den Baalspriestern. Der Gegensatz zwischen der Gottesauffassung vorwiegend orientalischer Stämme und der eines vorderasiatisch-orientalisch-nordischen Rassengemisches zieht sich auch hin durch den Gegensatz zwischen den beiden Hauptverfassern der „fünf Bücher Moses", zwischen dem Jahwisten, dessen Zuneigung den Südstämmen, und dem Elohisten, dessen Zuneigung den Nordstämmen der Hebräer gehört.[3]

[1] Vgl. Jeremia 2, 27.

[2] elohim ist Mehrzahlform von eloah; eloah ist lautgesetzlich gleich arab. ilâh.

[3] Vgl. Benzinger, Geschichte Israels bis auf die griechische Zeit, 1924, S. 80/81.

Dem Sondergotte Jahwe, dem strengen, nüchternen, rachsüchtigen, wie er einer Vorstellung der orientalischen Rassenseele entsprach, trat in Kanaan der Gott der rauschhaften Hingebung, der lustvollen Steigerung der Sinne bis zur Verzückung, ein Gott des Wachstums und der Fruchtbarkeit, bei dessen Festen der Wein floß, mit all dem zugleich ein Gott entgegen, der in der Hauptsache einer Vorstellung der vorderasiatischen Rassenseele entsprach, vielleicht auch mit Zügen, wie sie bei den Bauerngottheiten indogermanischer Völker nordischer Rassenherkunft, so vor allem bei den Gottheiten der frühesten Römer erscheinen.

Es kam zur Verschmelzung der beiden Götter, wie es zur Völkermischung gekommen war. Jahwe wurde verehrt an Stätten, wo vorher Baal verehrt worden war, und schließlich floß der Wein — der den Abscheu des Wanderhirten der hebräischen Vorzeit ausgemacht hatte, wie er später vom Islam der arabischen Wanderhirten verabscheut wurde — auch bei den Jahwefeiern und gaben sich hebräische Mädchen bei solchen Feiern den Jahwedienern hin —, so wie Erscheinungen von der Art der Tempelprostitution immer wieder bezeichnend waren für Völker mit stärkerem vorderasiatischem Einschlag (vgl. S. 32). Die Prostitution im Tempel zu Jerusalem ist bezeugt durch 1. Samuel 2, 22 und 2. Könige 23, 7.

Geist der vorderasiatischen Rasse wird man auch bei manchen der hebräischen Propheten erkennen dürfen. Ist der vorderasiatischen Rasse schon an sich eine Neigung zum Verkündertum eigen, so wird eine solche Neigung noch verstärkt durch das vorderasiatische Sichhineinsteigern in Empfindungen (vgl. S. 32). Aus solchen Möglichkeiten der vorderasiatischen Rassenseele erklären sich die „Ekstatiker" unter den Propheten, die Nebiim, verzückte und rasende Heilige, oft in Scharen auftretend, die unter Zuckungen, erregt durch Tonkunst und Tanz, ihre Gesichte verkünden. Es mag sein, daß zu solchen Erscheinungen auch ein Einschlag der orientalischen Rasse, des „Berufungstypus", beigetragen hat, innerhalb deren sich die Neigung zeigt, zu jähen heißen Ausbrüchen aus einer sonst bewahrten düsterglühenden Ruhe. Diejenigen hebräischen Propheten, deren seelisches Wesen uns am machtvollsten erscheint, ein Jesaia, ein Jeremia, überhaupt die im Alten Testamente durch Schriften vertretenen, gehören, auch wenn sie gelegentlich verwandte Züge erkennen lassen, nicht zu den eben geschilderten Nebiim; von diesen, einem Nathan, einem Elias, wird mehr in Er-

zählungen berichtet; man kann noch Johannes den Täufer zu ihnen zählen.

Man hat im frühhebräischen Geistesleben auch Züge nordischer („indogermanischer" oder „arischer") Herkunft erblicken wollen. Meinhold[1] macht aufmerksam auf die zwei Vorstellungskreise, welche die Paradieseserzählung des Alten Testaments zusammensetzen: Vorstellungen eines Volkes von Wanderhirten mischen sich mit Vorstellungen eines Bauernvolkes. Unter diesen bäuerlichen Vorstellungen fällt diejenige auf, die Jahwe auf einem im Norden liegenden Götterberge wohnen läßt.[2] Einen Götterberg im Osten kennt die babylonische Sage; von Göttersitzen im Norden berichtet die Sage der Inder, Perser und Römer, also dreier Völker indogermanischer Sprache und nordischer Rassenherkunft. Auch Beer[3] nimmt an, diese Vorstellung sei den Hebräern von „arischer" Seite übermittelt worden. „Arisches" Beispiel vermutet Beer (S. 8) auch darin, daß die Hebräer in ihrer Königszeit dazu übergehen, Jahwe, ihren Gott, „Vater" zu nennen. Bertholet[4] weist nach, daß die palästinischen Amoriter ihren Gott mit „Vater" oder auch „Bruder" angerufen hätten. Von diesen frühen Einflüssen der nordischen Rassenseele auf das Hebräertum sind diejenigen späteren nordischen Einflüsse zu trennen, die dem Hebräertum in der „Babylonischen Gefangenschaft" (596/586—538) aus dem persischen Geistesleben zugekommen sind — z. B. die Lehre von einem kommenden Heiland, dem persischen Saoschjant —, und endlich die Einflüsse des Hellenismus, der, obgleich wesentlich vorderasiatischen Geistes, doch noch hellenisch-nordische Überlieferungen in sich barg.

Die orientalische Rassenseele im Hebräertum hat sich noch lange gegen die ihr fremden Einwirkungen gesträubt: „und nun sehen wir, wie einige Zeit nach der Einwanderung in Palästina sich auch in Israel das alte Nomadenblut regt, und erfahren . . ., daß gerade das Geschlecht der Keniter, mit dem Mose in verwandtschaftlichen Zusammenhang gebracht wird, sich nicht zum angesiedelten Leben entschließen kann, sondern nomadisch blieb, ja daß hervorragende Gottesmänner wie die Nasiräer sich damals le-

[1] Meinhold, Indogermanen in Kanaan, Abhandlungen zur semit. Religionskunde und Sprachwissenschaft, Beihefte z. Ztschr. f. Alttestamentliche Wissenschaft 33, 1918.

[2] Vgl. Jesaia 14; 13 und 14. Hesekiel 28, 12 ff. denkt sich das Paradies bei diesem Götterberge gelegen.

[3] Beer, Die Bedeutung des Ariertums für die israelitisch-jüdische Kultur, 1922, S. 11.

[4] Bertholet a. a. O. S. 46.

benslang den Wein entzogen." — „Und 100 Jahre vor Amos erfahren wir von der Sekte der Rekabiten, die ebenfalls dem nomadischen Leben treu geblieben waren und den Wein verabscheuten, daß sie sich mit begeisterter Hingebung an dem Kampfe der Jahweverehrer gegen den durch die Isabel eingeführten Baalkult beteiligt hätten (2. Kön. 10, 15 f.). Sie werden, ungefähr 150 Jahre nach Amos, von dem Propheten Jeremias zum Weingenuß vergeblich aufgefordert und sodann wegen ihrer Treue gegen das Gebot ihres Ahnherrn dem Volke Israel als Muster hingestellt (Jerem. 35)."[1]

Hebräische Wanderhirten hielten sich hauptsächlich im Ostjordanlande und im Süden des Königreichs Juda. Der Hauptteil des Volkes war bäuerlich geworden — kaum durch „Berufswechsel", wie das einmal behauptet worden ist, vielmehr durch Vermischung mit den vorderasiatisch-orientalisch-nordischen Kanaanitern, durch welche der orientalische Rasseneinschlag im hebräischen Volke verhältnismäßig erheblich geschwächt worden sein muß. Nun erschien dem Hauptteil des Volkes das Leben der Wanderhirten schon als ein Übel.

Der Gegensatz der orientalischen Rassenseele im Hebräertum zu den ihr fremden rassenseelischen Einwirkungen scheint auch der Hauptgrund der mangelnden Einigung des Gesamtvolkes gewesen zu sein, der Hauptgrund auch zum späteren Zerfall in die beiden Reiche Israel und Juda.

Man muß sich daran erinnern, daß die Eroberung Israels durch Hebräerstämme von Norden und Osten, die Judas durch andere Hebräerstämme von Süden vor sich ging (vgl. S. 88). Israel, das Nordreich, war viel mehr als Juda, das Südreich, auf kanaanitischen Gesittungsgütern aufgebaut; das betont auch Kittel.[2] In Israel regte sich mehr vorderasiatischer und nordischer Geist, hauptsächlich dort traten die Propheten hervor und regten sich auch Züge einer gewissen edleren Geistesfreiheit. In Juda herrschte das „nomadische Ideal", wie Meyer[3] sich ausdrückt, und dort trachtete eine sich bildende Priesterkaste nach strenger, ja unerbittlicher Aufsicht über alles geistige Leben. Gewisse Gegensätze lassen sich bis heute auch zwischen Nord- und Südarabern verfolgen und scheinen auch bei den Arabern Ausdruck eines seelischen Gegensatzes zweier verschieden zusammengesetzter Rassengemische zu sein.

---

[1] Giesebrecht a. a. O. S. 42 u. 43.

[2] Kittel, Geschichte des Volkes Israel, Bd. 2, 1925, S. 155.

[3] Eduard Meyer, Die Israeliten und ihre Nachbarstämme, 1906, S. 167.

Die Einigung des Gesamthebräertums, die David auf Grund einer gewissen Führung Judas gelang und deren Früchte vor allem Salomo ernten konnte, erwies sich ja gleich nach Salomos Tode (933 v. Chr.) als unbeständig: sein Reich zerfiel in das Nordreich Israel, das sich bis zum Jahre 722 v. Chr. hielt, und das Südreich Juda, das 587 v. Chr. zusammenbrach. Den „Hirten von Juda" lag ebensowenig wie den „Bauern von Ephraim" (Kittel, S. 217) an einem gemeinsamen Staatswesen, ja, sie empfanden kaum ein gemeinsames Volkstum. Zu Salomos Zeit hatte sich in Jerusalem eine Schicht reicher Geldleute gebildet, eine Auslese, die man sich bei dem S. 26 geschilderten Handelsgeiste der vorderasiatischen Rasse als überwiegend vorderasiatisch vorstellen darf. Es war derjenige Geldreichtum, der — um hier einen Ausdruck des Neuen Testaments anzuwenden — allein dem „Mammon" dienend, von den Propheten immer wieder der Grausamkeit gegenüber den Armen, den Witwen und Waisen, der Rechtsbeugung und Unredlichkeit geziehen wurde. Die Beherrschung des ganzen Landes durch diesen Geldreichtum und die dem Geldreichtum mögliche Ausbreitung von Großgütern diente nicht der Befestigung, sondern eher der Auflösung des gesamthebräischen Volkstums und Staates: „Wehe denen, die Haus an Haus reihen, Feld an Feld rücken, bis kein Platz mehr bleibt, und ihr allein die Besitzer im Lande geworden seid" (Jesaias 5, 8). Die alten Sitten zerfielen seit Salomos Zeit, die alte Einfachheit verschwand, das Volk begann, sich in arm und reich zu sondern — außer der Sonderung in Nord und Süd, in Israel und Juda.

Den Zwiespalt zwischen Israel und Juda verschärften auch die — rassenseelisch bedingten — Gegensätze der Glaubensvorstellungen: in Israel waren Züge der elohim (vgl. S. 122) in die — hierdurch für das Empfinden nicht-orientalischer Menschen wesentlich bereicherte — Gottesvorstellung eingegangen, in Juda herrschte von Anfang an die Jahwevorstellung der orientalischen Rassenseele,[1] eine Vorstellung, die für das Empfinden nicht-orientalischer Menschen immer etwas Enges und Starres haben wird.

Verrät sich die größere Vielfältigkeit der Rassenmischung in Israel gegenüber dem — durch stärkeres Vorwiegen der orientalischen Rasse — einheitlicheren Juda auch darin, daß die Geschichte des Nordreiches durch innere Umwälzungen und Entthronung von Königen viel erregter verläuft, daß dort aus den unteren

[1] Vgl. Hommel, Grundriß der Geographie und Geschichte des alten Orients, Erste Hälfte, 1904, S. 181.

Schichten Menschen machtvollen Geistes aufsteigen, die das gesamthebräische Glaubensleben bereichern und zu neuen Entfaltungen treiben?[1]

Das Empfinden der orientalischen Rasse setzte sich im Hebräertum durch, als das Schwein für unrein und verunreinigend erklärt wurde. Darré[2] hat das aus dem feuchten Waldgebiete Mittel- und Nordwesteuropas stammende und in der Jungsteinzeit dort als Haustier gezüchtete Schwein als ein „Leithaustier" für nordische Völkerwellen indogermanischer Sprache erwiesen und zugleich die Vermutung ausgesprochen, daß die orientalische Rasse („die Semiten") das Schwein abgewiesen habe, nachdem sie, in ernährungsphysiologischer Weise anders geartet als die nordische Rasse, das Schweinefleisch als für sich gesundheitsschädlich erkannt habe. Erst der Zwischenhandel mit Schweinen, die sie als Händler einzelnen nichtsemitischen Stämmen vermittelten, hat bei Stämmen semitischer Sprache in späterer Zeit zu einer Art Schweinehaltung geführt.

Die Ablehnung des Pferdes setzte sich hingegen im Hebräertum nicht durch. Das Pferd kam mit verschiedenen Völkerwellen indogermanischer Sprache und überwiegend nordischer Rasse von Mitteleuropa aus wahrscheinlich über die Balkanländer nach Kleinasien und weiter nach Vorderasien,[3] nach Palästina wohl mit den Amoritern oder Hettitern, wie man nach Josua 11; 3—9 vermuten darf. Altheimisch waren in Vorderasien der Esel und das Kamel. Esel und Kamel waren den morgenländischen Völkern schon in der Vorgeschichte vertraut, ebenso dem Alten Testamente. Das Pferd hingegen wußte noch David nicht zu verwenden: er ließ den gefangenen Pferden der 1700 Reiter des Königs zu Zoba (südl. Damaskus) die Sehnen der Hinterfüße durchschneiden, so wie das ein paar Jahrhunderte vor ihm auch Josua mit den Pferden kanaanitischer Heere getan hatte.[4] Erst Salomo besaß, wie 1. Könige 10; 25 und 26 andeutet, anscheinend Streitwagen (Abb. 148) mit Pferden, vielleicht auch einen Stall voll Reitpferde, wenn eine später (S. 162) zu erwähnende Erzählung des jüdischen Geschichtsschreibers Josephus als Geschichtsquelle anzusehen ist. Aber Jesaias 2; 6 und 7 spricht noch im 8. Jahrhundert, Sacharja 9; 9

[1] Vgl. Wellhausen, Die israelitisch-jüdische Religion, Kultur der Gegenwart, Teil I Abt. IV 1; 1909, S. 20.

[2] Darré, Das Schwein als Kriterium für nordische Völker und Semiten, Volk und Rasse, Heft 3, 1927.

[3] Vgl. Schrader, Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde, Bd. II, S. 179/80 unter „Pferd". Vgl. ferner dieses Buch S. 59.

[4] Vgl. Josua 11; 6 und 9; 17, 18; 2. Samuel 8, 4.

und 10 noch im 6. Jahrhundert v. Chr. gegen das Fahren der Könige mit Pferdewagen, Sacharja für das Reiten auf einem Esel.

In solcher Weise läßt sich die Völker- und Rassenmischung auch aus der Gesittungsmischung und dem Widerstreit verschiedener Gesittungsrichtungen erkennen. Das Vorkommen eines besonderen hebräischen Wortes für die Kinder aus der Verbindung von Hebräern und Fremdstämmigen, des im Alten Testamente und im Talmud gebräuchlichen Wortes mamser[1] kann als Zeugnis für die Häufigkeit solcher Mischungen dienen. Eine Stelle Josua 16, 10 spricht auch geradezu von einer erhalten gebliebenen kanaanitischen Bevölkerung. Im Ostjordanlande scheinen mehr Aramäer, im Westjordanlande mehr Amoriter mit den Hebräern verschmolzen zu sein.

Unter Davids Kriegern wird (1. Sam. 26, 6) ein Hettiter Ahimelech genannt. Uria, einer der Hauptleute Davids, verheiratet mit Bathseba, der Hebräerin (2. Sam. 11, 3), war ein Hettiter. Er wird als ein Mann kriegerischen Geistes, als willenskräftig, pflichtbewußt und schlicht geschildert. Man darf ihn vielleicht als einen Vertreter der überwiegend nordischen Herrenschicht des Hettitervolkes ansehen. Der Name Uria war vielleicht ursprünglich im Mitannivolke gebräuchlich.[2] Wieviel hettitische und amoritische Geschlechter zum Aufbau des hebräischen Volkes beigetragen haben, läßt sich nicht abschätzen. Daß ihre Zahl nicht gering war, scheint Hesekiel (16, 3) anzudeuten, der im Jahre 593 v. Chr. als Prophet hervortrat: „Deine Abstammung und dein Ursprung sind aus dem Lande der Kanaaniter: dein Vater war Amoriter und deine Mutter Chittiterin [Hettiterin]." Unter Davids Hauptleuten befanden sich auch ein Ammoniter, ein Araber und ein Syrer.[3]

Unter Davids und Salomos Weibern stammten viele aus fremden Völkern.[4] Das Buch Ruth rechnet die Moabiterin Ruth zu Davids Vorfahren. Unter den (der Sage nach 1000) Weibern Salomos waren außer Moabiterinnen, Ammoniterinnen, Edomiterinnen und Sidonierinnen, außer Vertreterinnen also von Völkern, die rassisch den Hebräern sehr nahe standen, auch eine Ägypterin und eine Anzahl Hettiterinnen. Der Erzgießer Churam hat einen Tyrer zum Vater, eine Hebräerin zur Mutter (2. Chronika 2, 14).

---

[1] Vgl. Geiger, Urschrift und Übersetzung der Bibel, 1928, S. 52.

[2] Vgl. Reallexikon der Vorgeschichte Bd. 8, 1927, S. 224, unter „Mitanni".

[3] Vgl. 2. Samuel 23; 34, 35 und 37.

[4] Vgl. 2. Samuel 3, 3; 1. Könige 11, 1; 16, 31; 1. Chronika 2, 7.

Die oben erwähnte Stelle bei Hesekiel läßt vermuten, daß verhältnismäßig viele Amoriter in die hebräischen Stämme aufgenommen worden waren. Die Gibeoniter — die „nicht von den Kindern Israels, sondern Reste von den Amoritern" (2. Sam. 21, 2) waren, ein Stamm, dem

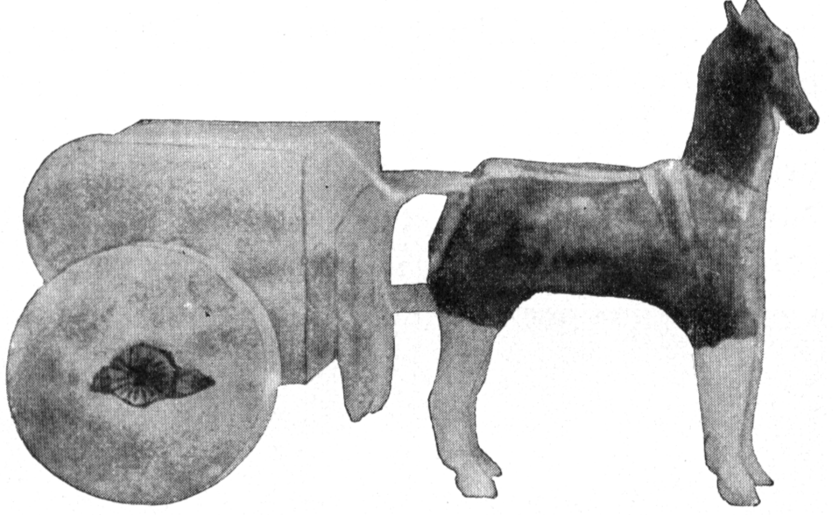


Abb. 148. Tonmodell eines mit Pferden bespannten Streitwagens aus der Zeit um 1350 v. Chr.
Gef. bei Bethsan (Palästina). (Aus „Die Umschau", Frankfurt a. M.)

David sieben Nachkommen Sauls zur Hinrichtung ausliefert, scheinen doch ebenfalls im Hebräertum aufgegangen zu sein.[1] Sie müssen ihm wie andere Amoritergeschlechter die Erbanlagen zugebracht haben, die Amos (2, 9) noch um 760 von den Amoritern rühmt, wenn er deren Körperhöhe den Cedern, deren Kraft den Eichen vergleicht. Man muß annehmen, daß durch diese und andere Völkermischungen die Hebräer in ihrer Frühzeit einen so merklichen nordischen Einschlag erfahren hatten, daß sie nach einigen ägyptischen Darstellungen nahezu oder ganz wie die Amoriter der früheren ägyptischen Darstellungen aussehen. Das betont auch Petrie: „Die Bildnisse der Hauptleute jüdischer Städte unter Schischak stellen den üblichen syrischen und amoritischen Schlag dar."[2] — Die Krieger- und Herrenschicht der Hebräer muß also noch im 8. Jahrhundert v. Chr. einen stärkeren nordischen Einschlag gehabt haben. Die Vornehmen unter den Hebräern werden, wie später (S. 166) gezeigt werden soll, noch um 580 v. Chr. als vorwiegend nordisch geschildert.

Auf welche Vorgänge spielt Hesekiel an, wenn er seinem Volke vorwirft, es habe „Hurerei getrieben" mit den „Kindern Ägyptens", den „Kindern Assyriens", ferner „von Kanaan bis Chaldäa" (Hesekiel 16, 26—29; 23, 5—17)? Meint er damit nur den ihm verwerflich erscheinenden Austausch von Gesittungsgütern, oder spielt er auch auf verschiedene Völkervermischungen an?

Eine gewisse Rassenmischung im Hebräertum läßt auch die hebräische Sprache vermuten. Sie erscheint bei ihrem Hervortreten

[1] Vgl. auch Nehemia 3, 7.

[2] Petrie, Egypt and Israel, 1925, S. 83. Vgl. auch Sayce, The Races of the Old Testament, 1925, S. 116.

in schriftlichen Urkunden schon nicht mehr als eine Sprache rein semitischen Sprachgeistes, mindestens wenn man sie mit dem „klassischen" Arabischen vergleicht, das diesen Sprachgeist, den Ausdruck des seelischen Wesens der orientalischen Rasse, am reinsten darzustellen scheint. Bergsträßer kennzeichnet das Hebräische wie folgt: „So ist das Hebräische eine nuancen- und farbenreiche

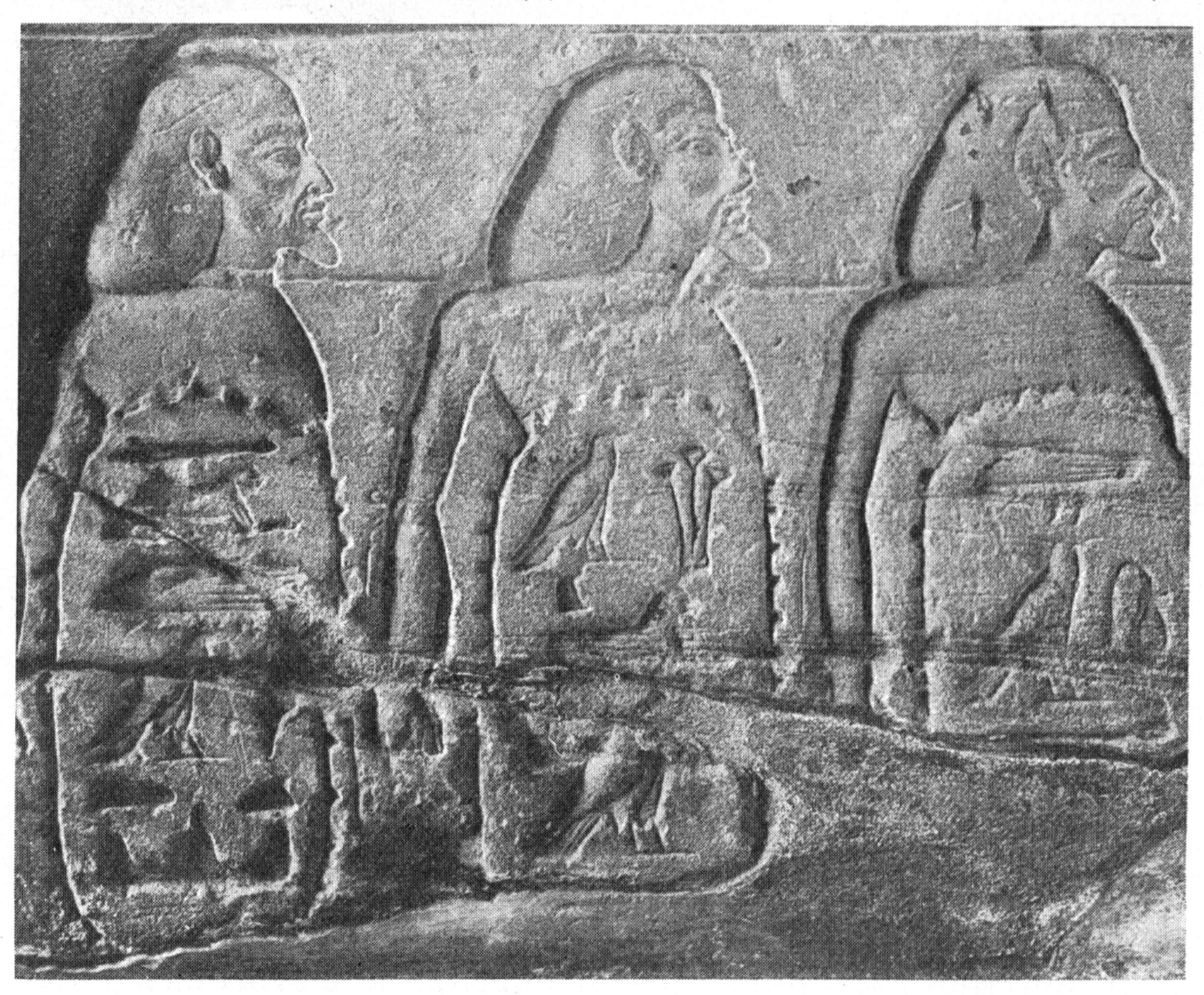


Abb. 149. Hebräer nach einer ägyptischen Darstellung des 10. Jahrh. v. Chr. Anscheinend vorwiegend orientalische Rasse mit nordischem und vorderasiatischem Einschlag. (Aus Pflugk-Harttung)

Sprache, vorzüglich befähigt zum Ausdruck gesteigerten Erlebens wie zu lebendiger Schilderung und anschaulicher Erzählung, ohne doch einen hohen Grad gedanklicher Schärfe zu erreichen; eine Dichter- und Propheten-, keine Denkersprache."[1] Man vergleiche diese Kennzeichnung mit der Kennzeichnung der arabischen Sprache durch Bergsträßer, die S. 80 angeführt worden ist: dann ergibt sich die Vermutung, das Hebräische sei durch die vorderasiatische Rassenseele abgewandelt worden, eine Rassenseele, die durch ein Sichsteigern der Empfindungen, einen Hang zum Verkünderischen und andere S. 32—34 erwähnte Züge gekennzeichnet werden

[1] Bergsträßer, Einführung in die semitischen Sprachen, 1928, S. 46.

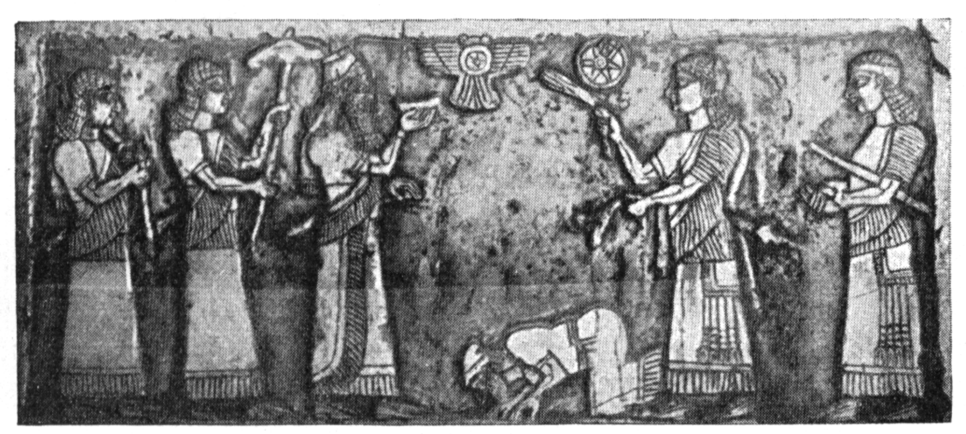


Abb. 150

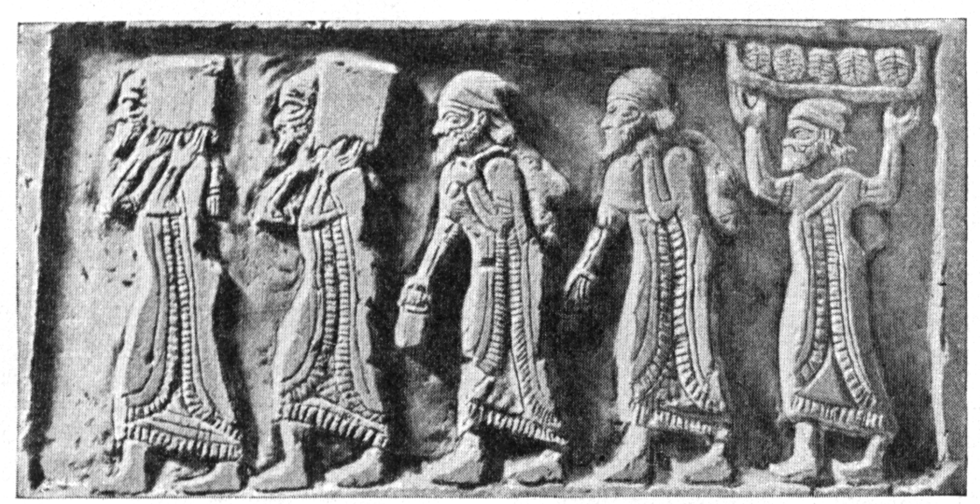


Abb. 151

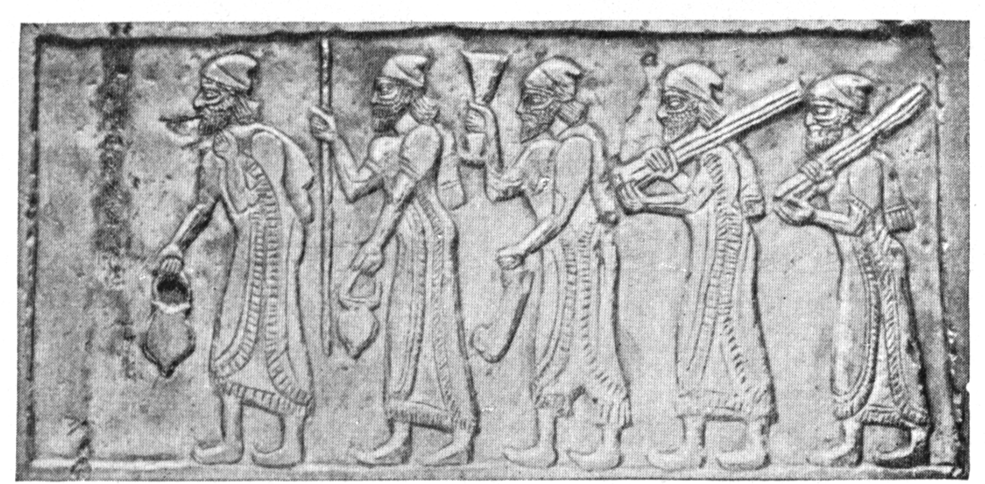


Abb. 152

Abb. 150—152. Juden aus der Zeit Jehus (840 v. Chr.)

Nach einer assyrischen Darstellung. (Aus Delitzsch, Babel und Bibel.) Vorderasiatisch-orientalisch

sollte. Bei Reinerhaltung der orientalischen Rasse im hebräischen Volke hätte das Hebräische wahrscheinlich die Nüchternheit bewahrt, die nach Bergsträßer zum Wesen des Arabischen gehört.

Die Hebräer gaben das Hebräische im Laufe der vorchristlichen Jahrhunderte auf und übernahmen das dem Hebräischen nahe verwandte Aramäische. Schon im 8. und 7. Jahrhundert v. Chr. diente das Aramäische in ganz Vorderasien als Verkehrssprache, wozu es

sich wegen der besonderen Vereinfachung seines Baues eignete.[1] Die Hebräer brauchten beide Sprachen längere Zeit nebeneinander, bis das Hebräische immer mehr zur gottesdienstlichen Sprache wurde. Die im Neuen Testamente bewahrten Worte, die Jesus zugeschrieben werden (Markus 5, 41; 7, 34; 15, 34), sind aramäisch. Das Hebräische war zu Jesus' Zeit schon eine gelehrte Sprache geworden, die nur von den Schriftgelehrten erlernt wurde. Das Aramäische selbst[2] mag schon durch seine starke Vereinfachung, mehr noch durch Verlust gewisser bezeichnend semitischer Laute, auch



Abb. 153

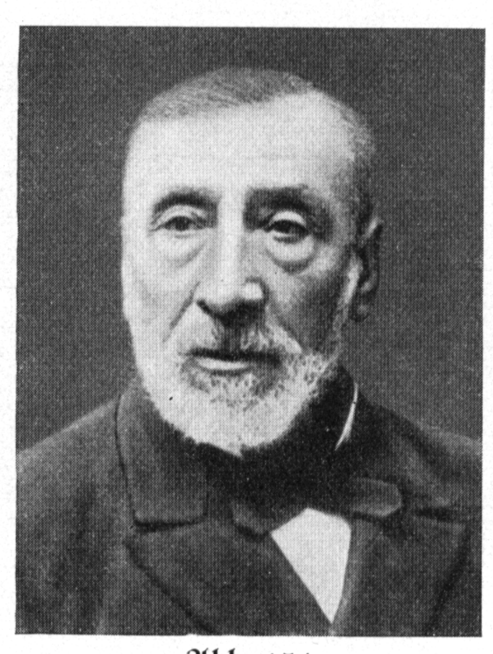


Abb. 154

Juden aus England

Vorwiegend orient. mit vorderasiat. Einschlag — Orientalisch-vorderasiatisch. (Aufn. Salaman)

Nach Salaman Hebräern der ägyptischen Darstellungen in Karnak ähnlich

des Kehlkopfverschlußlautes, sich als die Sprache rassengemischter, am Blute der orientalischen Rasse verarmter Stämme, erweisen.

Die Vermischung mit Sklaven und Freigelassenen soll im nächsten Abschnitt bei Behandlung der Frage eines negerischen Einschlags behandelt werden. Hier soll noch ein kurzer Überblick über die Erbgesundheitspflege (Eugenik, Rassenhygiene) der Hebräer folgen:

Dem hebräischen Volke war das Gebot gegeben: „Seid fruchtbar und mehret euch" (1. Mose 1, 28) und mancherlei Verheißungen, daß bei Einhalten der Gebote Jahwes, auch seiner Zeugungsgebote, das Volk sich ins Unermeßliche vermehren würde.[3] Ein großer Kinderreichtum wurde den Hebräern oder doch den mäch-

[1] Vgl. 2. Könige 18, 26.

[2] Über dieses vgl. Worrell, A Study of Races in the Ancient Near East, 1927, S. 116.

[3] Vgl. 1. Mose 13, 16; 22, 17; 18, 14; 2. Mose 32, 13.

tigeren und wohlhabenderen Hebräern ermöglicht durch die geltende Vielweiberei der vaterrechtlich geordneten hebräischen Familie (vgl. S. 115). Die freien Hebräerinnen, die ein Hebräer sich zur Ehe gekauft hatte, galten als untereinander gleichberechtigt. Neben ihnen konnte der Hebräer eine Anzahl unfreier Beischläferinnen haben, deren Kinder zur Gesamtfamilie gerechnet werden konnten. Diese Aufnahme von Kindern unfreier Weiber, aber auch den großen Kinderreichtum vieler hebräischer Familien schildert I. Mose 30, 1—24. Das hohe Ansehen, das der Kinder-

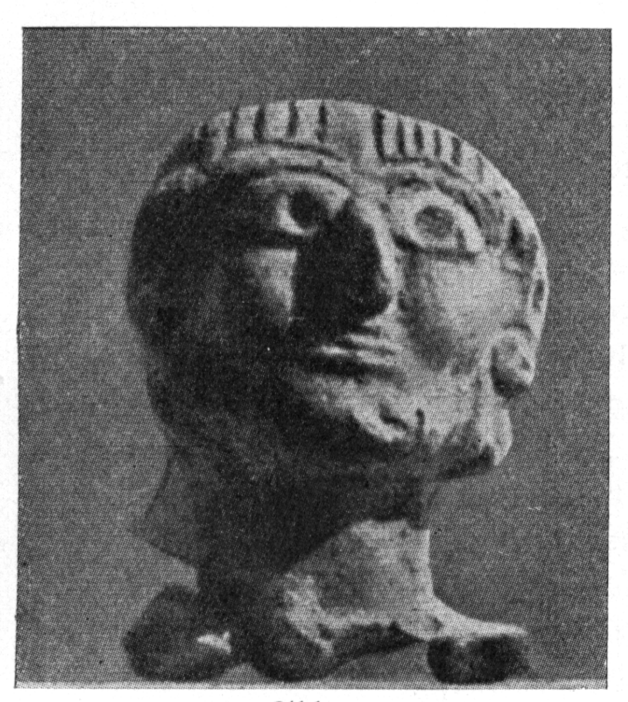




Abb. 155 Abb. 156
Terrakottaköpfe, gefunden in Megiddo aus der hebräischen Königszeit um 1000 v. Chr. Anscheinend vorwiegend vorderasiatisch und vorderasiatisch-orientalisch. (Aus Volz)

reichtum für eine Frau bedeutete, läßt I. Mose 24, 60 erkennen. Ein Gideon hatte 70 Söhne (Richter 8, 30), der Kinderreichtum eines Davids und eines Salomos ist durch die Schilderungen des Alten Testaments bekannt. Die Vielweiberei, die solchen Kinderreichtum ermöglichte, bestand bei den Juden noch bis ins Mittelalter.

Der Talmud empfiehlt Frühehen: gleich nach Erwachen der Geschlechtsreife sollen beide Geschlechter heiraten. Das Alte Testament bekämpft Tötung, Aussetzung und Verkaufen von Kindern. Wie bei den Arabern, so bestand bei den Hebräern die sog. Leviratsehe: der überlebende Bruder mußte die Witwe seines kinderlos verstorbenen Bruders heiraten; der erste Sohn dieser Verbindung galt dem Namen nach und im Erbrechte als Sohn des Verstorbenen. Livi[1] gibt einige Schätzungen der hebräischen Volkszahl zu verschiedenen Zeiten:

[1] L. Livi, Gli Ebrei alla luce della statistica, 1918, Bd. I, S. 29.

Zur Zeit Moses	2 760 000
Zur Zeit Davids	6 275 000
Bei Beginn unserer Zeitrechnung	5 000 000

Doch kam es den Hebräern nicht nur auf die Menge, sondern auch auf die Güte des Nachwuchses an. Durch 3. Mose 21, 17—24 werden eine Reihe von Leibesfehlern angegeben, die zum Priesterdienste untauglich machen. Im Talmud werden, wie im VI. Abschnitt zu betrachten sein wird, 147 solcher Mängel aufgezählt. Es ist wahrscheinlich, daß ein Teil dieser Mängel den damit behafteten Mann auch in der Gattenwahl und Gründung einer größeren Familie beeinträchtigten. Das althebräische Gesetz verbot Verbindungen mit fallsüchtigen (epileptischen) und aussätzigen Frauen. Wer mit einer Frau zehn Jahre lang in kinderloser Ehe gelebt hatte, sollte nach dem Talmud diese Ehe lösen und eine andere Frau heiraten.[1] Der Talmud zeigt, daß die Rabbiner Menschen mit angeborenen Fehlern, z. B. Fallsüchtigen, die Ehe verbieten konnten, daß sie kinderlose Ehen scheiden durften, und daß sie den keimschädigenden Alkoholmißbrauch offenbar mit Erfolg zu bekämpfen wußten. Nach Grotjahn-Kaup[2] spricht der Talmud auch von entarteten Kindern, „welche schon in der Jugend getötet werden müßten", bekundet also eine gewisse Aufmerksamkeit auf die Ausleserichtung des jüdischen Volkes.

Wahrscheinlich ist es im hebräischen Volke durch Verwandtenehen — „für die Patriarchenehen sind gerade die Verwandtenehen charakteristisch"[3] —, sogar durch Geschwisterehen, die ursprünglich erlaubt waren,[4] ferner durch Fälle von später zwar verbotenen, anscheinend aber doch nicht seltenen Verwandtenehen und Geschwisterbeziehungen (vgl. Hesekiel 22; 10 und 11), zu einer gewissen Inzucht gekommen, zu einer Inzucht, die zwar in manchen Geschlechtern eine erhebliche Erbhäufung bewirkt haben mag, aber im ganzen diesen Geschlechtern und dem ganzen Volke kaum abträglich war, zumal eine gewisse Inzucht durch Erbhäufung überdeckbare (rezessive) Erbanlagen so hervortreten lassen kann, daß die Träger dieser Erbanlagen häufig vor Erreichung der Geschlechtsreife ihren krankhaften Anlagen erliegen. Solche Ausmerze durch Inzucht vollzog sich bei allen Völkern früher viel einschneidender als heute, wo allerlei Fürsorge und die vielerlei Verfahren der Heilkunde das Leben solcher Menschen bewahren können.

[1] Nach Marcuse, Geburtenregelung, 1928, S. 107.

[2] Handwörterbuch der sozialen Hygiene, Bd. II, 1912, S. 414 ff., unter „Soziale Hygiene der Juden".

[3] Benzinger, Hebräische Archäologie, 3. Aufl. 1927, S. 290.

[4] Vgl. Benzinger, a. a. O., S. 285.

Auf eine gewisse Erbhäufung im hebräischen Volke möchte ich auch aus der verhältnismäßig großen Verbreitung des Aussatzes schließen. Der palästinische Aussatz (griechisch Lepra) scheint sich nämlich weniger durch Ansteckung als vielmehr durch Vererbung zu verbreiten. Mehrere Forscher haben angenommen, er verbreite sich überhaupt nur durch Vererbung. Es sind aber genug Fälle von Ansteckung beschrieben worden, allerdings auch Fälle, in denen trotz engem Zusammenleben keine Ansteckung stattfand. Jedenfalls scheint ein Aussätziger mit Sicherheit Nachkommen erwarten zu müssen, die selbst wieder aussätzig werden. Unter den Völkern des Morgenlandes galten die Hebräer und ihre frühmittelalterlichen Nachkommen als Hauptverbreiter des Aussatzes; sie scheinen demnach verhältnismäßig viele Aussätzige unter sich gehabt zu haben.

V. Völker- und Rassenvermischung in Palästina nach Ansiedlung der Hebräer

Die ägyptischen Aufzeichnungen berichten, daß zur Zeit der Pharaonen Merneptah (1233—1227 v. Chr.) und Ramses III. (1180—1150 v. Chr.) die Küstenländer des östlichen Mittelmeers von den „Seevölkern" beunruhigt wurden. Ramses III. kämpfte gegen Teile der „Seevölker" auf dem Lande in der Gegend des Libanons. Diese „Seevölker" scheinen in der Hauptsache Völker indogermanischer Sprache und nordischer Rassenherkunft gewesen zu sein. Die unter ihnen von den Ägyptern erwähnten Akaiuascha und Danauna scheinen Teile hellenischer Stämme, der Achaier und der Danaer, gewesen zu sein, die ja etwa 1400 oder 1300 v. Chr. in Griechenland eingewandert waren. Zu den „Seevölkern" zählen die Ägypter auch ein Volk, das sie Puraschati oder Purschati nennen, das aber, da die Ägypter für ein ihnen fremdes l ein r setzen, etwa Pulaschati geheißen haben mag. Es muß das gleiche Volk gewesen sein, das die Assyrer Pilaschti, die Hebräer Pelischti genannt haben: die Philister. Nach ihrem Namen ist das Kanaan der Hebräer von den Hellenen Palaistina genannt worden. Palästina bedeutet somit „das Philisterland".

a) Die Philister

Die Philister lassen sich zurückverfolgen bis auf Ursitze in der Südwestecke Kleinasiens. Sie scheinen ursprünglich eine der Völkerwellen nordischer Rassenherkunft ausgemacht zu haben, die wie die überwiegend nordischen Thraker und Phrygier, die um 1200 v. Chr. das Hettiterreich erschütterten, wie die eben erwähnten Achaier, wie später (um 1100 v. Chr.) die dorischen Stämme der Hellenen, von der unteren Donau her gegen Kleinasien und nach Kleinasien hinein vorgedrungen waren. Die ursprüngliche Sprache der Philister muß man sich als eine indogermanische Sprache vorstellen, wohl dem Griechischen nahestehend. In die Geschichte treten die Philister schon als ein Volk semitischer Sprache ein, wodurch sie sich der Rasse nach auch als ein wahrscheinlich vorwiegend orientalisches Volk mit nordischer Oberschicht kundgeben. Im Rassengemische der Philister sind aber auch stärkere westische (mediterrane) Einschläge zu vermuten. In welchem Gebiete es

zur Überschichtung einer vermutlich orientalisch-westischen Bevölkerung durch die Vorfahren der vorwiegend nordischen Oberschicht der Philister gekommen ist, läßt sich heute noch nicht sagen.

Etwa um 1400 v. Chr. müssen die Philister zu Schiff nach Kreta vorgestoßen sein, wohl auch schon im gleichen Zeitabschnitt zu Lande über den Taurus nach Syrien. Sie zogen zu Lande in der gleichen Weise wie die Ackerland suchenden Stämme indogermanischer Sprache und nordischer Rasse, nämlich mit Weibern und Kindern, die auf den Ochsenwagen fahren konnten, auf denen die ganze Habe der einzelnen Sippen mitgeführt wurde. Um 1200 v. Chr., also nahezu gleichzeitig mit den letzten Wellen der hebräischen Stämme, wanderten die Philister in Palästina ein; um 1050 v. Chr., im Zeitabschnitt der Herrschaft Sauls und Davids, war das palästinische Küstengebiet vom Karmel im Norden bis Gaza im Süden von Philistern besetzt; die Zusammenstöße mit den Hebräern hatten begonnen. Das Alte Testament (I. Mose 10, 14) nennt im 9. vorchristlichen Jahrhundert Kaphtor als Urheimat der Philister. Der Prophet Amos (9, 7) spricht noch um 760 v. Chr. von Kaphtor, d. i. Kreta, als der Heimat der Philister. Die semitische Sprache der Philister zu lesen und zu erklären, ist anscheinend Blaufuß gelungen, der aber die Ursitze der „Kaphtoriten", welche auf Kreta bestimmte, jetzt von Blaufuß gedeutete Inschriften hinterlassen haben, auf der Sinaihalbinsel vermutet, von wo aus diese „Kaphtoriten" dann nach Gaza vorgedrungen wären und schließlich zu Schiff Kreta erreicht hätten.[1] Sind aber die genannten Inschriften wirklich das Werk eines Philisterstammes, so darf dessen „Urheimat" oder doch die „Urheimat" seiner führenden Schicht nur im Umkreise des Ägäischen Meeres gesucht werden. Das ergibt sich aus den gefundenen oder beschriebenen Geräten, Gefäßen und Waffen der Philister: „Ihre Keramik von Geser ist eine entartete mykenische, ebenso die Rüstung Goliaths, Beinschienen und Helm, sowie seine Neigung zum Einzelkampfe, die den Juden ebenso schreckenerregend ungewohnt ist, wie sie den homerischen Helden entspricht."[2] Diese Züge betont Schuchhardt wie Macalister.[3]

Den Philistern war wie den anderen in Vorderasien einrückenden Stämmen nordischer Rassenherkunft (vgl. S. 127) das Pferd vertraut, und zwar als Zugpferd vor dem Streitwagen wie

---

[1] Blaufuß, Die Inschriften von Kreta, Mykene und Troja, 1928. Vgl. jedoch Vorgeschichtliches Jahrbuch III, 1928, S. 341.

[2] Schuchhardt, Alteuropa. Eine Vorgeschichte unseres Erdteils, 1926.

[3] Macalister, The Philistines. Their history and Civilization, 1914.

als Reitpferd.[1] Es wäre möglich, daß den Philistern die Erfindung der Buchstabenschrift (an Stelle der Bilder- und Silbenschrift) zu danken ist. Macalister (a. a. O. S. 130) führt aus, die Annahme eines phoinikischen „Uralphabets", aus dem alle südsemitischen, nordafrikanischen, westasiatischen, hellenischen und italischen und somit auch heutigen abendländischen Schriftzeichen abzuleiten seien, könne nicht aufrechterhalten werden; vielmehr müsse man eine Anzahl einander verwandter Schriftordnungen annehmen, die sich aus einer der Weiheschriften (hieroglyphic syllabaries) im Umkreis des Ägäischen Meeres entwickelt hätten. Eine dieser Schriftordnungen sei den Phoinikiern durch die Philister gelehrt worden. Unsere Schriftzeichen seien daher vielleicht den Philistern zu danken.

Die Philister erscheinen als ein Volk hoher Begabung. Auch die Simsonsage erweist eine reich entfaltete philistäische Gesittung (Kultur), von der die Hebräer viel übernahmen. Wie dies bei den Stämmen mit nordischer Herrenschicht die Regel war, herrschte auch bei den Philistern eine feste staatliche Ordnung mit einem ausgebildeten Heereswesen. Gerade dieses Heereswesen wurde später für die Hebräer zum Vorbild: im Kampfe mit den Philistern — so drückt sich Macalister (a. a. O. S. 130) aus — lernten die Hebräer das, was zum Aufbau einer eigenen Gesittung nötig war und erfuhren sie den Wert eines staatlichen Zusammenschlusses (learned their own essential unity). Nach 1. Samuel 13, 19—22 scheint es auch, als ob die Hebräer Herstellung und Gebrauch des Eisens erst von den Philistern kennen gelernt hätten. Die Hebräer waren mit Bronzewaffen in Kanaan eingewandert.

Nach ägyptischen Darstellungen erscheinen die Philister als hochgewachsene, schlanke Menschen mit ziemlich langförmigen Köpfen und einem überwiegend nordischen Gesichtsschnitt, den die Bartlosigkeit gut erkennen läßt. Sie tragen kurzgeschorenes Haar, bedecken den Kopf durch federgeschmückte Kappen oder auch eine Art Helme mit helmbuschartigen Kämmen, sie führen den Rundschild mitteleuropäischer Herkunft. Der „Riese" Goliath wird ein ebenso kennzeichnender Vertreter der philistäischen Herrenschicht gewesen sein wie die vier philistäischen „Riesen", die 2. Samuel 21, 15—22 erwähnt werden. Vorwiegend nordische „Riesen" als Führer einer orientalisch-westischen Herrenschicht: das mag den Anblick eines philistäischen Heeres für Stämme mit einem schwächeren Einschlag nordischer Rasse furchterregend gemacht

[1] Vgl. 1. Samuel 13, 5.

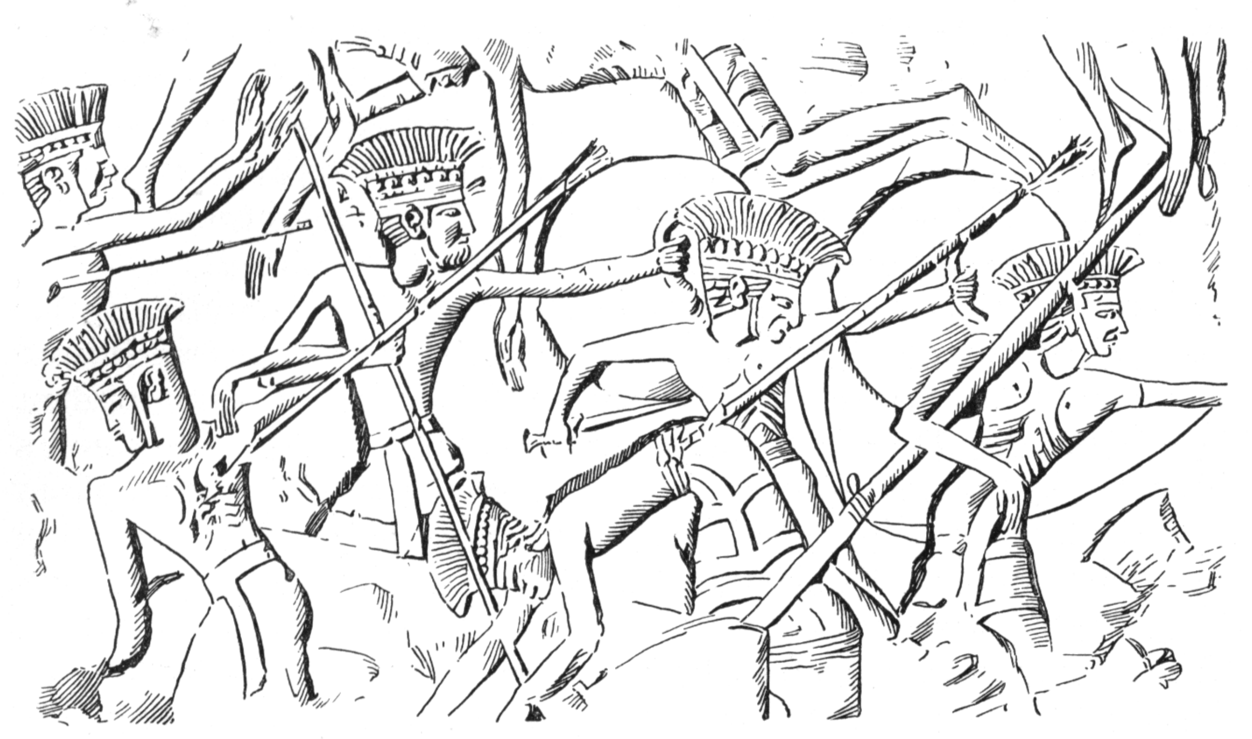


Abb. 157. Philister aus der Seeschlacht Ramses III.
Steinbildwerk aus dem Tempel von Medînet Hâbu. (Aus Meyer, Altertum)

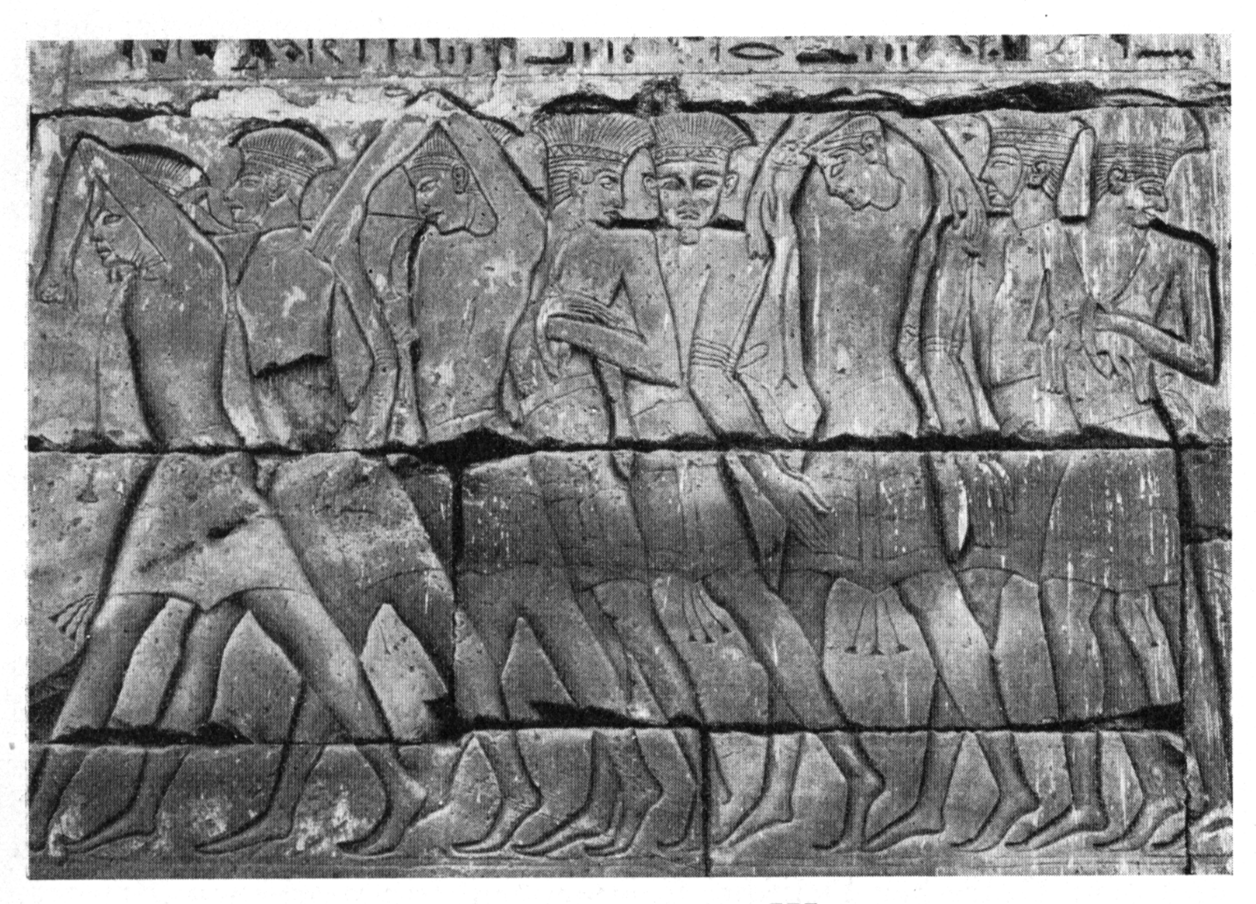


Abb. 158. Philister von Ramses III. gefangen
Steinbildwerk aus dem Tempel von Medînet Hâbu. (Museum Berlin)

Anscheinend nordische und nordisch-orientalische Menschen

haben. Nachdem der „Riese" Goliath — ganz so wie Helden der indischen, persischen, hellenischen, römischen, keltischen und germanischen Sage und Geschichte — zum Einzelkampf vorgetreten war, gleiche Sitte auf Feindesseite vermutend, traf ihn aus der Entfernung tödlich der geschleuderte Stein eines Hebräers — nach der Sage des jungen Davids.

Stähelin faßt seine Kennzeichnung des Philistervolkes in die Worte zusammen: „Frischer Wagemut, geistige Regsamkeit und große Empfänglichkeit für die Einflüsse höherer Kultur machen das Wesen der Philister aus."[1] Ich möchte es als Anzeichen eines länger bewahrten und von jeher stärkeren nordischen Einschlags der Philister ansehen, daß gerade die ehemaligen Philisterstädte des südwestlichen Palästinas im Zeitalter des Hellenismus und durch diesen viel vom althellenischen Geiste übernommen haben. Stark hat nachgewiesen, daß in den Städten des ehemaligen Philisterlandes ein besonders reges geistiges Leben herrschte.[2]

Zur Zeit der oströmischen Herrscher Anastasius und Justinianus, also im 6. Jahrhundert n. Chr., bestand zu Gaza eine berühmte Redner- und Philosophenschule. Die Juden hatten sich im Zeitalter des Hellenismus von der hellenistischen Bildung, obschon diese doch auch vom Geiste der vorderasiatischen Rasse stark beeinflußt war, voll Abscheu abgekehrt.

Noch scheint der nordische Einschlag der Philister bei deren heutigen Nachkommen nicht ganz geschwunden zu sein. Sayce bekundet vielmehr, daß im Küstengebiet südlich von Gaza ein in ganz Palästina noch merklicher leichter Einschlag nordischer Rasse besonders hervortrete.[3]

Nachdem es dem im Kampfe mit den Philistern geeinigten und erstarkten Hebräertum unter David (etwa 1011—972) gelungen war, die Philister zurückzudrängen und staatlich zu schwächen, begann eine mehr oder minder friedliche Vermischung von Hebräern und Philistern. Die Simsonsage zeigt, wie reizvoll Philistermädchen manchen Hebräern erschienen sein mögen, zeigt aber auch am Beispiele des Widerstands der Eltern Simsons gegen die philistäische Schwiegertochter, daß sich manche Hebräer gegen solche Mischehen ausgesprochen haben mögen.[4] Schon David hatte eine philistäische Leibwache, die Kreti und Plehti, d. h. die von Kreta aus dem Volke der Pelischti stammenden angeworbenen Krieger.

[1] Stähelin, Die Philister, 1918.
[2] Stark, Gaza und die philistäische Küste, 1852, Abschnitt III u. IV.
[3] Sayce, The Races of the Old Testament, 1925, S. 169/170.
[4] Vgl. Richter 14, 3.

Man wird durch die „Kreti und Plehti" (2. Sam. 8, 18; 15, 18) an die libyschen Söldner der Ägypterkönige (vgl. S. 95) und andere Söldner nordischer Rassenherkunft erinnert, wie sie in der Geschichte der Völker Asiens und Europas öfters aufgetreten sind. Wie einzelne Libyer zu ägyptischen Heerführern aufrückten, so muß der Philister Ithai zum Heerführer in Davids Heer geworden sein (2. Samuel 15, 19; 18, 2). Ithai befehligte ein Drittel des hebräischen Heeres.[1] Man könnte in seinen tapferen Worten, wie sie 2. Samuel 15, 21 überliefert sind, geradezu ein Beispiel der von nordischen Menschen geübten Treue zum selbstgewählten Oberherren erblicken, einer Treue, die sich ja öfters auch gegen das eigene Volk gerichtet hat. Man ist versucht, einen Klang nordischer Gefolgschaftstreue aus Ithais Worten herauszuhören, die damit die frühest überlieferten Worte eines wahrscheinlich vorwiegend nordischen Menschen wären, die geschichtlich überliefert sind: „So wahr Jahwe lebt und so wahr mein königlicher Herr lebt: an dem Ort, an dem mein königlicher Herr sein wird — es sei zum Tode oder zum Leben — dort wird auch dein Diener sein!"

Die Vermischung mit Philistern konnte für das Hebräertum kaum einen nennenswerten Rassenwandel bewirken, da beide Rassengemische einander wahrscheinlich ähnlich waren, nur daß eben der nordische Einschlag der Philister vermutlich viel stärker war als der der Hebräer. Höchstens konnte bei Vermischung der nordische Einschlag im hebräischen Volke ein wenig verstärkt werden.

b) Kimmerier und Skythen

Eine leichte Verstärkung des (nicht starken) Einschlags nordischer Rasse im hebräischen Volke bewirkten wohl die Einfälle von Kimmeriern und Skythen, die zwischen dem Ende des 8. und dem Beginn des 6. Jahrhunderts v. Chr. erfolgten. Von Armenien und der Ostküste des Schwarzen Meeres[2] her brachen kimmerische Scharen nordischer Rassenherkunft gegen Ende des 8. Jahrhunderts in Kleinasien ein. Es sind die Gômer, die Hesekiel (38, 6) im 6. Jahrhundert v. Chr. erwähnt, eindringende Eroberer, auf die anscheinend Jeremias (47, 2) schon im 7. Jahrhundert v. Chr. angespielt hatte. Den Kimmeriern drängten die

[1] Guthe, Kurzes Bibelwörterbuch, 1903, S. 342, vermutet, daß Ithai von den Philistern vielleicht als Geisel nach Jerusalem gesandt worden sei und sich während Absaloms Aufruhr freiwillig mit seinen Mannen auf Seite Davids gestellt habe.

[2] Vgl. Odyssee XI, 14.

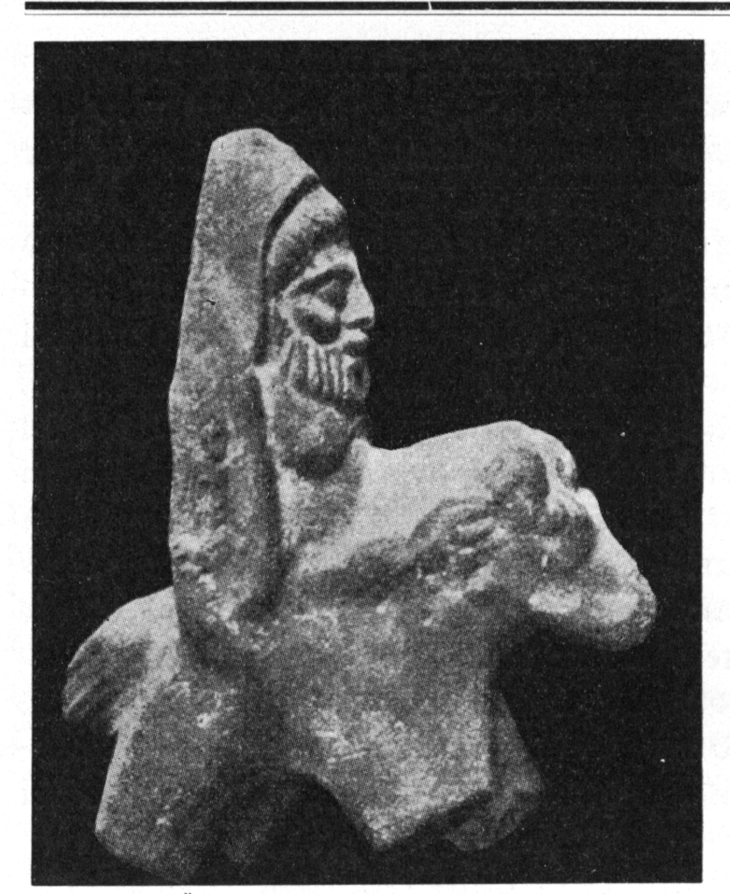


Abb. 159. Ägyptisches Spottbild eines Skythen aus Memphis; 5. Jahrh. v. Chr. Vorwiegend nordische Gesichtszüge? (Nach Minns)

Skythen, ebenfalls Stämme nordischer Rassenherkunft, nach. Einzelne Skythenstämme beunruhigen um 700 v. Chr. die Nordgrenze Assyriens. Andere drangen zwischen 624 und 591 wiederholt von Kleinasien her über Palästina gegen die ägyptische Ostgrenze vor: das sind die Skythenvorstöße, die von dem Propheten Zephanja (I, 8 ff.), der sie miterlebt haben muß, als eine Strafe Jahwes angekündigt wurden und die um 100 v. Chr. noch als sagenhafte Überlieferung zur Erzählung des Buches Judith (I—3) beigetragen haben. Den Vorstoß der Skythen nach Ägypten berichtet auch Herodotos (I, 103—106; IV, 11). Die Berichte verschiedener hellenischer und römischer Schriftsteller ergeben, daß die Skythen, Stämme indogermanischer Sprache, der Rasse nach ursprünglich überwiegend nordisch waren. Das Kaukasusvolk der Osseten, ein Volk, das auch heute noch einen stärkeren nordischen Einschlag zeigt, stammt wahrscheinlich von dem alanischen Stamme der Skythen (Saken) ab. In Bethsan scheinen sich Skythen niedergelassen zu haben, Josephus erwähnt die Bezeichnung Skythopolis für diesen Ort Palästinas.[1]

Den Hebräern muß aufgefallen sein, daß das ganze nördliche Vorderasien von Stämmen nordischer Rassenherkunft durchdrungen worden war. Dorther stammende Menschen müssen den Hebräern öfters durch hellere Haut-, Haar- und Augenfarben aufgefallen sein oder von dorther vordringende Stämme durch eine verhältnismäßig große Anzahl blonder und blauäugiger Menschen.

Die Völker des Nordens und Westens werden durch die (S. 86 schon erwähnte) wahrscheinlich aus dem 8. Jahrhundert v. Chr. stammende „Völkertafel" (I. Mose 10) als das Geschlecht Japhets

[1] Josephus, Jüdische Altertümer, XII, 8, 5, Übersetzung von Kaulen, 1883, S. 398.

bezeichnet: zu ihnen gehören u. a. die Gomer, die Kimmerier, die Madai, d. h. die Meder, die Jawan, d. h. die Jonier, ferner die Aschkenasim, worunter vielleicht ursprünglich die Phrygier verstanden waren, ferner Stämme mit bisher nicht genügend erklärbaren Namen. Die Bezeichnung „Japhet" sollte anscheinend doch in der Hauptsache Völker indogermanischer Sprache und nordischer Rassenherkunft zusammenfassen. Auch die Philister zählten zum Geschlechte Japhets. Nach Beer[1] hat man schon eine Ableitung des Namens Japhet vom Namen des Titanen Jápetos der hellenischen Sage bedacht. Hommel[2] erklärt das Wort Japhet aber aus dem Semitischen selbst: es sei ursprünglich ein Wort weiblichen Geschlechts gewesen mit der Bedeutung „die Schöne, Weiße, Helle". Im Assyrischen findet sich das Wort ippatu „weiß". Sollten die Japhetiten demnach mit einem Namen bezeichnet worden sein, der ursprünglich eine Aussage über ihre leiblichen Merkmale, ihre durchschnittlich größere „Helligkeit", enthielt?

c) Die negerische Rasse

Die Frage, wo und wann das hebräische Volk einen stärkeren negerischen Einschlag erhalten hat, ist oben (S. 97/98) schon erörtert worden: der negerische Einschlag stammt wahrscheinlich nur zum geringeren Teil aus Rassenkreuzungen während des Aufenthaltes eines Hebräerstammes in Ägypten. Zum größeren Teile stammt der negerische Einschlag im hebräischen Volke aus der Sklavenschicht: die freigelassenen Sklaven und Sklavinnen, wie bei den Araberstämmen anscheinend nicht selten Menschen negerischer Rasse oder negerischen Rasseneinschlags, wurden in die Glaubens- und Volksgemeinschaft der Hebräer aufgenommen.

Den deutlichen Negereinschlag im heutigen Judentum haben verschiedene Forscher vermerkt: „Man wird nicht irren, wenn man das oft ganz krause Haar, die wulstigen Lippen und das vorgeschobene Gebiß einzelner Juden auf Beimischung von Negerblut zurückführt, zu der ja die Gelegenheit in Ägypten gegeben war."[3]

---

[1] Beer, Die Bedeutung des Ariertums für die israelitisch-jüdische Kultur, 1922.

[2] Hommel, Grundriß der Geographie und Geschichte des alten Orients, Erste Hälfte, 1904, S. 119 Anm. 1.

[3] v. Luschan, Die anthropologische Stellung der Juden, KorrespBl. d. Deutschen Gesellsch. f. Anthropologie, Ethnol. u. Urgeschichte, 23. Jahrg., 1892, S. 99.

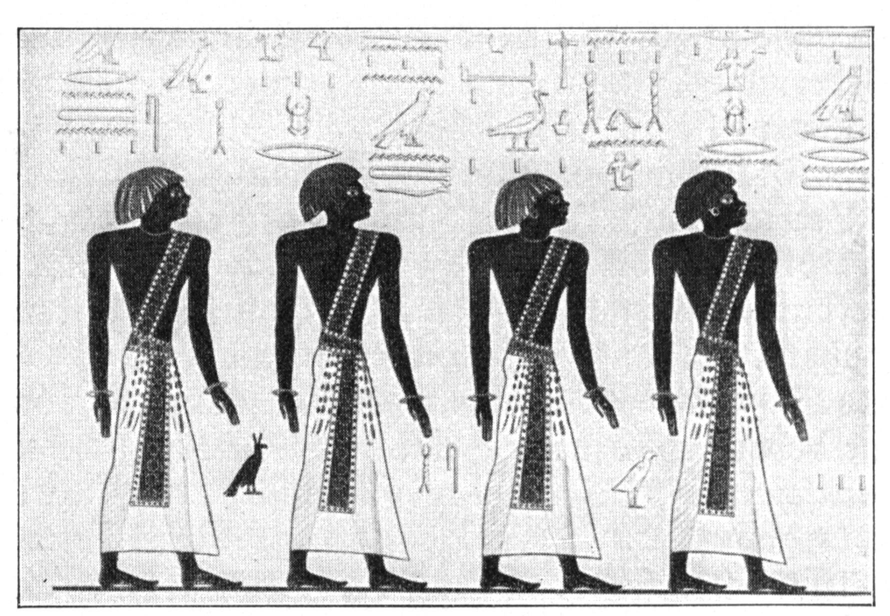


Abb. 160. Neger nach einer ägyptischen Darstellung

— „Bräunlicher Teint, niedere Stirn, krauses Haar, dicke Lippen und Prognathismus" (nach vorn gerichtete Kiefer) faßt Judt[1] als Anzeichen eines negerischen Einschlags auf und vermutet, daß ein solcher Einschlag hauptsächlich den südpalästinischen Hebräerstämmen im Reiche Juda eigen gewesen sei. Auch Schleich erwähnt die „negerartig aufgeworfenen Lippen",[2] Schaaffhausen die vorstehenden Kiefer mancher Juden.[3]

Die negerische Rasse, deren sprachlichen Ausdruck die einzelsilbigen (monosyllaben) Sudansprachen darstellen, ist ihren leiblichen Merkmalen nach noch nicht eigentlich beschrieben worden. Es wird auch schwierig sein, diese Rasse — oder gibt es mehr als eine Rasse mit den Merkmalen, die gemeinhin als negerisch erscheinen? — in ihrer „reinen" Gestaltung zu erfassen. Einstweilen kann man als „negerisch" das auffassen, was vom Menschenbilde Afrikas[4] übrigbleibt, wenn man sich die Einschläge hamitischer, westischer (mediterraner), orientalischer und vorderasiatischer Rasse, ferner geringe Einschläge der Cro-magnon-Rasse und der nordischen Rasse und stärkere Einschläge verschiedener bei Hottentotten, Buschmännern und Pygmäenstämmen hervortretender Rassen aus diesem Bilde wegdenkt. Übrigbleiben wird dann eine Rasse mittlerer Körperhöhe mit einem mittellangen bzw. mittelkurzen Kopf, dessen Gesichtsteil gegenüber dem Gehirnteil verhältnismäßig groß ist; mit nach der Seite und nach vorn abstehenden Jochbögen, eine Rasse mit verhältnismäßig großen Händen und Füßen, zugleich Füßen mit geringer Wölbung der

[1] Judt, Die Juden als Rasse, 1903, S. 14.

[2] Schleich, Jüdische Rassenköpfe, Ost und West, Bd. 6, 1906, S. 235.

[3] Schaaffhausen, Die Physiognomik, Archiv f. Anthropologie, Bd. 17, 1888, S. 337.

[4] Dieses Menschenbild hat eine besonders aufschlußreiche Klärung erfahren durch das Erscheinen der Karte afrikanischer Kopf- und Schädelformen von B. Struck, Zeitschr. f. Ethnologie, Bd. 54, Heft 1, 1922.

Sohle. Die Stirn ist nach oben und nach den Seiten gewölbt, die Nase ziemlich kurz, dabei breit mit flach aufliegenden fleischigen Flügeln und aufgestülpt wirkender Spitze. Die untere Gesichtshälfte wirkt massig durch unterhalb der Nase vorspringende, nach vorn gerichtete Kiefer („subnasale Prognathie“) mit wulstigen Lippen. Diese sind öfters so wulstig, daß die auf dem vorspringenden Kiefer aufliegende Oberlippe in der Seitenansicht eine deutlich eingebogene Linie bildet. Das schwarze Haar erscheint „wollig“, d.h. es ist eng-kraus gedreht, öfters sind mehrere umeinander verschlungene Haare zu Büscheln zusammengedreht. Die Gestalt ist gekennzeichnet durch eine gewisse Ausknickung der Wirbelsäule in der Lendengegend, dazu eine gewisse Neigung des Beckengürtels nach vorn, so daß Gesäß und Beine nach rückwärts verschoben erscheinen. Der Unterschenkel scheint bei der negerischen Rasse im Vergleich zum Oberschenkel länger zu sein. Im weiblichen Geschlecht finden sich die tief angesetzten, ziegeneuterförmigen Brüste, die S. 75 schon beschrieben worden sind. Die Körperbehaarung ist bei beiden Geschlechtern sehr gering; Barthaare fehlen auch dem männlichen Geschlecht.

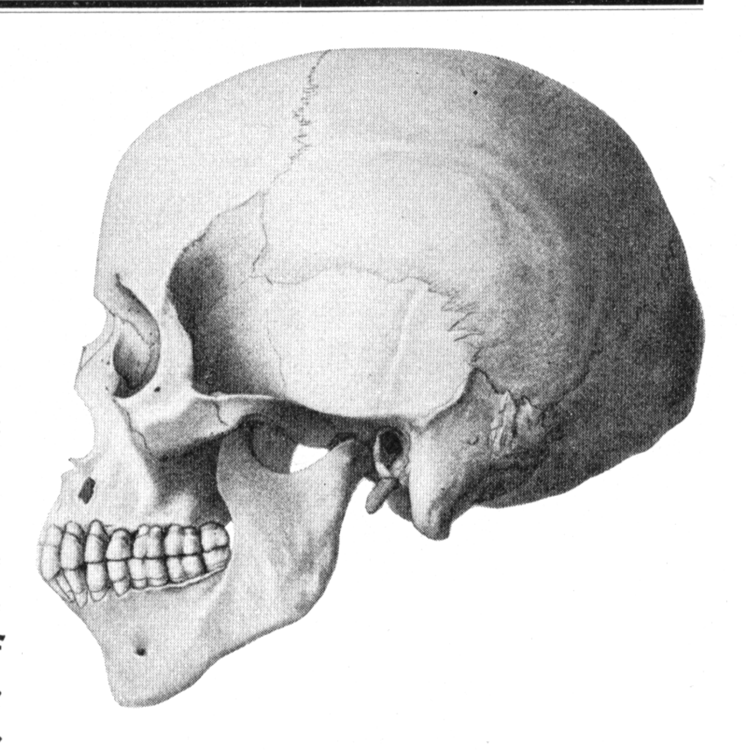


Abb. 161. Schädel eines Sudannegers
(Aus de Quatrefages-Hamy, Crania Ethnica)
Negerisch oder vorwiegend negerisch

Die negerische Rasse scheint am reinsten erhalten geblieben zu sein in den Waldgebieten West- und Mittelafrikas.

Wo eine Bevölkerung, wie z. B. die ägyptische, einen negerischen Einschlag erhalten hat, da treten einzelne der eben beschriebenen Merkmale immer wieder auf, auch wenn vorwiegend negerische oder als reinrassig negerisch anzusehende Menschen sehr selten sind.[1] Als letztes Anzeichen eines schon ganz schwach gewor-

[1] Die Zunahme eines negerischen Einschlags im heutigen Ägypten gegen Süden zu läßt sich auch an der Zunahme der Kraushaarigkeit ungefähr ablesen: unter den Kopten, die (vgl. S. 109 und S. 96, Fußnote 2) den Altägyptern rassisch noch am nächsten stehen, fand Myers 26% Kraushaarige, unter den Fellachen Unterägyptens 32%, unter den Fellachen Oberägyptens

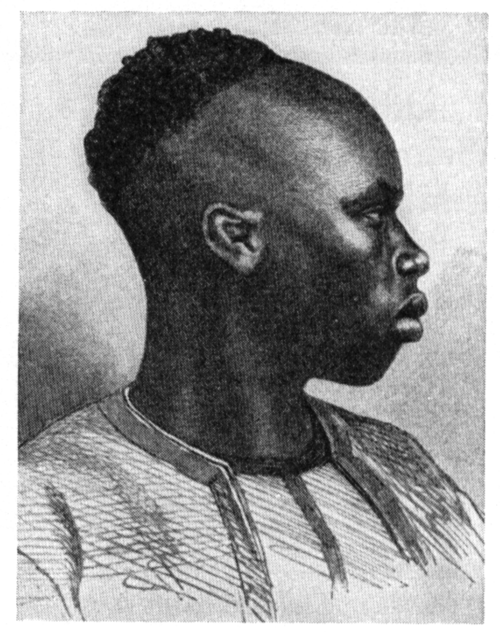


Abb. 162. Neger aus dem Sudan. Negerisch oder vorwiegend negerisch. (Nach Aufn. Pruner)

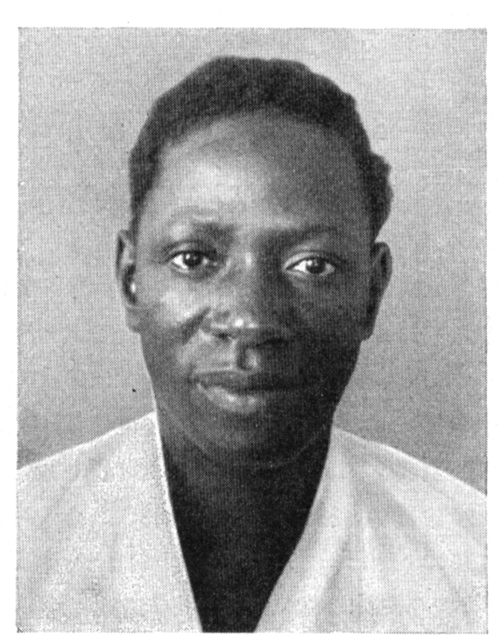
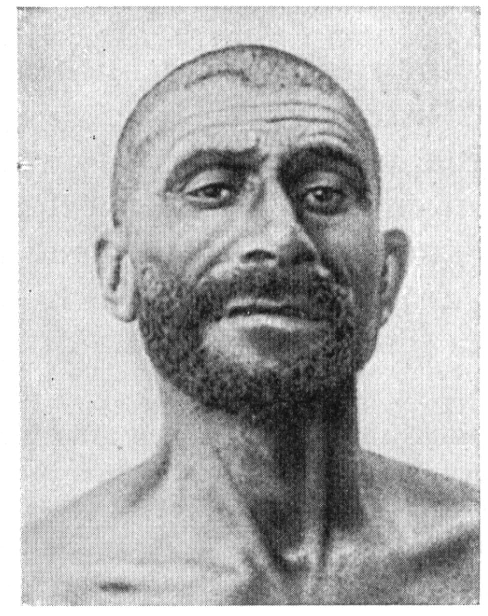




Abb. 163 a, b. Aus Daressalam. Vorwiegend negerisch mit orientalischem Einschlag (Aufn. Fleischer)



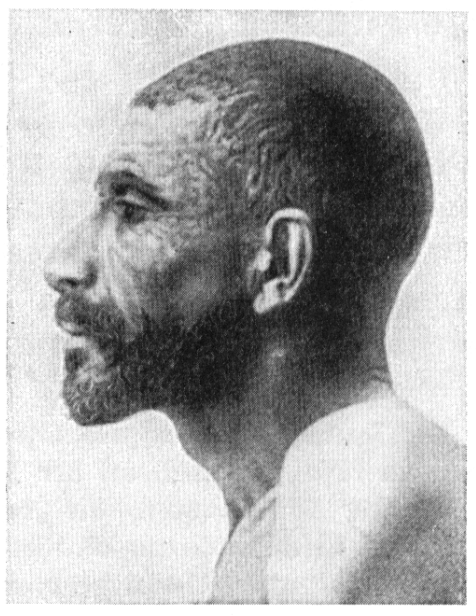


Abb. 164 a, b. Ägyptischer Beduine. Vorwiegend orientalisch mit negerischem Einschlag (Aufn. Fritsch)

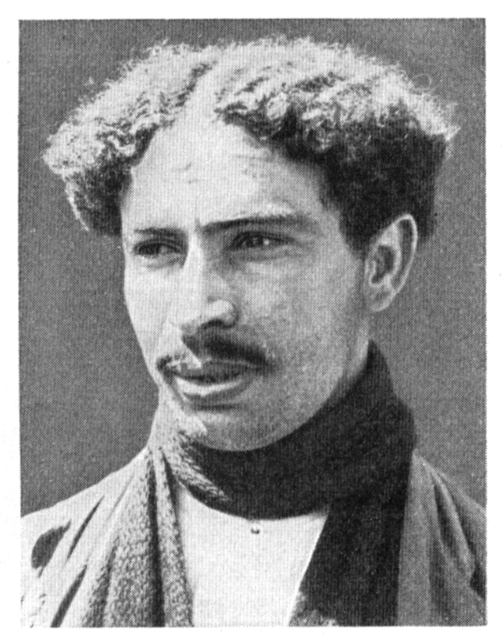


Abb. 165. Türke aus Konstantinopel. Orientalisch-negerisch — mit leichtem vorderasiatischem Einschlag. (Aufn. Stiehl)

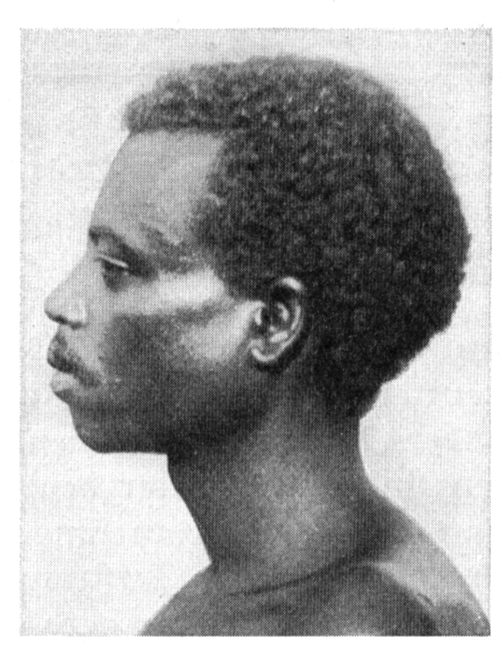


Abb. 166. Wuatomann aus dem West-Gallaland. Negerisch-orientalisch ? (Aufn. Grühl)

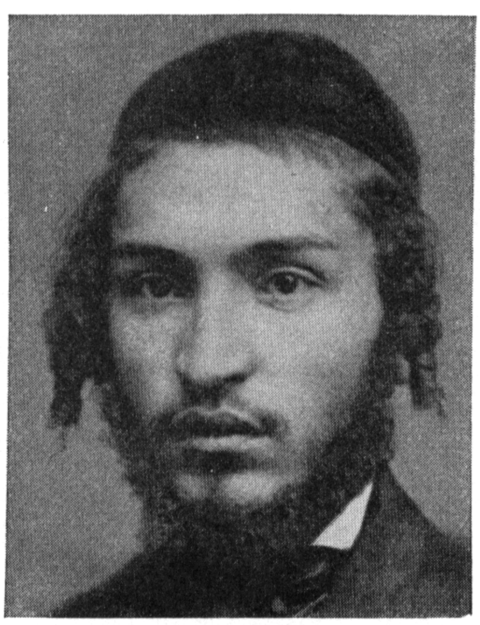


Abb. 167. Jude aus Polen. Negerischer Einschlag. (Barthaarkräuselung. Wulstige Lippen, Lippenleiste). (Aus Fishberg)

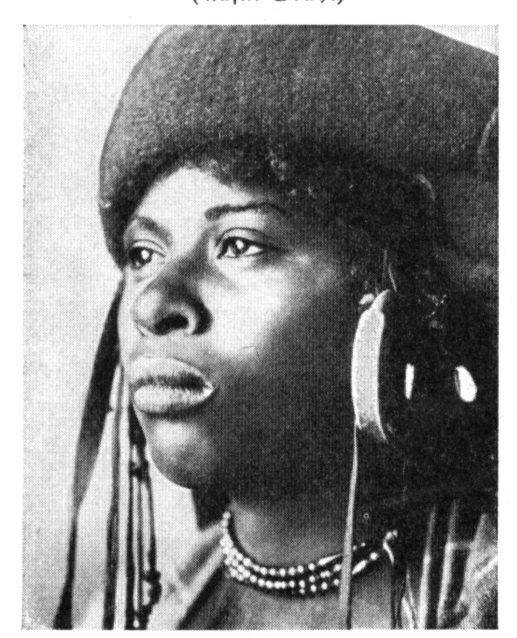


Abb. 168. Aus Tripolis. Negerisch mit leichtem orientalischem Einschlag

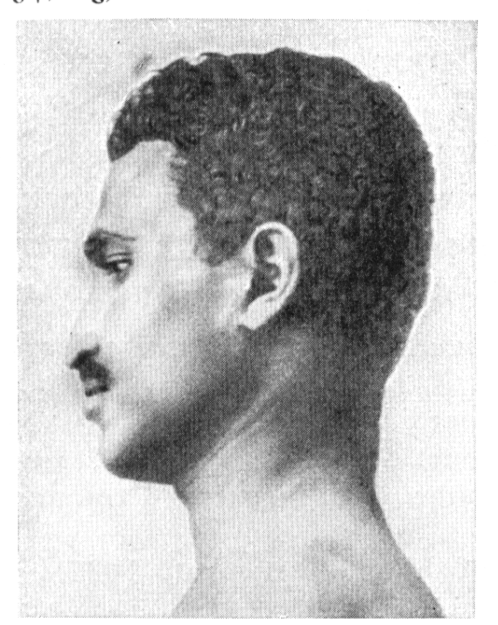


Abb. 169. Ägypter. Orientalisch mit negerischem Einschlag. (Aufn. Fritsch)

denen Negereinschlags faßt man in Nordamerika, wo der Frage dieses Einschlags große Bedeutung zukommt, eine bläuliche Färbung des Nagelmonds auf, dieses halbmondförmigen Flecks auf dem hinteren Rande der Fingernägel. Die Kraushaare der Negerrasse gelten nach abendländisch-amerikanischen Anschauungen als verunzierend, weshalb die Neger Nordamerikas wie anscheinend auch einzelne kraushaarige Juden Mittel zur Streckung und Glättung der Kopfhaare anwenden. Nach amerikanischen Feststellungen finden sich unter den Juden 1% Kraushaarige.[1]

Man darf wohl annehmen, daß der negerische Einschlag im Judentum seit dessen Zerstreuung unter den abendländischen Völkern abgenommen hat, gerade auch deshalb, weil Menschen mit deutlicher hervortretenden negerischen Merkmalen unter der Herrschaft der vom Judentum zum Teil übernommenen abendländischen Anschauungen bei der Gattenwahl wohl häufiger gemieden worden sind, als man dies wenigstens für die mittleren und oberen Schichten der Hebräer schon für Palästina annehmen darf. Deutlicher hervortretende negerische Merkmale widersprechen ja auch den Anschauungen vorderasiatisch-orientalisch gemischter Bevölkerungen.

Reichlichere negerische Einschläge sind dem hebräischen Volke wohl erst zugekommen, als die Araber der Süd- und Westküste Arabiens schon einen großen Teil der negerischen Einschläge erhalten hatten, durch welche sie sich heute von den anderen Araberstämmen unterscheiden. Wie bei den Arabern, so wird auch bei den Hebräern der Handel mit Sklaven aus Afrika schließlich die Durchdringung mit Negerblut bewirkt haben. Das Alte Testament erwähnt Kinder hebräischer Väter und deren ägyptischer Sklavinnen; Sklavinnen aus Ägypten waren aber wohl zumeist Mischlinge mit ziemlich starkem negerischem Einschlag. „Ebed-Melech, der „Äthiopier", der Jeremia das Leben rettete, war vielleicht ein Neger (Jeremia 38; 7—13) wie Kuschi, der „Kuschite", der Urgroßvater Jehudis, des Juden (Jeremia 36, 14)."[2]

Die Sklaven der Hebräer waren überwiegend Volksfremde, entweder Kriegsgefangene oder angekaufte Fremdstämmige. Man rechnete die Sklaven zur Familie; ein Sklave konnte unter Umständen

45% (**Myers**, Contributions to Egyptian Anthropology, Journal of the Anthropological Institute, 1908, S. 103.

[1] Nach Jewish Encyclopaedia unter „Hair". — Bei dieser Feststellung scheint aber **nur** eng-krauses Haar, „Wollhaar", als „kraus" gerechnet worden zu sein, sonst wären wahrscheinlich mehrere Prozent Kraushaar festgestellt worden.

[2] **Sayce**, The Races of the Old Testament, 1925, S. 212.

die Tochter seines Herrn heiraten, wie der ägyptische Sklave Jarcha eine Tochter des Hebräers Sesan (1. Chronika 2; 34, 35); der Sohn eines Sklaven konnte Erbe seines Herrn werden, wenn dieser keinen Sohn hatte (1. Mose 15, 2; 24, 2 ff.). Die Sklavinnen hebräischer Herkunft waren stets Beischläferinnen ihres Herrn, die fremdstämmigen Sklavinnen meistens.[1] Auf solchen Wegen und durch Freilassungen von Sklaven, die häufig waren, verbreitete sich von der Unterschicht aus auch ein negerischer Einschlag. 5. Mose 21, 11 ff. zeigt, daß kriegsgefangene fremdstämmige Weiber zu Nebenfrauen von Hebräern werden konnten. Unter die fremdstämmigen Weiber Davids und Salomos mögen manche aus einem Stamme mit negerischem Einschlag aufgenommen worden sein.

Die Beziehungen der Hebräer zu ihren Nachbarvölkern können aber im allgemeinen kaum eine merkliche Veränderung des hebräischen Rassengemisches bewirkt haben, denn die rassische Zusammensetzung der Nachbarvölker war der der Hebräer ungefähr gleich oder ähnlich. Auch diese Nachbarvölker haben einen negerischen Einschlag erhalten, der beim Anblick ihrer heutigen Nachkommen alsbald auffällt.

Die Bevölkerung der Hauptstadt Jerusalem muß zur Zeit des aus dem Neuen Testamente bekannten Königs Herodes wohl eine geringe Verstärkung des (an sich schwachen) nordischen Einschlags erfahren haben durch Verbindungen mit den Germanen, Galliern und Thrakern, die Herodes unter seinen Söldnern hatte — wenn der Bericht des jüdischen Geschichtsschreibers Josephus[2] als zuverlässige Geschichtsquelle angesehen werden darf.

d) Der nordische Einschlag im hebräischen Volke

Die Frage der Blonden unter den Juden, die schon öfters Anlaß zu eingehenden Auseinandersetzungen der verschiedenen Forscher geworden ist, muß später bei einem Überblick über die gegenwärtige Rassenzusammensetzung des jüdischen Volkes im ganzen erörtert werden. Im folgenden soll hingegen nur die Frage eines nordischen Einschlags im alten Hebräervolke erwogen werden.

Die einzelnen Völkerwellen überwiegend nordischer Rasse und andere Völkerwellen mit einem gewissen Einschlag nordischer Rasse, die Palästina im Laufe der zwei bis drei vorchristlichen Jahrtausende erreicht haben, sind in vorliegendem Buche deshalb so ver-

[1] Vgl. Benzinger, Hebräische Archäologie, 3. Aufl., 1927, S. 132, unter Hinweis auf 2. Mose 15; 12—17.

[2] Jüdische Altertümer XVII, 8, 4, S. 577 in der Ausgabe von Kaulen, 1883.

hältnismäßig eingehend verfolgt worden, weil ein nordischer Einschlag im alten Hebräertum, der von einigen Betrachtern auch schon übertrieben betont, offenbar auch als zu beträchtlich angenommen worden ist, von mehreren Forschern abgeleugnet worden ist. Den ableugnenden Forschern sind allerdings, so viel ich sehe, die Ergebnisse der neuzeitlichen Erforschung des Alten Morgenlandes noch nicht in dem Ausmaße zugänglich gewesen, das heute ermöglicht worden ist.

Wie beträchtlich oder unbeträchtlich der nordische Einschlag im alten Hebräertum war, wird sich wohl nie auch nur annähernd angeben lassen. Aus den Hundertsätzen heller Haut-, Haar- und Augenfarben, die sich durch rassenkundliche Untersuchungen bei den heutigen jüdischen Bevölkerungen in Europa ergeben haben und ergeben werden, läßt sich kaum auf die Stärke eines nordischen Einschlags der alten Hebräer schließen, da die hellen Farben der heutigen in Europa lebenden Juden außer durch den alten aus Palästina stammenden nordischen Einschlag zum Teil durch mittelalterliche und neuzeitliche Zumischungen nordischen Blutes, zum überwiegenden Teile aber durch Zumischungen ostbaltischer Rasse in Osteuropa zu erklären sind.

Auf die Stärke eines nordischen Einschlags bei den alten Hebräern ließe sich demnach nur durch Untersuchungen solcher morgenländischer Judengruppen unserer Zeit schließen, die Vermischungen mit Teilen europäischer Bevölkerungen nicht ausgesetzt waren, oder auch durch Untersuchungen der Nachkommen derjenigen Nachbarvölker der alten Hebräer, die diesen der Rassenzusammensetzung nach ähnlich waren. Leider sind solche Untersuchungen mit Ausnahme einer der heutigen Samaritaner noch nicht vorgenommen worden, so daß man heute noch auf rassenkundlich weniger verwertbare Schilderungen von Reisenden und ähnliche Wiedergaben angewiesen ist.

B e d d o e berichtet, Blonde seien nicht selten unter den Juden von Konstantinopel, Rhodos, Smyrna und Syrien, seltener unter denen in Ägypten. Das wären Judengruppen, die — abgesehen von an sich nicht wahrscheinlichen Zumischungen nordischen Blutes in der Zeit der Kreuzzüge — seit der Zerstreuung des alten Hebräertums durch den schon in vorchristlicher Zeit weithin reichenden jüdischen Handel kaum noch Einschläge nordischer Rasse hätten erhalten können. Das gilt auch von den Juden Palästinas. Beddoe berichtet von Angaben eines Missionars, der unter der Bevölkerung um den See Genesareth einige Blonde gesehen habe; so seien auch blonde Kinder unter der jüdischen Bevölkerung von Aden

(Südarabien) beobachtet worden.[1] Von den blonden jüdischen Kindern in Aden hatte schon Pickering berichtet: „Einige der Knaben hatten einen rauhen Gesichtsausdruck mit Flachshaar, was mich an Gesichter erinnerte, die ich gelegentlich unter nördlichen Himmelsstrichen gesehen hatte.“[2] Czekanowski bestätigt das Vorkommen von Blonden unter den Juden von Aden.[3] Oben (S. 140) ist schon Sayce, The Races of the Old Testament (1925), angeführt worden: „Ich selbst habe blonde, blauäugige Kinder in den Bergdörfern Palästinas gesehen, und dieser Schlag ist besonders vorherrschend an der Küste südlich Gaza.“ — v. Luschan nimmt nach seinen Reiseeindrücken und Untersuchungen in gewissen Gegenden Syriens und Palästinas einen Hundertsatz Blonder an, „der nahe an den der blonden Juden unter den Deutschen heranzureichen scheint“.[4] Das würde bedeuten, daß der nordische Einschlag dieser Judengruppen stärker ist als der der in Deutschland lebenden Juden, denn bei diesen sind die hellen Augen und Haare wahrscheinlich mehr der ostbaltischen als der nordischen Rasse zuzuschreiben. R. Pöch berichtet: „In der Umgebung von Bethlehem fiel mir ein blonder, weder „jüdisch“ noch „semitisch“ (oder „orientalisch“) aussehender Typus besonders auf.“[5]

Die heutige rassische Zusammensetzung der Drusenstämme in Syrien, im Libanon und besonders im Hauran gleicht wahrscheinlich der Zusammensetzung des alten Hebräertums, wenigstens der hebräischen Bevölkerung im Reiche Israel. Ist in Palästina der nordische Einschlag auch durch Ausmerzen der Menschen mit den diesem Himmelsstrich weniger angepaßten Erbanlagen nordischer Rasse geschwunden, so konnte er sich in den Gebirgen und bei der — für Menschen nordischen Einschlags in diesem Gebiete günstigen — häufigeren Bewölkung in Syrien besser erhalten.

Die Drusen sind eine seit Jahrhunderten ziemlich abgeschlossen und unvermischt lebende Volksgruppe der syrischen Bevölkerung arabischer Sprache, ein Rassengemische, das seiner Zusammensetzung nach offenbar viel von dem Menschenbilde des alten Sy-

---

[1] Beddoe, On the Physical Characteristics of the Jews, Transactions of the Ethnological Society of London, New Series, 1861, S. 224 ff.

[2] Pickering, The Races of Man and their Geographical Distribution, 1851, S. 244.

[3] Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie, Bd. 7, 1910, S. 364.

[4] v. Luschan, Die anthropologische Stellung der Juden, KorrespBl. d. Deutschen Gesellsch. f. Anthrop., Ethnol. u. Urgeschichte, 23. Jahrg., 1892, S. 98.

[5] R. Pöch, „Hamitische“ und „semitische“ Rassenmerkmale, Berichte des Forschungsinstituts für Osten und Orient, Bd. II, 1918, S. 6.

riens bewahrt hat. So wie die heutigen Drusen mögen manche amoritische und später aramäische Stämme ausgesehen haben, höchstens daß durch arabische Einwanderungen bei den Drusen wie bei anderen Syriern etwa der Einschlag der orientalischen Rasse verstärkt worden ist und daß die dauernden Fehden der edlen drusischen Geschlechter gegeneinander eben den nordischen Einschlag im Drusenvolke vermindert haben. Der nordische Einschlag bei den Drusen und überhaupt in Syrien ist den Reisenden schon lange aufgefallen. Der Franzose Volney berichtet in seiner „Reise nach Syrien und Ägypten" (Bd. I, 1788, S. 278): „Auf dem Libanon und in dem Lande der Drusen unterscheiden sich die Einwohner in Absicht auf die Gesichtsfarbe nicht sehr von unseren Landsleuten mitten in Frankreich. Man rühmt die Weiber von Damas und Tripoli wegen ihrer Weiße und selbst wegen der Regelmäßigkeit ihrer Züge." Der Schleierzwang des Islams, der erst heute da und dort zu schwinden beginnt, machte damals wie später eine Betrachtung der Frauen unmöglich. Heute gilt die Bevölkerung von Haleb (Aleppo, Nordsyrien) für besonders hellhäutig. Allgemein morgenländischen Schönheitsanschauungen (vgl. S. 101/2) folgend, halten auch die Drusen Beleibtheit für eine Bedingung zu voller weiblicher Schönheit — so berichten Volney (a. a. O. S. 279) und Worbs.[1] Langerhans berichtet von den Drusen: „Blaue Augen und rötlich-blonde Haare kommen sehr häufig unter ihnen vor."[2] Auch im seelischen Verhalten der Drusen, in der Eigenart ihres Glaubens, einer Sondergestaltung des Islams, in Kleiderformen und -sitten, erscheinen Züge, die einem Einfluß nordischen Wesens zu entsprechen scheinen.[3] Der englische Reisende W. B. Seabrook hat den Drusensultan Atrasch, den hervorragenden Führer der Drusen gegen die französischen Truppen in Syrien, besucht und ihn als einen sehr hellhäutigen Mann mit klaren blauen Augen beschrieben. Ein Drusenherrscher des 17. Jahrhunderts, Fakr-ud-din-Maan II., hat wahrscheinlich aus politischen Gründen Abendländern gegenüber die Ansicht zu verbreiten gesucht, die Drusen seien Nachkommen von Kreuzfahrern. Auch bei den palästinischen Beduinenstämmen ist der altpalästinische Einschlag nordischer Rasse noch nicht gänzlich verschwunden; Sayce erzählt bei Erwähnung dieses nordischen Einschlags:

[1] Worbs, Geschichte und Beschreibung des Landes der Drusen in Syrien, 1799, S. 26.

[2] Langerhans, Über die heutigen Bewohner des heiligen Landes, Archiv f. Anthropologie, Bd. IV, 1873.

[3] Vgl. Günther, Rassenkunde Europas, 3. Aufl., 1929, S. 174—175.

„Ein eingeborener Scheich, der einst auf dem Wüstenweg zwischen El-Arisch und den Trümmern von Pelusium zu mir stieß, hatte nicht nur die Haut-, Haar- und Augenfarbe, sondern auch ganz die gleichen Gesichtszüge, die der Künstler Ramses' III. dem gefangenen Amoriterführer zuschreibt."[1]

Huxley, der 1901 in Palästina reiste, vermerkte, daß unter den Samaritanern Blonde vorkommen.[2] Eine rassenkundliche Unter-



Abb. 170. Samaritaner. (Aus Kreppel, Juden)

suchung der Samaritaner hat Szpidbaum vorgenommen.[3] Dabei ergaben sich die Samaritaner als ein Stamm von großer durchschnittlicher Körperhöhe, im Mittel beim männlichen Geschlecht 171,07 Zentimeter, damit als die Menschengruppe höchsten Wuchses in ganz Syrien und Palästina. Szpidbaum fand 8,3% blonde Knaben, 8% blonde Mädchen und — entsprechend dem Nachdunkeln — 3,7% blonde Männer; an Blauäugigen fand er im männlichen Geschlecht 11,1%, im weiblichen 7,4%, an Grauäugigen im männlichen Geschlecht keine, im weiblichen 3,7%. Rothaarige fan-

[1] Sayce, The Races of the Old Testament, 1925, S. 170.

[2] Huxley, Zur Anthropologie der Samaritaner, Zeitschr. f. Demographie und Statistik der Juden, Heft IX, 1906.

[3] Szpidbaum, Die Samaritaner, Mitteilungen der Anthr. Gesellsch. in Wien, Bd. 57, 5./6. Heft, 1927, S. 139.

den sich im weiblichen Geschlecht zu 7,4%; rote Bärte fanden sich bei 26,9% der Männer. Mandelförmige Augen fanden sich beim männlichen Geschlecht zu 40,7%, beim weiblichen zu 59,3%, bei Jugendlichen schienen mandelförmige Augen häufiger zu sein.[1] Die samaritanischen Priester unterschieden sich stark von der übrigen Bevölkerung durch „feinere" Gesichtszüge. Die Formen des Haargespinsts fand Szpidbaum unter den Samaritanern verteilt wie folgt:

	Männer	Weiber	Knaben	Mädchen
schlicht	48,1%	29,6%	63,1%	12,6%
leichtwellig	51,9%	44,4%	24,6%	43,7%
wellig		22,3%	8,2%	43,7%
gekräuselt		3,7%	4,1%	

Die „Typen", die Szpidbaum unter den Samaritanern nach einer bestimmten Korrelationsrechnung erhalten hat und nach denen er auf die eigentliche rassische Zusammensetzung der Samaritaner schließen wollte, sind keine Rassen im Sinne von erbgleichen Menschengruppen, die immer wieder nur Nachkommen mit gleichen Merkmalen zeugen, sondern Menschen mit häufig vorkommenden Merkmalverbindungen: das nächste Geschlecht schon kann die einzelnen im Samaritanervolke erscheinenden Merkmale wieder anders verbunden zeigen. Da bei Kreuzung zweier oder mehrerer Rassen sich die einzelnen Merkmale jeweils getrennt vererben, ist bei der jahrhundertelangen Vermischung im Samaritanervolke nicht mehr zu erwarten, daß die heute erscheinenden Wechselbeziehungen (Korrelationen) zwischen einzelnen Merkmalen noch eine Aussage über die ursprünglich zum Samaritanertum vereinigten Rassen zuließen.

Der „helle" Einschlag, der hier erscheint, ebenso ein Teil der Erbanlagen, welche die Körperhöhe der Samaritaner bedingen, ist der nordischen Rasse zuzuschreiben, denn ein nennenswerter Einschlag der fälischen Rasse ist im alten Palästina nicht anzunehmen, und ein Einschlag der ostbaltischen Rasse erscheint für Altpalästina so gut wie ausgeschlossen.

Die Samaritaner, ursprünglich mit den Hebräern in engster Glaubensgemeinschaft, die sicherlich zugleich Blutsgemeinschaft war, wie die Juden, mit denen sie leicht hätten verschmelzen können, seit alters Verehrer des Sondergottes Jahwe, trennten sich zwischen 429 und 424 v. Chr. vom Hebräertum, weil sie die Gesetzgebung Esras und Nehemias nicht anerkennen wollten. Sie hatten die von der Jerusalemer Priesterschaft wie von den Jerusalemer Geldherren beanspruchte Stellung Jerusalems als des

[1] Szpidbaum scheint nicht nur ausgesprochene Mandelaugen, sondern auch Augenformen, die Andeutungen mandelförmiger Lidbildungen darstellten, als „Mandelauge" gerechnet zu haben, denn die von ihm angegebenen Zahlen wirken überraschend hoch.

einzigen Ortes für ein rechtmäßiges Jahweheiligtum immer schon abgelehnt. Nun errichteten sie ein eigenes Heiligtum auf dem Berge Garizim bei Sichem, der heute noch die samaritanische Weihestätte ist. Seit dieser Trennung von den Hebräern bilden sie eine geschlossene Blutsgemeinschaft, die kaum durch Zumischung von außen verändert worden sein kann und somit nur diejenigen rassischen Veränderungen erfahren haben kann, die sich aus einer etwaigen verschieden starken Fortpflanzung der einzelnen Erbstämme des Volkes ergeben hätten.

Die Samaritaner nennen sich selbst Beni Israel, „Söhne Israels", und behaupten, sie seien die einzigen reinen Nachkommen der alten Hebräer. Das in der Hauptsache als vorderasiatisch-orientalisch-hamitisch-nordisch anzusehende Rassengemische der Samaritaner mag aber in der Tat demjenigen des alten Hebräertums, vor allem des Hebräertums im Nordreiche Israel besonders ähnlich sein, ähnlicher wahrscheinlich als das alteingesessene Judentum des heutigen Palästinas, das offenbar nicht so abgeschlossen war wie das Samaritanertum.

Wenn eine Vermutung über den wahrscheinlichen Einschlag nordischer Rasse bei den Hebräern des Alten Testaments zulässig ist, so möchte ich nach den verschiedenen oben mitgeteilten Berichten über Blonde unter Juden und Samaritanern annehmen, daß in der hebräischen Frühzeit etwa 10—15% der gesamten Erbanlagen der hebräischen Stämme nordischer Herkunft waren, in den Jahrhunderten um den Beginn unserer Zeitrechnung noch etwa 5—10%.

Daß der nordische Einschlag im heutigen Judentum zum Teil, wahrscheinlich zum größten Teil altpalästinischer Herkunft ist, ergibt sich auch aus dem Vorkommen von Blonden unter den Juden in Kotschin (englisch: Cochin) in Südindien. Die Vorfahren dieser Juden sind um 68 n. Chr. in Kotschin eingewandert, stellten also eine bestimmte Auslese aus dem Judentum zur Zeit der Ereignisse des Neuen Testamentes dar. O. Kaufmann berichtet von diesen Kotschiner Juden, daß ein Teil von ihnen zu seinem Erstaunen „hellblondes Haar und hellblaue Augen aufweisen".[1] Auch Katharina Zitelmann beschreibt Blonde unter den „weißen Juden" von Kotschin, „goldhaarige Kinder mit feinen Zügen", ferner eine Mutter mit zwei Töchtern „mit goldblondem Haar und zarten, bleichen Gesichtern von edlem Schnitt". — Man möchte übrigens nach ihren Schilderungen annehmen, daß bei diesen „weißen Juden" eine gewisse Entartung um sich gegriffen habe. Die „schwarzen"

[1] Kaufmann, Aus Indiens Dschungeln, 1923, S. 207.





Abb. 171 a, b. Jude aus England. Von Salaman zum „Philisterschlag" (Philistine type) gerechnet. Westisch (mediterran)-orientalisch — mit leichtem nordischem Einschlag?
(Aufnahmen Abb. 171 u. 172: Salaman)

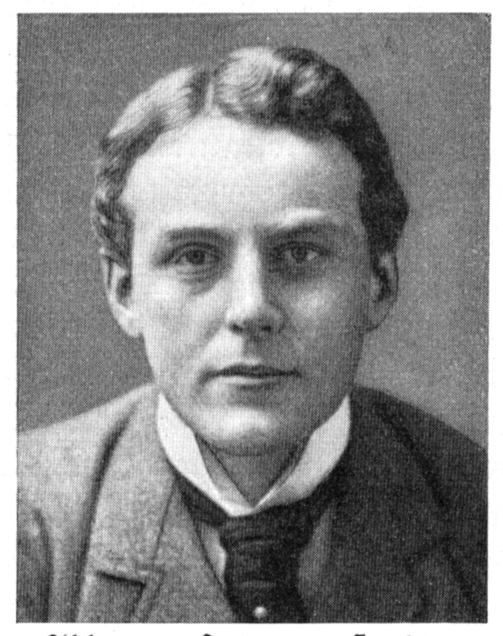


Abb. 172. Jude aus England
Wie Abb. 171 „Philisterschlag". Vorwiegend nordisch oder starker nordischer Einschlag

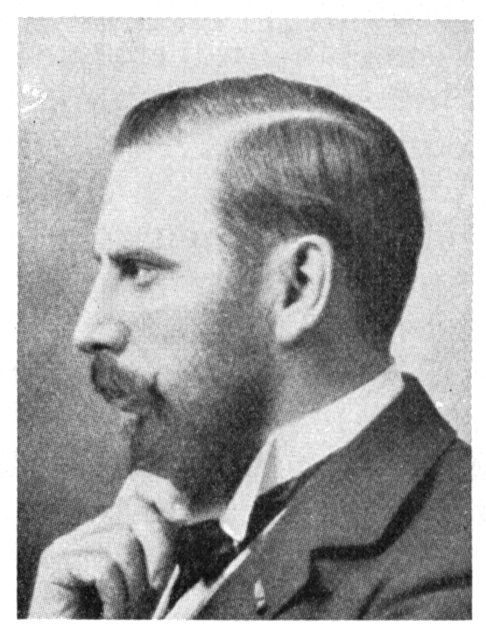


Abb. 173. Jude aus Belgien
Charles Samuel, geb. 1862, Bildhauer
Anscheinend vorwiegend nordisch

Juden hassen nach Katharina Zitelmann die „weißen", weil sie sich wegen ihrer Rasse von diesen verachtet fühlen.[1]

Auf Vermischungen in Indien läßt sich dieser nordische Einschlag der „weißen Juden" in Kotschin nicht zurückführen, denn die nordischen Inder, die Bluterben der Einwanderer indogermanischer Sprache, waren zur Zeit der Niederlassung dieser Juden schon nahezu ausgestorben. Auch scheinen diese Juden sich wenig mit den indischen Eingeborenen vermischt zu haben.

[1] Katharina Zitelmann, Als die Welt noch offen war, 1916 (?), S. 249 ff.



Abb. 174. Deutschland. Vater jüdisch, Mutter niedersächsisch. Helene Meyer, Olympiasiegerin im Fechten 1928. Vorwiegend nordisch*

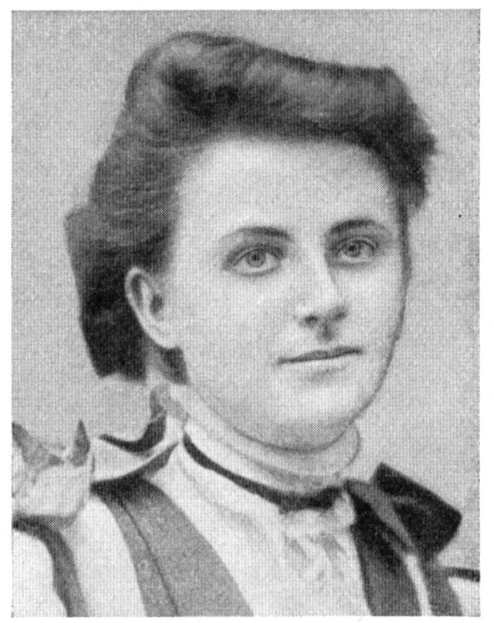


Abb. 175. Jüdin aus England
Vorwiegend nordisch
(Aufn. Salaman)



Abb. 176. Ungarn. Angeblich Jüdin, „Schönheitskönigin 1929". Haare blond, Augen blau. Vorwiegend nordisch

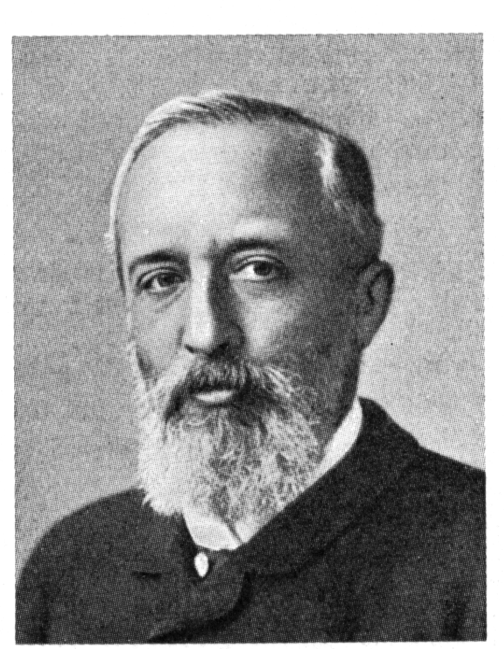
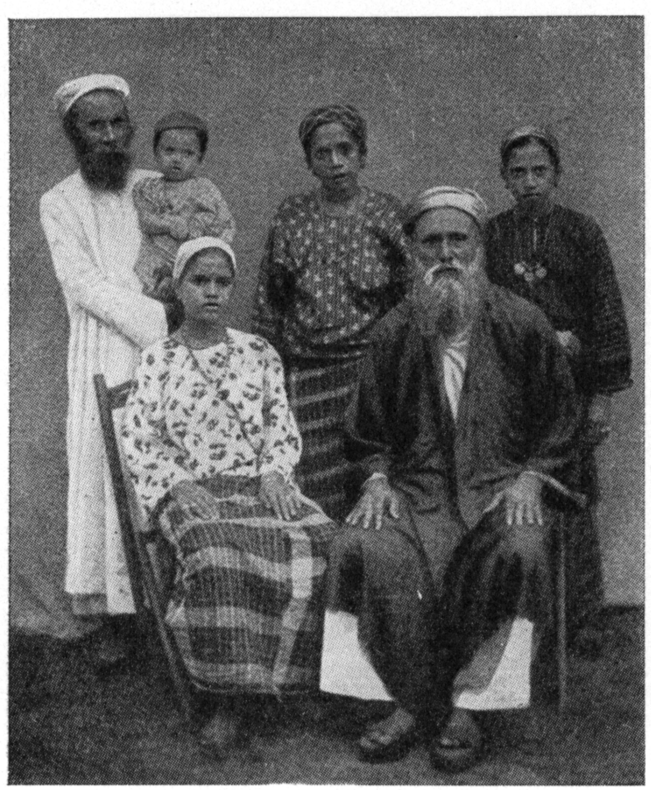


Abb. 177. Jude aus Deutschland
Hermann Levi, 1839—1900, Bayreuther Wagnerdirigent, Tonsetzer
Nordisch-vorderasiatisch

Sie haben wohl eine kleine Anzahl Eingeborener zum mosaischen Glauben bekehrt, deren Nachkommen die sog. schwarzen Juden Kotschins sind. Eine Blutsgemeinschaft ist aus den beiden Gruppen mosaischen Glaubens nicht entstanden, weswegen man die schwarzen Juden Kotschins nicht zum jüdischen Gesamtvolke zählen darf, ebensowenig wie die „schwarzen Juden" Abessiniens, die heute an Zahl nur noch geringen Falaschen.[1] —

* „Jüdische", am ehesten orientalische Züge, auf anderen Bildern um Nasenspitze und Mund erkennbar.

[1] Rathgens, Die Juden in Abessinien, 1921.



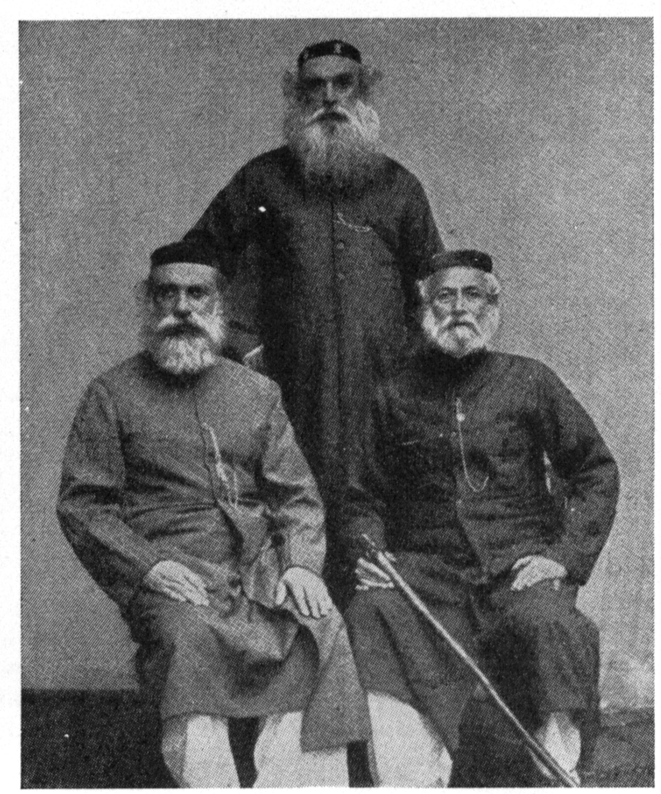


Abb. 178 Abb. 179

Rabbiner der weißen Juden in Kotschin

Der Sitzende anscheinend mit morgenländisch-palästinischen Zügen, die übrigen an indische Menschenschläge erinnernd.

Bei den Sitzenden, weniger bei dem Stehenden, läßt sich ein nordischer Einschlag vermuten

(Aus Kreppel, Juden)

Pruner-Bey hat einmal ausgeführt: „Ich habe Juden in mehreren Erdgebieten untersucht, und für mich ist es unbestreitbar, daß es hochblonde (très-blonds) gibt, die keine Mischlinge sind."[1] — „Mischlinge" (métis) im heutigen Sinne der Mendelschen Gesetze waren diese Juden gewiß; was Pruner-Bey mit diesem Satze behaupten wollte, war jedoch, daß es im jüdischen Volke seit alters her Blonde gebe, daß gerade die Blonden in außereuropäischen Judengruppen nicht neueren jüdisch-nichtjüdischen Mischehen zuzuschreiben seien.

[1] Pruner-Bey in der Sitzung vom 16. V. 61, Bulletin de la Société d'Anthropologie de Paris, Bd. II, 1861, S. 420.

VI. Die Anschauungen der Hebräer über Leibesschönheit

In mehreren meiner rassenkundlichen Bücher habe ich zu zeigen versucht, daß die Anschauungen eines Volkes über die leiblichen Züge des Schönen Menschen oder des Edlen Menschen, das Schönheitsbild eines Volkes, eine gewisse Aussage über die Rassenschichtung oder die Zusammensetzung des Rassengemisches dieses Volkes bedeuten; daß auch sehr oft bei Schwinden eines bestimmten Rasseneinschlags, also trotz dem Seltenwerden oder gerade wegen des Seltenwerdens eines bestimmten Menschenschlags die Züge eben dieses Menschenschlags als schön und edel gelten können. So wird der Mensch nordischer Rasse im Kreise der Völker indogermanischer Sprache bis in die Spätzeiten dieser Völker, die an nordischer Rasse verarmten Zeitabschnitte, hinein als schön und edel, die dem nordischen Menschen eigene Leibeshaltung und Bewegung auch von Menschen ganz anderer Art immer noch als vorbildlich angesehen.

Auch das Schönheitsbild des hebräischen Volkes und seiner frühmittelalterlichen Nachkommen, wie es sich aus den Schriften des Alten Testaments und des Talmuds etwa erkennen läßt, mag gewisse Schlüsse auf die Zusammensetzung des Rassengemisches der Hebräer zulassen, ebenso einzelne Erwähnungen leiblicher Merkmale, einzelne Stammesnamen und Eigennamen oder auch Bestimmungen über die Auslese der Priester nach gewissen leiblichen Merkmalen.

Die früheste Erwähnung eines Blonden im Alten Testamente scheint die des „rötlichen" ('admônî) Esau zu sein,[1] falls hier rötliches Haar und nicht eine rötliche Hautfarbe gemeint ist. Da eine rötliche Hautfarbe bei Neugeborenen durchaus nicht selten ist, Esau aber als besonders geartet bezeichnet werden soll, wird man eher an eine seltenere und daher auffallendere Haarfarbe denken müssen. I. Mose 36 zählt die Nachkommenschaft Esaus von seinem kanaanitischen und seinem hettitischen Weibe auf: von ihm stammen die Edomiter ab; deren Name von 'admônî „rötlich" abzuleiten ist.[2] Schon Beddoe hat die Frage aufgeworfen, ob man

[1] I. Mose 25, 25.

[2] Vgl. die Anmerkung über 'admônî in Kautzschs Übersetzung, Die Heilige Schrift des Alten Testaments, Bd. I, 1921, S. 51.

sich die Edomiter danach nicht als Blonde vorzustellen habe; der Gebrauch, Stammesnamen nach leiblichen Eigenheiten zu wählen, sei ja auch bei den Arabern nachzuweisen.[1] Judt[2] sieht die Edomiter als Blonde an.

Dubnow[3] erklärt den Namen Simson als „Sonnig" oder „Sonnenmann" und faßt Simson, wie das schon mehrfach geschehen ist, als einen Sonnenhelden, eine Sonnengestalt auf. Beer[4] hatte in Simson eine Gestalt gleich Herakles gesehen und in der Simsonsage „arischen" Einfluß, d. h. einen Einfluß aus dem Kreise der Völker indogermanischer Sprache und nordischer Rassenherkunft vermutet. Ist dem so, so wird man sich das Bild Simsons sowohl nach seiner völkergeschichtlichen Herkunft wie nach seinem Wesen als Sonnenheld als das eines Blonden vorstellen dürfen: nur blondes Haar vermag ja ein Sinnbild für die Sonnenstrahlen abzugeben.

Judt[5] gibt an, Saul sei wahrscheinlich rothaarig gewesen — ohne jedoch dafür Belege zu erbringen. Saul (etwa 1030—1011) war jedenfalls von sehr hohem Wuchs, „eines Hauptes länger denn alles Volk"[6] und galt als ein schöner Mensch: „Es war kein Feinerer unter den Kindern Israels" (1. Sam. 9, 2; 10, 23). Er war der Sohn eines Bauern, nicht eines Wanderhirten; man könnte bei ihm nach Herkunft und Körperhöhe einen Einschlag nordischer Rasse vermuten. Auch die seelischen Züge Sauls, soweit sie sich durch die späteren, ihm ungünstig gesinnten Berichte erkennen lassen, würden dem nicht widersprechen, und die Totenklage Davids um Saul und seine Söhne (2. Sam. 1, 17 ff.) ließe sich wohl einreihen in die Totenklagen um Helden nordischer Art, wie sie aus den Heldenzeitaltern der Völker indogermanischer Sprache bekannt sind.

Ist diese Totenklage wirklich von David verfaßt worden, so könnte sie aus dem Empfinden eines Menschen mit nordischem Einschlage hervorgegangen sein: David, Stammeskönig in Juda von etwa 1011—1004, König über das hebräische Gesamtvolk von etwa 1004 bis 972 v. Chr., wird von der Überlieferung[6] blond oder rötlich-blond (ʾadmônî) und schön genannt. Seine

[1] Beddoe, On the Physical Characteristics of the Jews, Transactions of the Ethnological Society of London, New Series, 1861, S. 222 ff.

[2] Judt, Die Juden als Rasse, 1903, S. 58.

[3] Dubnow, Weltgeschichte des jüdischen Volkes, Bd. I, 1925, S. 46.

[4] Beer, Die Bedeutung des Ariertums für die israelitisch-jüdische Kultur, 1927, S. 11.

[5] Judt, Die Juden als Rasse, 1903.

[6] 1. Samuel 16, 12 und 17, 42.

„schönen Augen“ werden hervorgehoben. Man hat dieses ’admônî „rötlich“ auf die Hautfarbe beziehen wollen, aber in der hebräischen Überlieferung findet sich nirgends eine Stelle, welche andeutet, daß ein Mensch mit „rötlicher“ Haut zugleich als „schön“ gelten konnte. Bezöge sich ’admônî nur auf die Gesichtshaut, so würde es in einer Bevölkerung, der die bräunliche Hautfarbe der orientalischen und der vorderasiatischen Rasse oder die rötlichbraune Hautfarbe der hamitischen Rasse nicht als etwas besonders Bemerkenswertes erscheinen konnte, nur die rosig-hellen Wangen andeuten können, wie sie Erbanlagen der nordischen Rasse entsprechen, denn die hellen Hautfarben, die innerhalb der orientalischen Rasse öfters auftreten, sind immer von einer matten oder blassen, nie von durchblutet-rosiger Helligkeit. Wahrscheinlich aber bezieht sich „rötlich“ auf die Haarfarbe. Nach Judt enthalten „biblische Legenden“ Andeutungen, daß sowohl David wie Jesus blond gewesen seien[1]; leider hat Judt die betreffenden Quellen nicht angeführt. Krauß[2] gibt an, daß Esther — eine von der babylonischen Göttin Ischtar abgeleitete Gestalt der späthebräischen Sage — vom Talmud zu den vier schönsten Frauen gerechnet worden sei und daß man sich ihr Haar wahrscheinlich blond vorgestellt habe.

Wenn man versucht, das Bild Davids durch eine Überlieferung hindurch zu erkennen, die ihn schließlich zum vorbildlichen Herrscher und vorbildlichen Frommen gemacht hat, so bleiben doch seelische Züge, die sich mit der Annahme eines Einschlags oder gar eines Vorwiegens nordischer Rasse vereinen ließen. David, „der eigentliche Begründer des israelitischen Reiches, der Israel und Juda verbunden hat“, war „ein Staatsmann, der geborene Herrscher“, zugleich „der größte König, den sein Volk je besessen hat“ — so nach Benzinger,[3] der David rauhes Kriegertum, hervorragende Tapferkeit, Scharfsinn und geistige Überlegenheit zuschreibt, dabei eine fesselnde Liebenswürdigkeit und zarte Empfindung, aber auch jene Leidenschaftlichkeit und — wie man aus abendländischem Empfinden hinzufügen wird — jene Verruchtheit, die sich zu dem „Uriasbrief“ fortreißen ließ.

Einen nordischen Einschlag hat man auch bei Absalom angenommen, dem Sohne Davids mit Maacha, der Tochter eines Königs von Gesur (2. Sam. 3, 3). Da von Absalom berichtet wird, sein reichliches Haar sei ungewöhnlich lang geworden,

[1] Judt, Die Juden als Rasse, 1903, S. 57.

[2] Krauß, Talmudische Archäologie, Bd. I, 1910, S. 702.

[3] Benzinger, Geschichte Israels bis auf die griechische Zeit, 1924, S. 49.

obgleich er es jährlich einmal abscheren ließ (2. Sam. 14, 26), und er habe sein Haar so lang wachsen lassen, daß er damit an einem Aste hängen blieb (2. Sam. 18, 9), als er unter einer Eiche durchritt, ließe sich bei Absalom ein nordischer Einschlag vermuten, denn das Haar der dunklen Rassen Palästinas wächst in der Regel nicht so lang, wie dies für Absalom anzunehmen ist. Unten (S. 170) wird erwähnt werden, daß sich Judt Absalom als Rothaarigen vorstellen wollte. Während goldrote bis rötlich-blonde Haarfarben zumeist noch zu denen der nordischen Rasse zu zählen sind, muß eigentlich fuchsrotes Haar als eine Erscheinung gelten, die (gleich dem Albinismus) innerhalb aller Rassen möglich ist (Rutilismus, Erythrismus). So würde die von Judt angenommene, leider nicht quellenmäßig belegte Rothaarigkeit kaum eine rassenkundliche Vermutung zulassen. Pruner-Bey wollte sich Absalom als Blonden vorstellen: ich vermute wegen des am ehesten bei der nordischen Rasse zu findenden Merkmals der Haarlänge. Er meinte, Absalom sei dem blonden Achilleus der Ilias zu vergleichen.[1]

Auch Absalom galt als „schön" und als fehlerlos vom Scheitel zur Sohle (2. Sam. 14, 25). Im folgenden wird zu untersuchen sein, ob auch sonst helle Haare und andere Merkmale nordischer Rasse den Hebräern überhaupt als „schön" erscheinen konnten.

Als ein Beispiel für die bei zunehmender Entnordung eines Volkes auftretende Blondfärbung dunklen Haares durch allerlei Färbemittel[2] läßt sich vielleicht ein Bericht des jüdischen Geschichtsschreibers Josephus über Salomos Bereiter anführen, ein Bericht allerdings, der aus der Zeit um 90 n. Chr. stammt und somit mehr als 1000 Jahre nach Salomos Königszeit niedergeschrieben worden ist. Josephus schildert die Reitknechte Salomos als eine ausgelesene Schar: „Den Pferden dienten auch die Bereiter zur Zierde, die in der blühendsten Jugend standen, an Wuchs und Höhe sich ansehnlich von allen jüngeren Leuten unterschieden, langes Haar trugen und in Gewänder von tyrischem Purpur gekleidet waren. Sie rieben ihr Haar täglich mit Goldstaub ein, so daß ihr ganzes Haupt strahlte, wenn die Sonne in dem Golde

[1] Pruner-Bey, Bulletin de la Société d'Anthropologie de Paris, Bd. II, 1861, Sitzung vom 16. Mai 1861: „Absalon, qu'on pourrait comparer au xanthos Achilleus".

[2] Beispiele aus der Geschichte der Völker indogermanischer Sprache habe ich in der „Rassenkunde Europas" (3. Aufl. 1929) und in der „Rassengeschichte des hellenischen und des römischen Volkes" (1928) gegeben.

erglänzte."[1] — Erinnert man sich daran, daß das Pferd durch Stämme überwiegend nordischer Rasse nach Vorderasien und Palästina gebracht worden war (vgl. S. 59 u. 127), die Israeliten das Pferd aber durch Vermittlung der Nachkommen solcher Stämme eben im Zeitabschnitt Salomos erst verwenden gelernt hatten, so liegt der Gedanke nicht fern, daß Salomo gerade junge Männer aus einer pferdehaltenden palästinischen Bevölkerung angeworben haben könnte, Männer aus einer Bevölkerung zugleich, die einen stärkeren nordischen Einschlag haben konnte. Das Beispiel einiger an sich schon blonder römischer Kaiser, die ihr Haar zur Erhöhung des Glanzes doch noch mit Goldstaub bestreuten, zeigt, daß man sich die von Josephus geschilderten Bereiter, zumal sie auch als besonders hochgewachsen gekennzeichnet werden, durchaus nicht als dunkelhaarige Menschen vorstellen müßte. Es ist aber möglich, daß Josephus einen Haarfärbegebrauch des ziemlich entnordeten späten Roms auf die Zeit Salomos übertragen hat.

Die Frage, welche rassischen Merkmale den Hebräern und ihren frühmittelalterlichen Nachkommen als „schön", welche als „häßlich" galten, die weitere Frage, ob außer dem Merkmal beträchtlicher Körperhöhe auch andere Merkmale der nordischen Rasse als „schön" gelten konnten, müßte sich nach Zeugnissen des Alten Testaments und später des Talmuds in befriedigender Weise lösen lassen, wenn diesen Schriften nur genügend Sinn für Schilderungen leiblicher Schönheit eigen wäre.[2]

Solche Schilderungen finden sich in ihnen aber kaum; die vorderasiatische Rassenseele im hebräischen Volkstum hat mit der ihr eigenen Neigung zur Abtötung der Sinne, des „Fleisches" (vgl. S. 33) Schilderungen leiblicher Schönheit mindestens in den höheren Dichtungsgattungen und Geschichtswerken unmöglich gemacht. Da, wo sich einmal solche Schilderungen finden, wie im Hohen Liede, sind sie nicht von der „interesselosen Anschauung" (Kant) eingegeben, wie sie etwa den großen hellenischen Künstlern eigen war, sondern verraten außer dem glutvollen Schönheitssinn der orientalischen Rasse mehr jene andere Möglichkeit der vorderasiatischen Rassenseele, das Versinken im Nur-Sinnlichen.

Die Verleiblichung des Schönen und des Guten (Tüchtigen)

[1] Josephus, Jüdische Altertümer (VIII 5, 3), übersetzt von Kaulen, 1883, S. 265.

[2] Ein Beispiel einer Haarfärbung zur Erreichung eines sonst nordischen Rassenmerkmals bei einem Volke semitischer Sprache erwähnt Sprenger, Mohammed, Bd. I, S. 409: Der schmächtig gebaute, weißhäutige Abu Bekr, der Vater der blonden Ajischa, färbte seinen ergrauenden Bart rot.

in menschlichen Geschlechtern, die Kalok'agatheia, war hellenisches Streben, die Rechtfertigung vor dem Sondergotte Jahwe hebräisches Streben. Diese Rechtfertigung aber konnte dem Frommen, der „das Fleisch" abtötete, viel eher zuteil werden als dem „Gottlosen", dessen Herz an Pflege und Schmuck des Leibes hing.[1] Eine solche Wertung alles Leiblichen als des zur Sünde ziehenden „Fleisches", dem auch der hebräische Abscheu vor leiblicher Nacktheit und damit bei Berührung mit der hellenischen Welt die Verabscheuung hellenischen Wesens entsprach — eine Wertung, die von den christlichen Kirchen aus dem Judentum und aus dem Glaubensleben anderer morgenländischer Völker überwiegend vorderasiatischer Rasse übernommen worden ist — hat die Entfaltung des Schönheitssinnes, wie er der orientalischen, hamitischen und nordischen Rasse in jeweils anderer Abwandlung eigen ist, innerhalb des hebräischen Schrifttums gehindert.

Zwar finden sich männliche und weibliche Gestalten des Alten Testaments als „schön" oder „lieblich" oder „fein" bezeichnet.[2] Sarah, Rebekka, Rahel, Joseph, Abigail werden wie Saul, David und Absalom als schön bezeichnet; außer in den oben schon betrachteten Fällen der drei zuletzt Genannten ist aber nicht überliefert, welche leiblichen Züge zu ihrer Schönheit hauptsächlich beigetragen haben mögen. Bei aller Empfänglichkeit einzelner Hebräer für Leibesschönheit konnte sich eine Schilderung solcher Schönheit aus den erwähnten Gründen im Schrifttum kaum durchsetzen: „Lug ist Anmut und ein vergänglicher Hauch die Schönheit; eine Frau, die Jahwe fürchtet, die soll man lieben" (Sprüche Salomos 31, 30), heißt es mindestens in der hebräischen Spätzeit, doch jedenfalls 200 v. Chr.[3] Um 180 v. Chr. mahnt Jesus Sirach (9, 8): „Wende dein Angesicht von schönen Frauen."

Eine Stelle der Sprüche Salomos (5, 19), wo eine schöne Frau mit einer Hindin und einem Reh verglichen wird, darf vielleicht als Anzeichen dafür aufgefaßt werden, daß dem Verfasser Schlankheit eine Bedingung zur Schönheit schien. Eine solche Vermutung legt auch der aramäische Name Tabitha „Gazelle" nahe, den ein jüdisches Mädchen (nach Apostelgeschichte 9, 36) trug. Im Talmud

---

[1] Vgl. Jewish Encyclopaedia, Bd. II, 1902 unter „Beautiful".

[2] Vgl. 1. Mose 12, 11 (Sarah); 39, 6 Joseph; 2. Mose 2, 2 (Moses); 1. Sam. 8, 16; 2. Sam. 1, 23 (Saul und Jonathan); 11, 2 (Bathseba); Sprüche Salomos 11, 16; 11, 22; Hohes Lied 6, 4.

[3] Diese Bestimmung der Abfassungszeit der „Sprüche" sowie anderer Bücher des Alten Testaments im folgenden nach Thomsen, Das Alte Testament. Seine Entstehung und seine Geschichte, 1918.

wird von einem starken Sichschnüren mancher Frauen berichtet.[1] Das würde ebenfalls für eine als vorbildlich geltende Schlankheit, zugleich für eine Ablehnung vorderasiatischer Beleibtheit sprechen. Doch konnte nach Krauß auch Beleibtheit als schön gelten, wie sich die Hochwertung der beleibten Frau bei allen morgenländischen und vielen afrikanischen Völkern findet (vgl. S. 100) und sich auch im Judentum unserer Zeit immer wieder durchsetzt; die Geschmackswahl mancher im Abendlande wohnender Juden wie die jüdischer Gruppen besonders in Tunis und Algier wendet sich der beleibten Frau zu.[2] In der arabischen Dichtung gilt die schlanke Frau mit massigen Hüften für schön.



Abb. 180. Jüdische Frau aus Tunis
Vorwiegend vorderasiatisch

Eine Stelle der Sprüche Salomos (6, 12) könnte andeuten, daß im hebräischen Volke Menschen mit schändlicher Gesinnung häufig irgendwelche als häßlich geltenden Mundformen aufwiesen, eine gleiche Vermutung ließe eine weitere Stelle der Sprüche (16, 30) zu, die von bösartigen Menschen redet, die mit den Lippen auf etwas hindeuten können, also doch wohl breitere oder wulstigere und zugleich beweglichere, jedenfalls nicht schmale, knapp anliegende Lippen besaßen. Das würde am ehesten gewisse vorderasiatische Lippen oder die eines Menschen mit negerischem Einschlag treffen. Daß eine gewisse Achtsamkeit auf die gegenseitige Beziehung zwischen seelischen Eigenschaften und leiblichen Merk-

[1] Krauß, Talmudische Archäologie, Bd. I, 1910, S. 245.
[2] Vgl. auch Joseph, Handbuch der Kosmetik, 1912, S. 62; ferner Volneys Angaben S. 152.

malen unter den Hebräern, wenigstens in der Zeit um 180 v. Chr., verbreitet war, könnte Jesus Sirach (19; 29, 30) bezeugen: „Am Aussehen erkennt man den Mann; und danach, wie dir die Persönlichkeit entgegentritt, erkennt man den Verständigen. Die Kleidung des Mannes und das Lachen der Zähne und der Gang eines Menschen geben kund, was es mit ihm für eine Bewandtnis hat."

Im 4. Klageliede über den Fall Jerusalems, das um 580 v. Chr. entstanden ist, findet sich eine rassenkundlich wichtige Stelle, wo das Aussehen der hebräischen Vornehmen dieses Zeitabschnitts geschildert ist oder doch mindestens das Wunschbild edlen Aussehens, das in der damaligen hebräischen Oberschicht noch galt: „Reiner waren ihre Edlen als Schnee, weißer als Milch, ihr Leib rosiger als Korallen." (Vers 7.) Dazu das Gegenbild: „Schwärzer als Ruß ist ihr Aussehen geworden." (Vers 8.) Man kann also die Geltung eines Schönheitsbildes mit nordischen Rassenzügen im hebräischen Volke noch deutlich bis ins 6. vorchristliche Jahrhundert verfolgen. Später verblaßt dieses Schönheitsbild so, daß es im Hohen Liede nur noch undeutlich einwirkt.

Das Hohe Lied, das etwa um 150 v. Chr. wohl aus verschiedenen Hochzeitsliedern zusammengestellt worden ist, wurde von den hebräischen Frommen, die es sonst anstößig gefunden hätten, als ein Sinnbild der Liebe Jahwes zu Israel aufgefaßt, ebenso wie später die christliche Kirche es als Sinnbild der Liebe Christi zur Menschenseele oder zur Kirche auffassen wollte. Das Lied oder die zusammengefaßten Lieder haben keine geistlichen Absichten, sondern wie ähnliche Lieder der alten Ägypter einen rein weltlichen Inhalt: die sinnliche Liebe zwischen Mann und Weib. Im Hohen Liede aber finden sich am ehesten Zeugnisse, die rassenkundlich verwertbar sind.

Das Hohe Lied schätzt eine beträchtliche Körperhöhe. Am Geliebten preist das Mädchen, daß er „überragt die Zehntausend" (5, 11); von der Geliebten singt der Mann: „Deine Länge ist gleich einem Palmbaum" (7, 7). Dieser Vergleich würde auf beträchtliche Körperhöhe wie auf Schlankheit deuten. Diese Wertschätzung hohen Wuchses, eines Merkmals, wie es im alten Palästina vor allem durch Erbanlagen der nordischen und der hamitischen Rasse verbreitet worden war, findet sich noch im Talmud (vgl. S. 171). Livi gibt an, von einigen Gestalten der hebräischen Geschichte, so von Moses, David und Jesus sei ein hoher Wuchs überliefert. Doch nennt Livi die Quellen hierfür nicht.[1]

Das liebende Mädchen sagt (1, 5) von sich selbst aus: „Ich bin braun und doch hübsch, ihr Töchter Jerusalems". — Da sie sich

[1] L. Livi, Gli Ebrei alla luce della statistica, Bd. I, 1918, S. 113.

geradezu „schwarz" nennt, muß sie damit eine auffallend dunkle Hautfarbe, ein dunkleres Braun meinen.[1] Jedenfalls geht aus dieser Stelle hervor, daß eine dunkle Hautfarbe die Schönheit beeinträchtige oder daß zur vollen Schönheit eigentlich eine helle Hautfarbe gehöre. An einer Stelle (7, 3) wird der Leib der Geliebten mit einem Weizenhaufen verglichen. Kautzsch bemerkt dazu, daß noch heute im Morgenlande diese Weizenfarbe — also ein helleres Braun — als schönste Hautfarbe gelte. Johannes von Damaskus schildert im 8. Jahrhundert n. Chr. nach ungeschichtlichen Überlieferungen Jesus als einen Menschen mit weizenfarbiger Gesichtshaut.

Der liebende Mann des Hohen Liedes, als „schön" bezeichnet, wird (5, 11) als „blank und rot" geschildert, was wohl auf die Hautfarbe zu beziehen ist, denn seine Haarfarbe wird im gleichen Verse für sich beschrieben. Wenn hiermit nicht die rosig-helle Haut der nordischen Rasse mit ihrem ausgesprochenen Wangenrot gemeint ist, so doch jedenfalls eine hellere Hautfarbe, wie sie für den Hebräer zum Bilde des schönen Menschen gehörte. Auch im Talmud erscheint eine helle Haut beim Weibe als etwas Begehrtes: „Wer seine Töchter weiß machen will, soll ihnen in den Entwicklungsjahren Milch zu trinken und junges Geflügel zu essen geben."[2] Es gab im Volke Israel nach Krauß[3] auch eine hellrote Schminke. Schminke, die rosig-helle Farben verleiht, findet sich noch heute bei verschiedenen inner- und ostasiatischen Völkern, denen in ihrer Frühgeschichte einmal ein nordischer Einschlag eigen war. Solche Schminke soll in der Regel die Hautfarbe einer in dem betreffenden Volke schwindenden oder geschwundenen Oberschicht nordischer Rasse nachahmen. Sollte das auch bei den Hebräern geschehen sein?

Die verbreitete Hautfarbe im hebräischen Volke muß jedenfalls ein helleres Braun gewesen sein, etwa so wie ein Rabbi sie um 120 n. Chr. beschrieben hat: „Die Söhne Israels sind wie Buchsbaumholz, weder schwarz noch weiß, sondern zwischen den beiden."[4]

Die Brustwarze der Frau wird nach Krauß (a. a. O. S. 702) im Talmud schwarz genannt, was anscheinend den dunkelbraunen Warzenhof der dunklen Rassen Altpalästinas bezeichnen soll. Ein-

[1] Kautzsch übersetzt dieses „schwarz" mit „braun", offenbar in Übereinstimmung mit dem festgestellten Sprachgebrauch. Er vermerkt in der Fußnote „eigentlich schwarz".

[2] Talmud, Keth. 95, angeführt nach Preuß, Biblisch-talmudische Medizin, 1911, S. 427.

[3] Krauß, Talmudische Archäologie, Bd. I, 1910, S. 239.

[4] Talmud, Neg. II 1, angeführt nach Jacobs, On the Racial Characteristics of the Modern Jews, Journal of the Anthrop. Institute, Bd. 15, 1886, S. 23 ff.

mal wird die Brustwarze einer Frau „silberfarben" genannt, was vielleicht den farbstofflosen, daher rosig-hell wirkenden Warzenhof bezeichnen soll, der nordischen Erbanlagen entspricht.

Die verbreitetste Haarfarbe muß ein Schwarz gewesen sein oder ein sehr dunkles Braun, das schon als „Schwarz" wirkte. Das hebräische Wort schâchôr „schwarz" ist sinngleich mit „Haar" und mit „Jugend", da eben das Haar der Jugendlichen in der Regel schwarz war oder erschien. Eine Bestimmung der Mose zugeschriebenen Gesetze[1] läßt wohl auch nur auf dunkle Haare als die üblichen schließen. Im Neuen Testamente zeigt eine Stelle, Matth. 5,36, niemand könne ein einziges Haar „schwarz oder weiß" machen, ebenfalls an, daß man im allgemeinen nur mit der dunklen Haarfarbe der Jugendlichen und der ergrauten oder weißen der Greise rechnete.

Das Haar des Geliebten im Hohen Liede wird im gleichen Verse (5, 11) einmal als blond, das andere Mal als schwarz geschildert: „Sein Haupt ist Gold und Feingold; seine Locken eine wallende Mähne, schwarz wie ein Rabe." — Kautzsch, der so übersetzt, hat sich über diese seltsame Angabe nicht geäußert.

Bei Hauser, Die Geschichte des Judentums (1921), findet sich (S. 29) die Vermutung, es handle sich hier um austauschbare Worte, die je nach der Haarfarbe des Bräutigams beim Vortrage des Liedes gewählt werden konnten. Kenner der hebräischen Verslehre (Metrik) könnten wohl entscheiden, ob eine solche Erklärung möglich ist. Bei der Körperhöhe des Geliebten und seiner anzunehmenden hellen Hautfarbe würde ja das blonde Haar rassenkundlich nicht verwunderlich sein.

Daß blondes Haar auch innerhalb fast durchweg dunkler morgenländischer Bevölkerungen gepriesen werden kann, mag die Wahl der blonden Ajischa[2] zur Lieblingsfrau Mohammeds andeuten, mehr noch ein Lied, das Musil bei dem Beduinenstamme der 'Amarin gehört hat und das beginnt mit den Worten: „O du Blondhaarige".[3]

Im Neuen Testamente (Markus 15,21) wird ein Jude, ein Sohn Simons von Kyrene, erwähnt, der den römischen Namen Rufus trägt, während sein Bruder den griechischen Namen Alexandros erhalten hatte. Bei den Römern wurde von zwei Verwandten gleichen Namens ein dunkler gerne niger „der Schwarze" zubenannt, ein blonder gerne rufus oder flavus.[4] Handelt es sich beim Sohne Si-

[1] 3. Mose 13; 3 und 30.

[2] Vgl. Bey Oghlu, Türkische Frauen, 1916, S. 11.

[3] Musil, Arabia Petraea, Bd. II, 1907, S. 201.

[4] Vgl. Günther, Rassengeschichte des hellenischen und des römischen Volkes, 1928, S. 91.

mons von Kyrene um Übernahme eines römischen Namens ohne Bezug auf die Haarfarbe des Namensträgers, oder handelt es sich um einen blonden Juden?



Abb. 181. Blonder Christus aus dem 3. Jahrh. (Nach Wilpert)

Die Überlieferungen, die Jesus als Blonden und Hochgewachsenen schildern (vgl. S. 161 u. 166), können keinen geschichtswissenschaftlichen Wert darstellen. Es ist immerhin auffällig — und schon Beddoe[1] hat gefragt, ob dabei nicht doch eine bestimmtere Überlieferung mitwirkte —, daß Jesus schon im frühen Mittelalter als Blonder dargestellt wird. Eine als Geschichtsquelle abzuweisende Schilderung des sog. Lentulus-Briefes nennt Jesus mittelgroß und schreibt ihm schlichtes, unterhalb der Ohren gekräuseltes Haupthaar zu von der Farbe der reifen Haselnuß, ferner zartrötliche Gesichtshaut, strahlende Augen und einen Bart von der Farbe des Haupthaars.[2] Wilpert, der in seinem Werke „Die römischen Mosaiken und Malereien" (1916) die Überlieferungen über die leiblichen Merkmale, welche Jesus zugeschrieben wurden (S. 1121), zusammenstellt, bringt (Tafel V) ein Jesusbild aus der Zeit Konstantins (286 oder 287—337), wohl das früheste, das Jesus als Blonden darstellt (Abb. 181).

Die dem Hohen Lied eigenen wiederholten Vergleiche des Haupthaares mit einer Herde von Ziegen (4, 1; 6, 4) und ebenso vielleicht eine Stelle bei Hesekiel (8, 3) mögen andeuten, daß dichtes Haar üblich war und zum Bilde des Schönen Menschen gehörte. Kahlheit wurde beim Weibe als etwas Schmachvolles angesehen, wie Jesaias 3, 24 zeigt, und setzte den Mann einer wohl nicht nur gelegentlichen Verspottung aus, wie ein Bericht des 8. Jahrhunderts v. Chr. (2. Könige 2; 23) bezeugen mag.

Rothaarige wurden als leidenschaftlich und verräterisch ange-

---

[1] Beddoe, On the Physical Characteristics of the Jews, Transactions of the Ethnol. Society of London, New Series, 1861, S. 232.

[2] Der oben erwähnte Johannes von Damaskus beschreibt Jesus etwa als vorwiegend vorderasiatisch: gekräuseltes Haar, starke Nase, schwarzer Bart, zusammengewachsene Brauen; Nicephorus Callisti etwa als vorderasiatisch-nordisch: hochgewachsen, bräunliches Haar, schwarze Brauen, blonden Bart, starke Nase, meerblaue ins Bräunliche spielende Augen, etwas rötliche Gesichtshaut. Die frühchristlichen Jesusbilder behandelt Künstle, Ikonographie der christlichen Kunst, Bd. I, 1928, S. 589 ff.; vgl. auch Detzel, Christliche Ikonographie, Bd. I, 1894, S. 75 ff., und Sauer, Die ältesten Christusbilder, 1920.

sehen. Die frühchristliche Überlieferung schildert Judas als Rothaarigen.[1] Judt schreibt — aber ohne Quellenangaben —, daß „der Legende zufolge" außer Judas auch Esau, Saul, Absalom und Maria Magdalena rothaarig gewesen seien.[2] Preuß berichtet in seinem eben genannten Werke, daß der Talmud die Rothaarigen als blutdürstig ansehe. Hier muß es sich um das bei vielen Völkern verbreitete Vorurteil gegen diejenige Rothaarigkeit handeln, die oben als Rutilismus oder Erythrismus erwähnt worden ist, kaum um die „Rötlichkeit" eines Davids, den die Überlieferung doch stets nur mit günstigen Augen zu sehen bestrebt und gewohnt war.

Zur Vorstellung männlicher Schönheit gehörte für den Hebräer ein Bart. Über dessen frühhebräische Form vgl. S. 72 und Abb. 116.

Von den Augen der Geliebten heißt es im Hohen Liede (7, 6), sie glichen den Teichen zu Hesbon. War das ein Vergleich mit der Farbe des Wassers dieser Teiche? — Buhl berichtet von einer „klaren und kühlen" Quelle nördlich der Stadt Hesban, auch von dort noch zu sehenden Resten von alten Teichen und Wasserleitungen.[3] Der Vergleich des Hohen Liedes betraf wahrscheinlich nicht die Farbe, sondern die Klarheit, die Ungetrübtheit beim Teiche hier, beim Auge dort. Musil hat in Arabien ein beduinisches Lied aufgeschrieben, das an diese Stelle des Hohen Liedes erinnert:

> „Ihr Auge gleicht einem Weiher im Talbette,
> bevor zu ihm kommen die zeitlichsten [frühesten] Tränker."[4]

Die ungetrübte Klarheit liegt auch hier dem Vergleich zugrunde. Obschon helle Augen, die auch heute bei den palästinischen Juden wie bei den Samaritanern und vor allem den Drusen unserer Zeit nicht selten sind, bei den Hebräern eher häufiger waren als etwa bei den heutigen Samaritanern, wurden dunkle Augen von den Hebräern doch nahezu als die Regel angesehen; wenigstens möchte man das aus den Bezeichnungen für Teile des Auges schließen: „Die einfache Anschauung unterscheidet an dem Augapfel das Weiße, lâbân, und das Schwarze, schâchôr".[5]

Die Nase der Geliebten wird im Hohen Liede (7, 6) verglichen mit dem „Libanonturm, der gen Damaskus schaut". Darf man daraus schließen, daß die große Nase der vorderasiatischen Rasse für den Hebräer zum Bilde des Schönen Menschen gehörte? — Abgelehnt wurden jedenfalls Nasen mit flacher Nasenwurzel. Daß

---

1 Vgl. Jewish Encyclopaedia unter „Hair".
2 Judt, Die Juden als Rasse, 1903, S. 58.
3 Buhl, Geographie des alten Palästinas, 1896, S. 123.
4 Musil, Arabia Petraea, Bd. III, 1908, S. 176.
5 Preuß, Biblisch-talmudische Medizin, 1911, S. 75.

es für solche Nasenformen bestimmte Bezeichnungen gab, zeigt an, daß ein Einschlag einer oder mehrerer flachnäsiger Rassen im hebräischen Volke sichtbar war; man wird dabei eher an Einschläge negerischer Rasse als innerasiatischer denken, daneben auch an Einschläge der im III. Abschnitt (S. 61) behandelten Zwergen-(Pygmäen-)Rasse, dann auch an gelegentliche krankhafte Erbanlagen. Männer mit solchen Nasen waren vom Priesteramte ausgeschlossen, widersprachen also zu sehr dem Bilde des schönen oder des edlen Hebräers. Nach dem Talmud hieß derjenige charûm, der „beide Augen in einem Zuge schminken kann", d. h. der beim Schminken der Wimpern, ohne durch die Nasenwurzel aufgehalten zu werden, den Schminkstift oder dergleichen, vom einen Auge zum anderen hinüberführen konnte. Auch die Bezeichnung salûd „Stülpnase" findet sich; auch der Träger einer so bezeichneten Nase durfte nicht Priester werden.[1] Ein Hebräer namens Charum — „Flachnase" — wird I. Chronika 4, 8 unter den Nachkommen Judas aufgezählt, einer namens Charumaph bei Nehemia 3, 10.

Zum Schönheitsbilde, wie die talmudischen Rabbiner es sahen, gehörte ein hoher Wuchs und eine gewisse Muskelstärke. In das Synedrion konnten nur Männer gewählt werden, die hochgewachsen waren. Eine Körperhöhe von etwa 1,76 Meter scheint als günstig oder vorbildlich angesehen worden zu sein. Das Haar sollte reichlich sein, die Augen groß. Im Talmud werden 147 Leibesmängel aufgezählt, die zum Priesteramte untauglich machten. Die Flachnäsigkeit ist schon erwähnt worden. Als ebenso entstellend oder häßlich galten u. a. wulstige Lippen — das Anzeichen eines negerischen Einschlags —, ein kurzer Hals, ein dicker Bauch, eine zu magere Gestalt und Plattfüße.[2]

Ein kugelrunder Kopf galt als häßlich. Er wurde von den Hebräern für ein Kennzeichen der Babylonier gehalten und seine Entstehung der Unkundigkeit babylonischer Hebammen zugeschrieben.[3] War das eine Ablehnung der vorderasiatischen Kopfform zugunsten der orientalischen? Krauß (a. a. O. S. 249) erwähnt jedoch, daß im Talmud einmal ein „schöner" Kopf im Gegensatz zu einem „länglichen" genannt werde.

Jesaias 3; 16—24 deutet an, in welcher Weise das hebräische Volk, besonders das weibliche Geschlecht, sich den Leib schmückte. Besonders beliebt scheint das Schminken von Wimpern und Augenbrauen mit Bleiglanz (Antimon) gewesen zu sein.[4]

[1] Vgl. Preuß, Biblisch-talmudische Medizin, 1911, S. 339.
[2] Nach Krauß, Talmudische Archäologie, Bd. I, 1910, S. 148 ff.
[3] Nach Preuß, Biblisch-talmudische Medizin, 1911, S. 238.
[4] Vgl. 2. Könige 9, 30; Jeremias 4, 30; Hesekiel 23, 40.

VII. Die Juden vom Zeitalter ihrer Zerstreuung bis zum 19. Jahrhundert

Nach dem Tode Salomos 933 v. Chr. war dessen Reich in zwei Teile zerfallen: das Nordreich Israel mit der Hauptstadt Jerusalem und das Südreich Juda mit der Hauptstadt Samaria. Das Nordreich fiel im Jahre 722 durch die Assyrer unter Sargon II. und wurde zur assyrischen Provinz Samaria. Sargon nahm die Wohlhabenderen der Hebräer, nach seiner Angabe 27290 Menschen, als Gefangene mit sich nach Mesopotamien und Medien. Er verpflanzte an ihrer Stelle Aramäer, Babylonier, Kuthäer und Teile anderer Stämme seines Reiches, im ganzen wohl zumeist Menschen überwiegend vorderasiatischer Rasse, in das Gebiet des ehemaligen Reiches Israel. Dort waren so viele Hebräer zurückgeblieben, daß diese im Jahre 720 v. Chr., verbunden mit assyrischen Untertanen in Damaskus, Nordphoinikien und Hamath einen Aufstand gegen Assyrien versuchen konnten; dieser wurde aber bald unterdrückt.



Abb. 182. Jüdische Gefangene um 700 v. Chr. bei der Fronarbeit unter Sennacherib; Steinbildwerk aus Kujundschuk (Kleinasien, westl. Angora) Vorderasiatisch-orientalische Menschen

Das Südreich Juda erlag im Jahre 597 v. Chr. den chaldäischen, aramäischen, edomitischen und ammonitischen Kriegern, die Nabu-kuduri-ussur (Nebukadnezar), der babylonische König (605—562), vorausgeschickt hatte, ehe er selbst heranzog, Jerusalem belagerte und einnahm. Der letzte jüdische König und mit ihm die angesehensten und reichsten Judäer wurden gefangen nach Babylon abgeführt. Nabu-kuduri-ussur setzte Zidkijahu (Zedekia), den Sohn Josias, eines früheren Königs von Juda (637—607) zum Statthalter ein. Dieser ließ sich von den Ägyptern zum Aufstand verleiten. 587 wurde Jerusalem von neuem belagert und eingenommen. Zidkijahu und seine Söhne und mit ihnen der größte Teil der Bevölkerung Jerusalems und anscheinend Teile der übrigen Bevölkerung Judas wurden nach Babylonien verschleppt. Die Zurückgebliebenen, meist der Unterschicht des Volkes angehörig, wurden chaldäischen Beamten

unter einem Statthalter Gedalja unterstellt. Als dieser von einem Judäer ermordet worden war, fürchteten viele Judäer einen neuen Rachezug Nabu-kuduri-ussurs und flohen nach Ägypten, wo sie sich nahe der Grenze in Tachpanhes ansiedelten. Anscheinend fanden 582 oder 581 neue Aufstände jüdischer Scharen statt, denn in dieser Zeit wurden weitere Judäer nach Babylonien abgeführt.

In das eroberte judäische Land zogen von Norden her Reste der hebräischen Bevölkerung des ehemaligen Reiches Israel ein, von Osten Ammoniter, von Süden Kalebiter und Jerachmeeliter — Stämme also, die den alten Hebräern rassisch sehr ähnlich gewesen sein müssen, höchstens daß sie einen stärkeren Einschlag orientalischer Rasse bewahrt hatten.

Im Jahre 539 v. Chr. stürzte der Perserkönig Kurasch (Kyros) die babylonische Macht und erlaubte 538 den Hebräern die Rückkehr in ihre Heimat und die Wiedererrichtung des Tempels zu Jerusalem. Nicht wenige Hebräer, anscheinend gerade die im babylonischen Handel reich gewordenen, blieben in Babylon zurück, wo sich eine einflußreiche hebräische Gemeinde noch lange erhielt und von wo aus die nach Palästina zurückgekehrten Juden wiederholt Geldspenden erhielten. Die meisten aber, unter ihnen die frömmsten Hebräer, zogen nach Juda und Jerusalem zurück. Ihnen mögen einige Ehefrauen babylonischer Herkunft gefolgt sein; im ganzen wird die Vermischung mit Babyloniern gering gewesen sein. Rassisch würde sie eine geringe Verstärkung des vorderasiatischen Einschlags im Judentum bedeutet haben. Schwierigkeiten entstanden mit der dort ansässigen Bevölkerung, der diese Rückwanderer unwillkommen waren, zumal diese sich in Glaubensdingen gegen die übrige Bevölkerung als Menschen besonderer Frömmigkeit abzuschließen versuchten und sich darum auch den in Israel verbliebenen Resten hebräischer Bevölkerung verhaßt machten. Die Häupter der vornehmsten zurückgewanderten Geschlechter übernahmen unter Aufsicht des persischen Statthalters als „die Ältesten" die Leitung der hebräischen Angelegenheiten. Schließlich verminderte sich der Gegensatz zwischen Altansässigen und Rückgekehrten, ja die Verbindungen zwischen hebräischen Jahwedienern und fremdstämmigen Andersgläubigen mehrten sich und wurden zur Gefahr für den Bestand des Glaubens und des Volkstums.

a) Nehemia und Esra

Da griff **Nehemia** ein, ein vornehmer und reicher Hebräer, der 445 als neu ernannter Statthalter in Jerusalem eintraf. Er

ließ binnen 52 Tagen die Mauern Jerusalems wieder errichten trotz allem Widerstand Andersgläubiger und eigener Volksgenossen. Er berief eine Volksversammlung, ließ diese Gesetze aufsetzen und beschwören. Dabei wurde außer einer Reihe Gebote und Verbote auch das Verbot ausgesprochen, daß hebräische Volksgenossen sich mit Andersgläubigen verschwägerten: „In jenen Tagen sah ich auch, daß die Juden asdoditische, ammonitische, moabitische Frauen geheiratet hatten. Von deren Kindern sprach die Hälfte asdoditisch und verstand nicht mehr jüdisch zu reden oder gemäß der Sprache jedes einzelnen Volkes. Da erhob ich Klage gegen sie und verfluchte sie; einige von ihnen schlug ich und zauste sie bei den Haaren. Und ich beschwor sie bei Gott: Ihr sollt doch eure Töchter nicht ihren Söhnen geben, noch von ihren Töchtern euren Söhnen und euch Frauen nehmen!" (Nehemia 13, 23—25).

Das Werk Nehemias setzte der Priester Esra fort, der im Jahre 433 die Erlaubnis erhielt, eine Schar von etwa 1750 Hebräern von Babylonien nach Jerusalem zu führen. Esra hatte zum Teil auf Grund früherer hebräischer Gesetze neue Gesetzesvorschriften zu einem Buch der „Thora Moses" zusammengestellt, das ihm als die richtige Grundlage für eine Erneuerung des palästinischen Hebräertums erschien. Esra fand die Zustände in Palästina befriedigend bis auf die immer noch häufigen Mischehen mit Andersgläubigen. Es gelingt ihm, eine Volksversammlung zur Annahme strengster Maßregeln zu bewegen: alle fremdstämmigen Weiber und deren Kinder sollen verstoßen werden (Esra 9; 10—12; 10, 3). Der Abschnitt Esra 10; 18—44 zählt alle diejenigen Priester auf, die fremdstämmige Weiber genommen hatten und sie nun gleich den übrigen fremdstämmig verschwägerten Hebräern verstoßen mußten. Diese Ereignisse führten zur Abtrennung der Samaritaner von den hebräischen Jahwegläubigen (vgl. S. 154).

Von Esras Wirken geht auch diejenige Wendung im hebräischen Glaubensleben aus, die zu einem starren Gesetzesglauben führte: zu den vielen Reinigungs- und Opfergesetzen, zu Glaubensvorschriften, welche die alltäglichen Verrichtungen in Beziehung zu Rechtfertigung oder Sünde brachten. Hieraus konnten sich die Spitzfindigkeiten der „Schriftgelehrten" entwickeln und das niederdrückende Sündergefühl entstehen, das fortan viele fromme Hebräer quälte.

Man wird in dieser Wendung eine Auswirkung der orientalischen Rassenseele im Hebräertum erkennen dürfen, denn für das Glaubensleben überwiegend orientalischer Stämme scheint ja, wie auch der Islam zeigen kann, die Neigung kennzeichnend zu

sein, die strenge und „wörtliche" Einhaltung von Glaubensvorschriften als Hauptbedingung zur Frömmigkeit aufzufassen, wie überhaupt die Verehrung des als geoffenbart angesehenen „Wortes" in seiner unangetasteten überlieferten Form die orientalische Rasse ebenso zu kennzeichnen scheint, wie das „Auslegen" des „Wortes" die vorderasiatische Rassenseele. Die Pharisäer gaben dann dem jüdischen Gesetzesglauben die letzte fortdauernde Prägung. Ihnen wurde die Frömmigkeit eine zu übende geistige Fertigkeit, ein „Studium und eine Kunst; sie mußte schulmäßig gelernt und virtuos betrieben werden".[1]

Esras Wirken hat die rassenkundlich bedeutsame Folge gehabt, dem Hebräertum die Richtung zum blutmäßigen Abschluß von anderen Völkern zu geben. Die Verstoßung der fremdstämmigen Weiber und ihrer Kinder wurde als eine „Reinigung" des Volkes angesehen (vgl. Nehemia 13, 30), die fremden Völker galten immer mehr als „unrein" (vgl. Esra 8, 11), als Völker, mit denen die Hebräer ihren „heiligen Samen" nicht „gemein machen" sollten (Esra 9, 2). Diese Abschließung der Hebräer und diese Furcht vor „Verunreinigung" war zunächst nicht blutmäßig gedacht, denn die andersgläubigen palästinischen Stämme standen ihrer Rassenzusammensetzung nach den Hebräern nahe; die Abschließung entsprang zunächst der Furcht vor der Auflösung des Jahweglaubens und des Volkstums. Im Laufe der Zeit und wahrscheinlich je mehr sich nun die Hebräer in den Ländern Vorderasiens und Nordostafrikas, später des ganzen Mittelmeerbeckens, zerstreuten und dabei unter Bevölkerungen anderer Rassenzusammensetzung leben mußten, wurde aus der Volkstums- und Glaubensabschließung so etwas wie die blutmäßige Abschließung eines bestimmten Rassengemisches. Zwar wurden noch bis etwa zum Jahre 1000 n. Chr. einzelne und ganze Gruppen Fremdstämmiger, die zum mosaischen Glauben übergetreten waren, in die Blutgemeinschaft aufgenommen, aber die Abschließung des Hebräertums muß doch von Nehemias und Esras Zeit an nicht nur strenger gewesen sein als die anderer morgenländischer Völker, sondern ihr muß von Anfang an eine gewisse Neigung zur Abwehr fremden Blutes eigen gewesen sein. Schon Esra scheint sich ja nicht mit der Aussicht begnügt zu haben, die fremdstämmigen Weiber und deren Kinder gänzlich für den Jahwedienst zu gewinnen. Schon er scheint doch irgendwie den rassenseelischen Anlagen dieser fremdstämmigen Weiber mißtraut zu haben. Bei der

[1] Wellhausen, Israelitisch-Jüdische Religion, Kultur der Gegenwart, Teil I, Abt. IV, 1, 1909.

Dunkelheit der geschichtlichen Überlieferungen werden sich der eigentliche Sinn und die Absichten der Gesetze Esras und Nehemias kaum genügend erkennen lassen. Die Neigung aber zu einer Abschließung des Hebräertums nicht nur dem Glauben, sondern auch dem Blute nach ist in der Geschichte des palästinischen Hebräertums und des abendländischen Judentums seit Esra zu verfolgen.

Seit dem Zeitabschnitt Nehemias und Esras läßt sich im Hebräertum auch eine auffällige Steigerung des Sündengefühls erkennen — eines Sündengefühls, das sich im Glaubensleben der Völker überwiegend vorderasiatischer Rasse immer wieder regt und sich auch im entnordeten und stark vorderasiatisch vermischten späten Hellenentum ausbreitet.[1] — Die Überzeugung breitet sich aus, die früher (1. Mose 8, 21) auch schon ausgesprochen worden war, jetzt aber erst besonders betont wird, daß die Gesinnung des Menschen „böse von Jugend auf" sei. Jetzt wird gelehrt, der Mensch sei aus „sündlichem Samen gezeugt" und „in Sünden empfangen" (Psalm 51, 7), alle seien auf Irrwegen, keiner tue Gutes, auch nicht einer (Psalm 14, 3). Um 250 v. Chr. fragt Hiob (14, 4): „Wer will einen Reinen finden bei denen, da keiner rein ist?" — Ein Gefühl der Unreinheit der Menschen breitet sich aus, die Überzeugung, dem Menschen sei als etwas Ererbtes und Weitervererbliches die „Sünde" eingeboren, die „Erbsünde". Die Auffassung des menschlichen Leibes als des zur „Sünde" ziehenden „Fleisches" (vgl. S. 33) verbindet sich mit diesen Anschauungen — Anschauungen, die dem frühen Hebräertum in dieser Steigerung fremd gewesen waren (vgl. 5. Mose 4, 7—11).

Man wird gegenüber solchen Lehren — die von den christlichen Kirchen aufgenommen, von einem Goethe durch Annahme einer „Erbtugend" abgewiesen wurden — zu der Frage gedrängt, ob ein Volkstum, das so empfindet, sich etwa als blutmäßig fragwürdig erschienen sein müsse, als eine Gemeinschaft, die als Ganzes in ihrem Bluterbe irgendwelche sittlichen Widersprüche kreisen fühlte. Mit den Vorstellungen von der „Erbsünde" scheint ja die Überzeugung verbunden gewesen zu sein, diese Sünde komme nicht so sehr dem einzelnen, vielmehr der ganzen Blutsgemeinschaft zu. Jedenfalls hat sich die Empfindung einer auf einem ganzen Volke lastenden „Sünde" in der Geschichte nur bei den späten palästinischen Hebräern — und auch bei diesen nicht

[1] Vgl. Kynast, Apollon und Dionysos. Nordisches und Unnordisches innerhalb der Religion der Griechen, 1927; und Günther, Rassengeschichte des hellenischen und des römischen Volkes, 1928.

unwidersprochen (vgl. Jeremia 31, 29; Hesekiel 18, 1) — ausbreiten können. Sollte zu dieser Steigerung des Sündengefühls die Einsicht der Nehemiazeit beigetragen haben, daß sich das Volk durch Vermischung mit Fremdstämmigen in seinem Bluterbe „verunreinigt" habe? Sollten gewisse innere Spannungen und Widersprüche zwischen den einzelnen Rassenseelen im Hebräertum, vor allem zwischen denen der orientalischen und der vorderasiatischen Rasse, diese Empfindung der dem ganzen Volke erblich eigenen sittlichen Schlechtigkeit bewirkt haben? — Auch Hueppe vermutet: „Ein wirklich rassenreines Volk hätte gar kein Verständnis für die Lehre vom Baum der Erkenntnis und der verbotenen Frucht aufbringen können."[1] Die Juden erscheinen jedenfalls als ein Volk mit schlechtem Gewissen, wenn man sie mit den Persern, Hellenen, Römern und Germanen vergleicht, die ihnen gegenüber als Völker guten Gewissens erscheinen.[2]

Die Gesetzgebung Nehemias und Esras bewirkte den Zusammenschluß derjenigen Nachkommen des alten Hebräertums, von denen das heute über die Erde zerstreute Judentum ausgegangen ist. Entsprechend dem Sprachgebrauch des Alten und des Neuen Testaments (vgl. S. 88) soll auch im folgenden die Bezeichnung „Juden" an Stelle der Bezeichnung „Hebräer" treten. Esras Gesetze haben zur Bildung des Judentums beigetragen, wie es den späten Hellenen und Römern und fernerhin der abendländischen Welt erschienen ist.

Man darf sich die Nachkommen der alten Hebräer zur Zeit Esras an Zahl nicht so gering vorstellen, wie es nach den Berichten des Alten Testaments über den Untergang Israels und Judas und die Rückkehr aus Babylon erscheinen könnte. Hatte Israel bei seinem Falle eine Bevölkerung von mindestens 150000 Einwohnern, Juda bei seinem Falle eine von mindestens 100000 — so nach Petries Schätzungen —, so war doch nur etwa ein Sechstel der Bevölkerung Israels und etwa ein Dreißigstel der Bevölkerung Judas nach Babylonien verschleppt worden.[3] Nach Aussagen der Schriftgelehrten, die nur diejenigen zum jüdischen Volke rechnen wollten, die „das Gesetz" bis auf den Wortlaut kannten, erscheint

[1] Hueppe im Handwörterbuch der sozialen Hygiene, Bd. I, 1925, S. 30.

[2] Echt jüdisch berühren Ausführungen wie diese aus dem „Evangelischen Bund" (Heft 6, Jahrg. 1928): „Gott wird weder im Wettersturm noch im Anschauen des ruhig gestirnten Himmels, weder in der Freude noch im Leid erlebt, sondern einzig und allein in der Tatsache, daß das Sündenbewußtsein in einem Menschen aufwacht und nicht mehr zur Ruhe kommt."

[3] Vgl. Petrie, Egypt and Israel, 1925, S. 83.

dieses Volk öfters an Zahl viel geringer, als es war. Petrie nimmt an, daß die Gesamtzahl der palästinischen Juden zur Zeit der Römerherrschaft ungefähr so groß war wie zur Zeit Salomos.

b) Die Zerstreuung

Im Jahre 333 wurde Alexandros der Große von Makedonien durch den Ausgang der Schlacht bei Issos auch Herr über Syrien und Palästina. Das hellenistische Zeitalter begann, in welchem aus ganz Vorderasien und den östlichen Mittelmeerländern ein einheitliches Verkehrsgebiet entstand, in welchem der um sich greifende weltbürgerliche Geist eine allgemeine Freizügigkeit zuließ ebenso wie allerlei Völker- und Rassenvermischungen. In diesen letzten Jahrhunderten vor Beginn unserer Zeitrechnung begann die weite Ausbreitung des jüdischen Volkes erst über die hellenistische Völker- und Staatenwelt, dann über das ganze Weltreich der Römer. Wie die Handelsmöglichkeiten im hellenistisch-römischen Zeitabschnitt eben Menschen vorwiegend vorderasiatischer Rasse anziehen mußten, wie syrische Kaufleute das römische Reich durchzogen, so verbreiteten sich nun auch die Juden.

Auf die Juden in Babylon ist schon S. 173 verwiesen worden. Von Babylonien aus scheinen die Juden schon frühzeitig nach Armenien und in die anderen Kaukasusländer vorgedrungen zu sein, wo sie im 2. Jahrhundert v. Chr. anscheinend schon ziemlich zahlreich waren. In der Zeit der Diadochen des makedonischen Reiches bildeten sich jüdische Gemeinden in Syrien und Antiochien, in Ägypten und in der Kyrenaika, dann auch in Griechenland selbst. Pergamon, Ephesos, Cäsarea und vor allem Alexandria erhielten jüdische Viertel. In der hellenistischen Zeit begann die freiwillige Auswanderung des jüdischen Kaufmanns in alle Welt, besonders nach Ägypten, später nach Rom und andererseits nach Babylonien — so führt auch Kaplun-Kogan aus.[1] Mommsen schildert in seiner „Römischen Geschichte", Bd. III, 1856, den verhängnisvollen Einfluß, den die Juden in der Hauptstadt Rom schon vor Caesars Zeit ausübten. Cicero (106—43 v. Chr.) verrät in seiner Rede „Pro Flacco" (28) die Stärke des jüdischen Einflusses in Rom. Einige der römischen Kaiser waren Judenfreunde, andere Judengegner. Nero begünstigte Syrer und Juden, die Völker, denen Cicero angeborenen Knechtssinn zugeschrieben hatte.[2]

[1] Kaplun-Kogan, Die Wanderbewegungen der Juden, 1913.

[2] Cicero, de prov. cons. V, 10: „Judæi et Syri nationes natæ servituti".

Wie weit die Juden schon zu Beginn unserer Zeitrechnung zerstreut waren, gibt der jüdische Philosoph Philo aus Alexandria, geboren im Jahre 20 v. Chr., in einem Briefe seiner „Botschaft an Gaius" an: „Ich bitte für mein Vaterland und zu seinen Gunsten, und ich glaube, wir dürfen sagen, daß Jerusalem die Hauptstadt sei nicht nur für Judäa, sondern für viele andere Orte; ich bitte für die jüdischen Kolonien, die von alters her in der Welt zerstreut sind, im Umkreise Ägyptens, in Phoinikien, in Syrien und Coelesyrien, weiter in Pamphilien, Kilikien und anderen Gegenden Asiens bis Bithynien und in den entlegensten Buchten des Schwarzen Meeres, in Europa in Thessalien, in Sizilien und Makedonien, in Ätolien, in Attika, in Argos und den Hauptorten des Peloponnesos. Die Festländer sind aber nicht allein mit jüdischen Kolonien überzogen, sondern auch die bekanntesten Hauptinseln wie Euböa, Zypern und Kreta, um nicht von den Ländern jenseits des Euphrats zu reden." Manfrin, der diese Stelle anführt, sagt aus, Philo habe damit nicht übertrieben.[1]

„Der berühmte Geograph Strabo, ein Zeitgenosse Christi, sagt, daß die Juden überall hingekommen seien, und es so leicht keinen Ort in der Welt gebe, wo sie keine Rolle spielten, und viele andere Schriftsteller, Inschriften und Papyri zeigen, daß seine Behauptung vollkommen zutrifft. Von den Gestaden der Krim und dem Inneren Asiens aus bis nach Spanien hin spann sich ein Netz von größeren oder kleineren Judengemeinden, die nicht bloß untereinander fest zusammenhielten, sondern auch mit Jerusalem in einem dauernden, geregelten Verkehr standen."[2] — In diesen Jahrhunderten der Zerstreuung bildete sich der feste Zusammenhalt zwischen den Juden aus, der es ihnen ermöglichte, ein Volk zu bleiben, obschon sie kein eigenes Staatsgebiet mehr besaßen. „Das Vaterland der Juden sind die übrigen Juden; daher kämpft er für sie, wie pro ara et focis, und keine Gemeinschaft auf Erden hält so fest zusammen wie diese." So hat Schopenhauer später das Eigenartige dieses Volkes ohne Staatsgebiet geschildert.[3]

Auf den Handelsstraßen, die von Mesopotamien ostwärts zogen, breiteten sich die Juden nach Persien, Indien und China aus. In China wanderten sie schon etwa zu Beginn unserer Zeitrechnung ein, gründeten in einigen Städten jüdische Gemeinden,

---

[1] Manfrin, Gli Ebrei sotto la dominazione Romana, Bd. I, 1888, S. 246.

[2] Willrich, Die Entstehung des Antisemitismus, 1921, S. 617 (Sonderdruck aus „Deutschlands Erneuerung").

[3] Schopenhauers Sämtliche Werke, herausgegeben von Frischeisen-Köhler, 7./8. Bd., 1921: Zur Rechtslehre und Politik, § 132, S. 240.

von denen sich diejenige in Kaifengfu (Honan) am längsten gehalten hat. Dort lebten im 9. Jahrhundert noch einige jüdische Familien, deren Nachkommen später zu Glauben und Sitten ihrer chinesischen Umwelt übergingen, sich mit den Chinesen vermischten, aber heute noch einige „jüdische" Merkmale aufweisen sollen.[1] Die Juden in Kotschin (Indien) sind schon S. 157 erwähnt worden, ebenso S. 158 die „Juden" in Abessinien, deren jüdische Vorfahren dorthin sicherlich schon vor Beginn unserer Zeitrechnung eingewandert sind. In Ägypten bestanden Judengemeinden schon seit dem 7. Jahrhundert v. Chr., so die S. 173 erwähnte in Tachpanhes, andere, von Jeremias (46, 17) erwähnte, in Migdol und Noph, andere, von Hesekiel (30, 14—18) genannte, in Memphis und Pathros[2] und anderen Orten. Die Nachkommen der von Palästina und Syrien und von Mesopotamien sich ausbreitenden Juden, die im 2. Jahrhundert v. Chr. in den Kaukasusländern nachzuweisen sind, müssen schon gegen Ende des 1. Jahrhunderts n. Chr. heutige südrussische Gebiete erreicht haben, wo zu dieser Zeit schon viele Judengemeinden bestanden.

v. Harnack schätzt die Gesamtzahl der Juden zu Beginn unserer Zeitrechnung auf 4—4½ Millionen, die Zahl der Juden in Ägypten auf 1 Million, der Juden in Syrien auf mehr als 1 Million, der in Palästina auf 500000. Er nimmt an, die Juden hätten zur Zeit des Kaisers Augustus 7% der Gesamtbevölkerung des Römischen Reiches ausgemacht. Für alle Einzelheiten ist auf diese Ausführungen v. Harnacks und die von ihm angegebenen Schriften zu verweisen.[3]

Mit der Zerstreuung der Juden beginnt nun auch ihre Rassengeschichte dunkler, die Rassengeschichte der in Palästina verbleibenden Juden zugleich minder wichtig für das Gesamtvolk zu werden, denn was sich in Palästina fortan vollzog, konnte die Auslese des Gesamtvolks nicht mehr wesentlich beeinflussen, vor allem nicht die Auslese der später von Südosteuropa ins Abendland einrückenden Juden. Erwähnenswert bleiben doch die inneren und äußeren Kämpfe des 2. und 1. vorchristlichen Jahrhunderts, deren Vorgänge zum Teil von den Makkabäerbüchern überliefert sind. Es kam damals zuerst zu einer entsetzlichen Ausmerze aller Juden,

---

[1] Vgl. Bonin, Rassenbiologische Verhältnisse Chinas, Archiv f. Rassen- und Gesellschaftsbiologie, Bd. 18, 1926, S. 189.

[2] Pathros = ägypt. Pe-to-res. Vgl. auch Hommel, Grundriß der Geographie und Geschichte des alten Orients, 1926, S. 960.

[3] v. Harnack, Mission und Ausbreitung des Christentums, Bd. I, 1923, S. 5—19, Bd. II, 1924, S. 947.

die sich nicht so gehässig von der hellenistischen Gedankenwelt abschlossen, wie die Strenggläubigen das voll Eiferwut (Fanatismus) forderten. Eduard Meyer schildert in seinem „Ursprung und Anfänge des Christentums" (Bd. II, 1925, S. 229 und S. 280 ff.), wie „brutal" die Strenggläubigen gegen die anderen Juden vorgingen, sie — Männer, Weiber und Kinder — ausrotteten und ihre Städte in großer Zahl zerstörten. Diesen Geist des wütenden Hasses verraten die gleichzeitig entstandenen Erzählungen von Esther und Judith. Für das palästinische Judentum bedeutet diese Zeit die Bildung einer Auslese von Menschen, die zu zähestem Glaubenseifer und schrankenloser Unduldsamkeit neigen; wer anders empfand, ging in diesem Zeitabschnitt unter mit seinen Nachkommen. Aber auch die gegnerische Seite erlitt in diesen Bürgerkriegen blutige Verluste; es mag zu einer gegenseitigen Ausrottung gerade der kriegerischsten Geschlechter gekommen sein. Diese blutigen Vorgänge hatten aber die Ansätze zu neuen jüdischen Staatsbildungen nicht gefördert; im Gegenteil: „Die jüdische Herrschaft war weit schlimmer und kulturfeindlicher als die ihrer Rivalen, der nabatäischen Araber, die, so verheerend sie zunächst das Land ausplünderten, sich dann doch der Kultur zugänglich erwiesen und die Entwicklung des Städtewesens gefördert haben" (Ed. Meyer a. a. O. S. 281). Die Vorgänge der Makkabäerkämpfe zeigen, „welchen Segen die Aufrichtung der römischen Herrschaft und die Beseitigung des jüdischen Raubstaats durch Pompejus gebracht hat" (Ed. Meyer). Im Kampfe erst gegen die hellenistischen Oberherren, dann gegen die Römer fielen wieder viele Juden kriegerischen Sinnes. Auf das Gesamtvolk und dessen Auslesevorgänge können aber die Ereignisse der zwei vorchristlichen Jahrhunderte in Palästina kaum noch eingewirkt haben. Man hat den Mangel an kriegerischem Sinn unter den Juden oft auf diese Ausmerze zurückführen wollen. Eine solche Annahme ist kaum zulässig. Dieser Mangel müßte aus Ausleseverhältnissen des Mittelalters erklärt werden. Das unkriegerische Wesen vieler Juden wird meist an deren Beteiligung an Kriegen nichtjüdischer Völker gemessen, während es eigentlich nur an der Stärke der Verteidigung eines eigenen jüdischen Staatsgebietes gemessen werden könnte.

Im folgenden soll nun die Ausbreitung der Juden nicht im einzelnen verfolgt werden. Wie aus obigen Angaben hervorgeht, waren die Juden schon weit nach Asien, Afrika und Europa vorgedrungen, ehe Judäa im Jahre 70 v. Chr. römische Provinz wurde und ehe Titus im Jahre 70 n. Chr. Jerusalem und den Tempel zerstört hatte. Die weitere Ausbreitung der Juden vollzog sich in der Hauptsache in zwei

großen Wanderbewegungen: die eine führte von Palästina über die Kaukasusländer und Kleinasien nach Südosteuropa, die andere von Palästina aus den Küsten des Mittelmeers entlang nach Westen. Hudson, A history of the Jews in Rome, 1884, sieht die Juden schon zu Beginn unserer Zeitrechnung in zwei große Gruppen geteilt: eine östliche, die Juden Babyloniens, Chaldäas, Assyriens und Persiens, und eine westliche, die Juden Palästinas, Ägyptens und der anderen Provinzen des römischen Reiches. Von diesen beiden Gruppen stammen einerseits die Aschkenasim, die Ostjuden, ab, andererseits die Sephardim, die Südjuden, welche beiden Gruppen noch eingehender behandelt werden müssen.[1]

Die Südjuden erreichten im Mittelalter, den Handelsstraßen folgend, allmählich die iberische Halbinsel und von Südfrankreich aus, der Rhône folgend, die Gegenden des Mittelrheins mit Frankfurt a. M. Schon im 3. Jahrhundert waren die Juden im Elsaß und in den rheinfränkischen Gegenden, wie heute noch, verhältnismäßig zahlreich. Die — angeblich und der Umgebung gegenüber — verhältnismäßig geringe Körperhöhe der deutschen Bevölkerung in und um Frankfurt a. M. hat man schon auf die Jahrhunderte lange stärkere Besiedlung dieses Gebiets durch Juden zurückführen wollen. Ein großer Teil der Südjuden Spaniens wurde 1492 ausgetrieben und flüchtete nach Nordafrika, in die Türkei und die östlichen Küstenländer des Mittelmeers zurück, auch nach Syrien und in die Städte Damaskus und Aleppo, wo diese Südjuden, „Spaniolen" genannt, sich mit der einheimischen jüdischen Bevölkerung vermischten.[2] Den Sephardim ist auch heute noch die Vielehe erlaubt, wenn sie unter Völkern leben, denen Vielehe gesetzlich gestattet ist. Den Aschkenasim ist die Vielehe im 11. Jahrhundert verboten worden. Die Aschkenasim unterscheiden sich von den Sephardim in der Aussprache des Hebräischen und in bestimmten gottesdienstlichen Gebräuchen.

Die Ostjuden, deren frühmittelalterliche Ausbreitung oben (S. 178) schon erwähnt worden ist, erreichten im 8. Jahrhundert die Halbinsel Krim, wo sich im 9. Jahrhundert die mosaische Sekte der Karäer ausbreitete; zu gleicher Zeit waren die Juden auch in Byzanz schon zahlreicher. Im 12. Jahrhundert wird eine an-

[1] Sephardim ist von Sepharad „Pyrenäenhalbinsel" abgeleitet, Aschkenasim von Aschkenas „Deutschland"; die ursprüngliche Bedeutung von Aschkenas geht aus der S. 142 betrachteten Völkertafel hervor. Im Französischen findet sich die Benennung Juifs portugais für die Sephardim, Juifs allemands für die Aschkenasim.

[2] Vgl. Weißenberg, Die syrischen Juden, anthropologisch betrachtet, Zeitschrift f. Ethnologie, Bd. 43, 1911, S. 81.

scheinend schon lange bestehende ununterbrochene Handelsstraße der Juden von Arabien und Abessinien über Ceylon und Lambri auf Sumatra bis China erwähnt,[1] von der aus wahrscheinlich Abzweigungen auch zu den Handelsstraßen der Juden Persiens und der Kaukasusländer führten.

Bei Vermischungen mit der einheimischen Bevölkerung Vorderasiens muß dauernd der Einschlag vorderasiatischer Rasse in

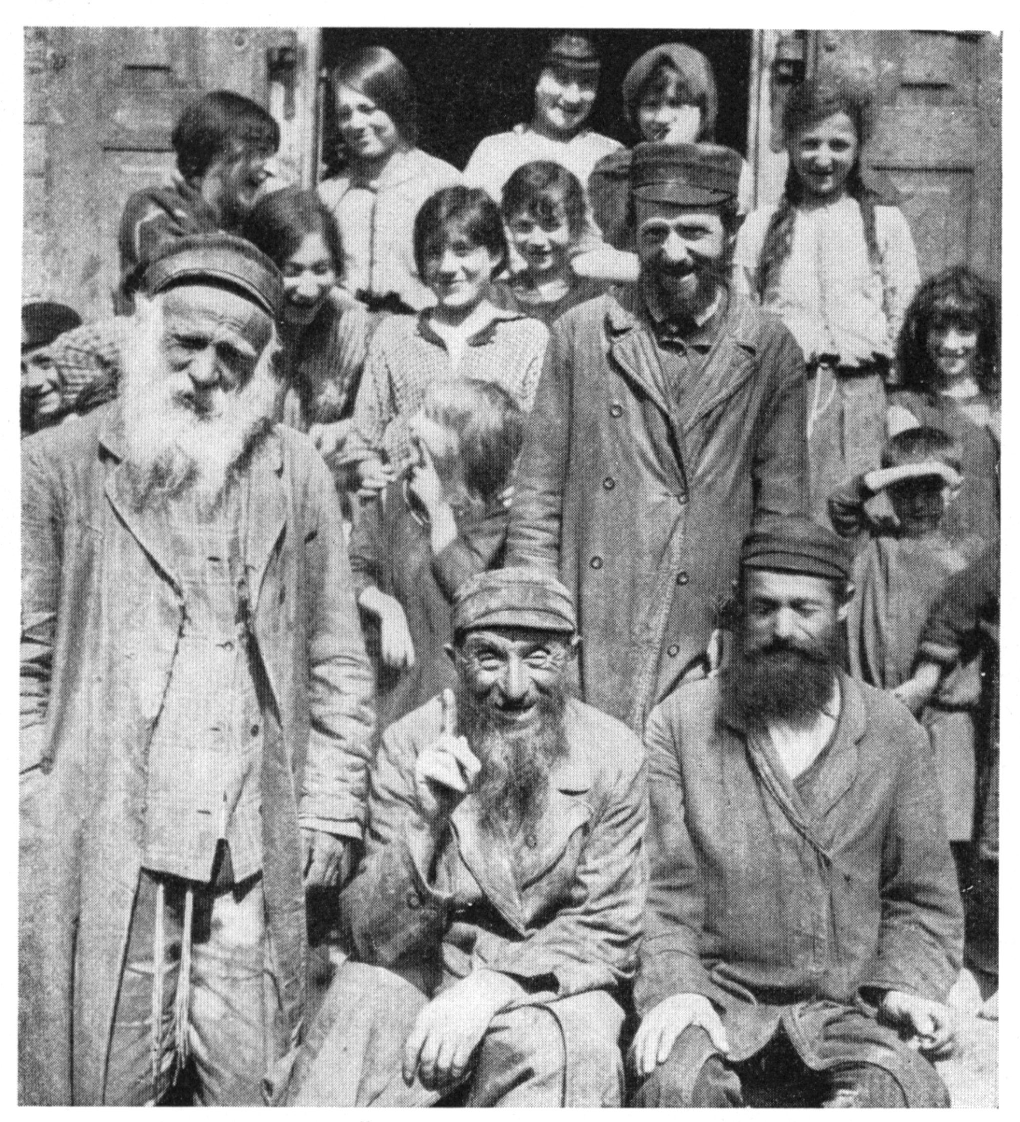


Abb. 183. Ostjuden aus Druskopol (Polen)

diesem ostjüdischen Zweige des Gesamtvolkes verstärkt worden sein. Das Ereignis aber, das für die rassische Zusammensetzung der Ostjuden besonders entscheidend wurde, ist die Vermischung mit Teilen des Volkes der Chasaren.

Die Chasaren, anscheinend ein Volk aus Bestandteilen der türkischen Völker Innerasiens und der osteuropäischen Völker finnisch-ugrischen Sprachstamms, hatten im 6. und 7. Jahrhundert n. Chr. am Unterlauf der Wolga und des Dons, am Nord-

[1] Vgl. Anthropos, Heft 4/6, 1923/24, S. 1082.

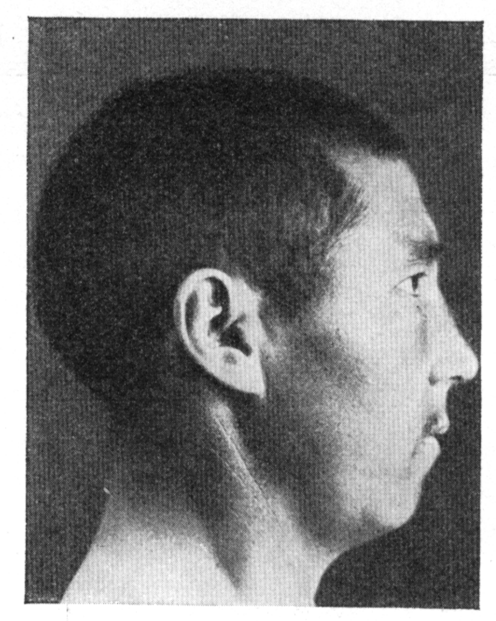
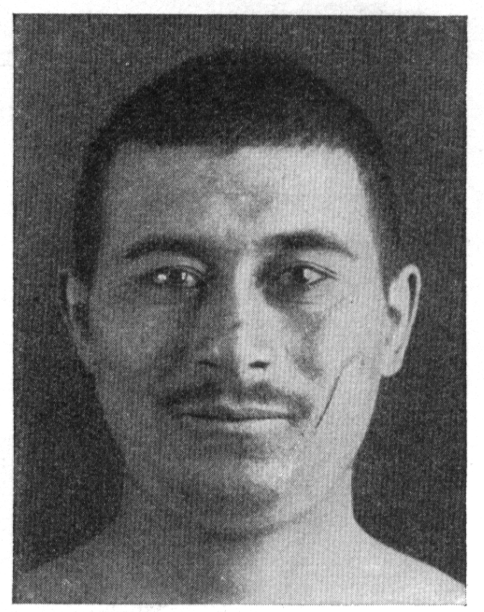



Abb. 184 a, b. K: 74,86; G: 93,01; A: grün-mischfarben
Vorwiegend innerasiatisch mit Einschlag des „Rjäsantypus“ und leichtem ostbaltischem und vorderasiatischem (Vorderansicht!) Einschlag?

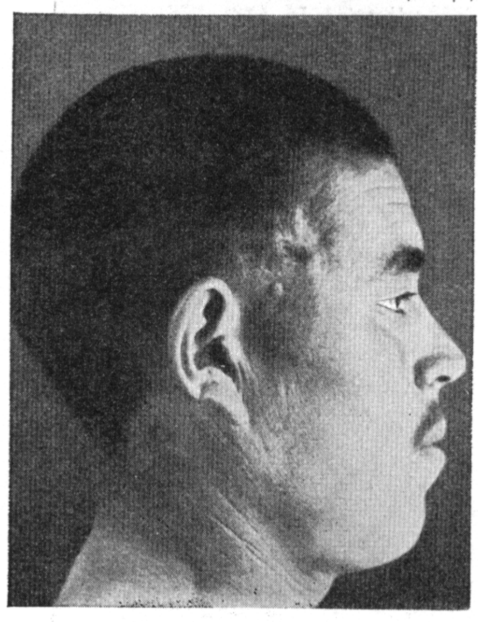
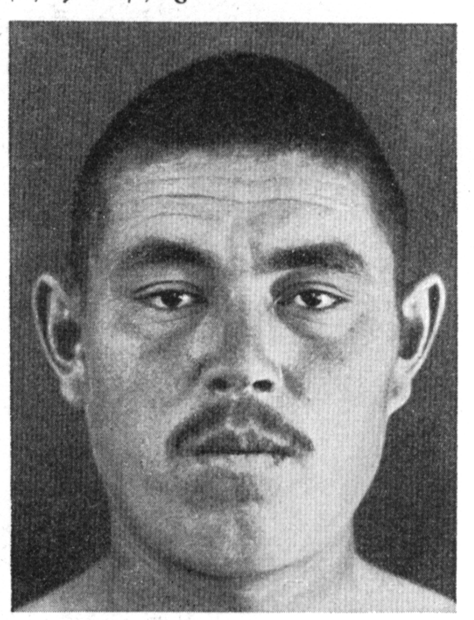



Abb. 185 a, b. K: 78,67; G: 90,71: A: grün-mischfarben
Vorwiegend innerasiatisch mit Einschlag des „Rjäsantypus“ und ostbaltischem Einschlag?
Baschkiren aus dem Bezirk Ufa. (Aus Wastl, Baschkiren, Archiv f. Rassenbilder)

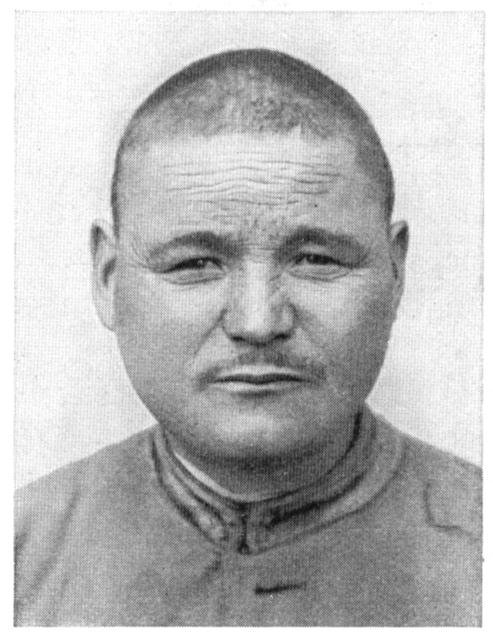



Abb. 186 a, b. Tatar aus dem Bezirk Orenburg. Vorwiegend innerasiatisch — mit leichtem nordischem Einschlag? (Aufn. Lenz)

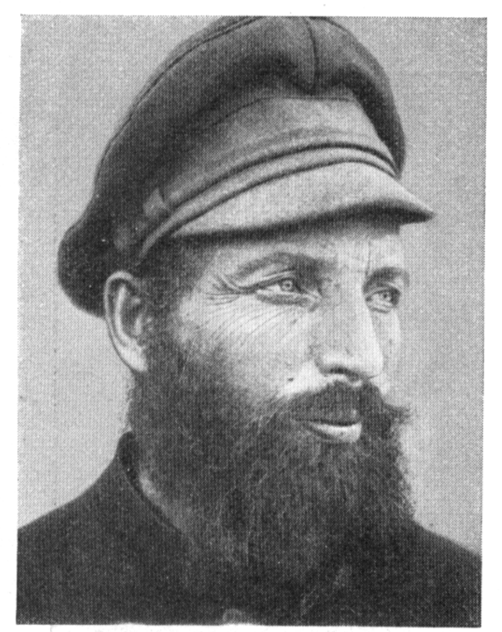


Abb. 187. Jude aus Polen
Vorderasiatisch-nordisch (-orientalisch?)
(Aufn. Stiehl)

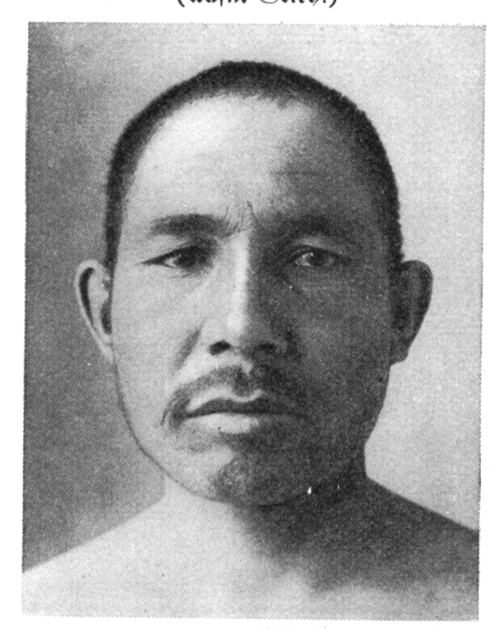


Abb. 188. Jude aus Rumänien
Vorderasiatisch-nordisch
(Aufn. Stiehl)



Abb. 189. Jude aus Deutschland. Parlamentarier. Ostbaltischer Einschlag oder vorderasiatischer u. nordischer Einschlag

Abb. 190. Baschkir aus Ufa. Vorwiegend innerasiatisch, wahrscheinlich mit vorderasiatischem Einschlag



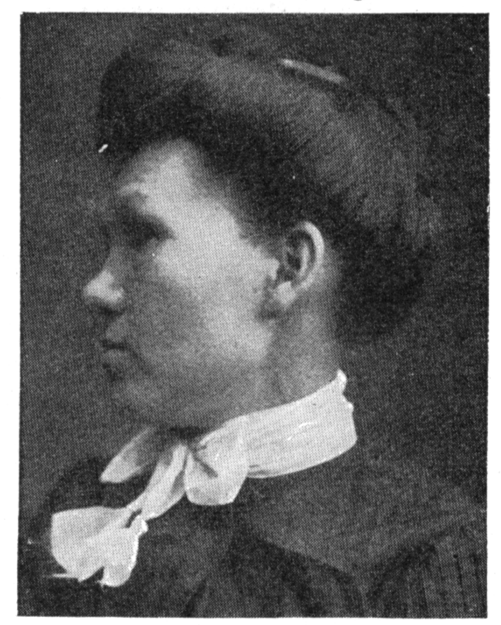


Abb. 191 a, b. Jüdin aus Rußland. Vorwiegend ostbaltisch. (Aus Fishberg)

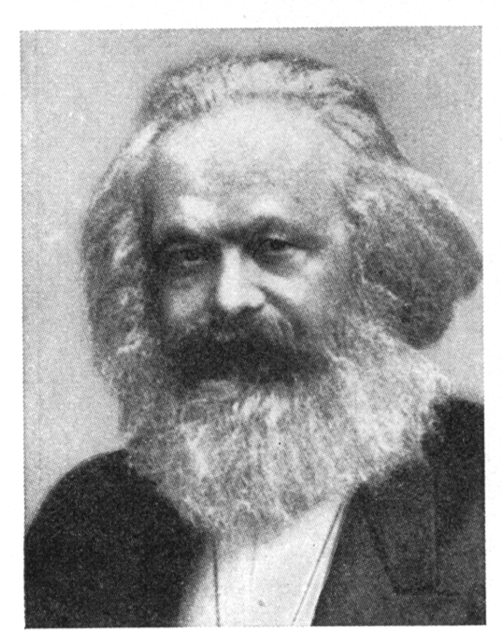


Abb. 192. Karl Marx,
Begr. d. sozialist. Theorie. 1818—83. Ostbaltisch mit orientalischem Einschlag?

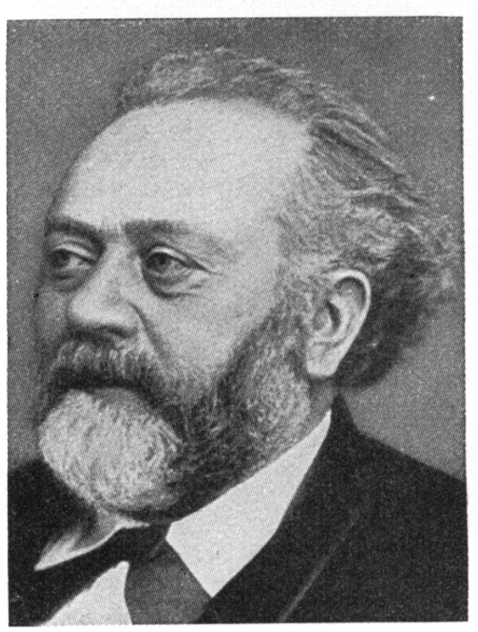


Abb. 193. Berthold Auerbach,
1812—82, Schriftsteller. Ostbaltischer und vorderasiatischer Einschlag

Juden aus Deutschland

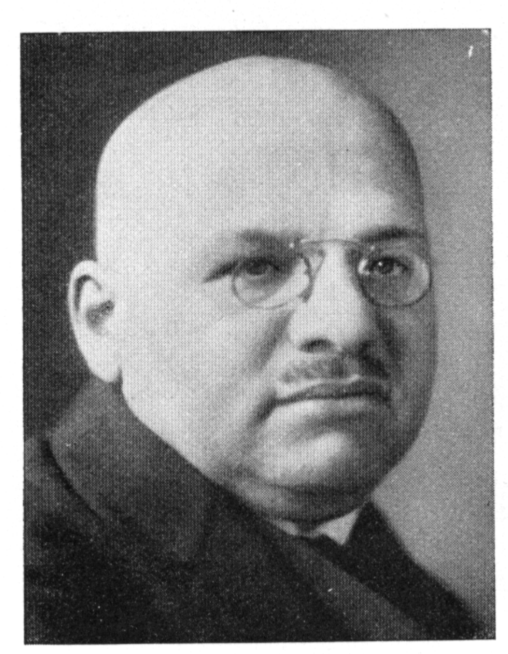


Abb. 194. Leo Fall,
geb. 1873, Tonsetzer
Ostisch (alpin)-vorderasiatisch



Abb. 195. Bankier Blumenstein,
bekannt als Haupt einer Fälscherbande in Paris. Vorderasiatisch-ostisch (alpin)

Juden aus Ungarn

ufer des Kaspischen und des Schwarzen Meeres ein Reich mit bedeutenden Handelsstädten errichtet. Von diesem Gebiete aus vermittelten die Chasaren unter dem Schutze ihrer Krieger den Handel nach Kleinasien und Indien und nach Innerasien bis nach Sibirien. Im 10. Jahrhundert ging das Chasarenreich, von Rußland und Byzanz her angegriffen, durch geschichtlich noch wenig erhellte Ereignisse zugrunde. Teile der chasarischen Oberschicht flüchteten sich nach der Krim, nach Innerasien und nach Spanien.

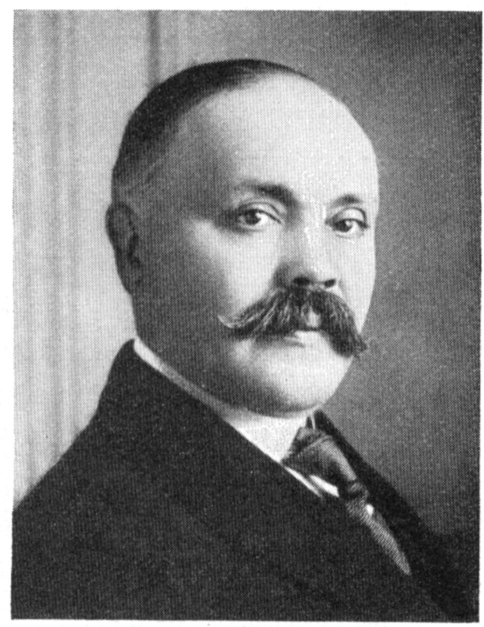


Abb. 196. Jude aus Frankreich
Jüdisches Geschlecht aus Portugal
Louis Loucheur, geb. 1872. Großindustrieller, Finanzminister. Ostisch (alpin)-westisch (mediterran)-vorderasiatisch?



Abb. 197. Jude aus Deutschland
Hugo Preuß, 1860—1925, Politiker, Vater der Weimarer Verfassung. Anscheinend orientalisch-vorderasiatisch-innerasiatisch



Abb. 198. Jude aus Deutschland
Orientalisch-vorderasiatisch — mit ostischem Einschlag

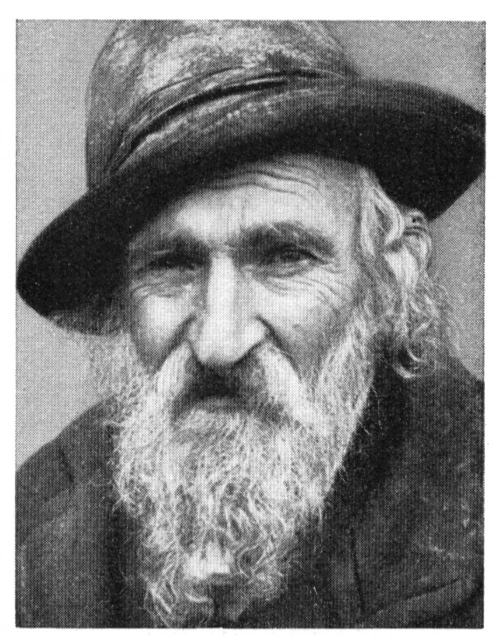


Abb. 199. Jude a. d. Waldkarpathen
Vorderasiatisch-dinarisch-(nordisch?)
(Aufn. Kenstler)

Im 8. Jahrhundert zog der chasarische Handel viele Juden und Araber an. Der Einfluß der herbeigewanderten Juden wurde schließlich so mächtig, „daß die Dynastie des Chasarenchans mitsamt ihrem Hofe, d. h. der vornehmen Klasse des chasarischen Volkes, das Judentum annahm".[1] Die zum mosaischen Glauben übergetretenen Chasaren — es mögen nach Befolgen des Beispiels, das die chasarische Oberschicht gegeben hatte, im Laufe des 8.—10. Jahrhunderts nicht wenige gewesen sein — wurden

[1] Kliutschewski, Geschichte Rußlands, Bd. I, 1925, S. 120.

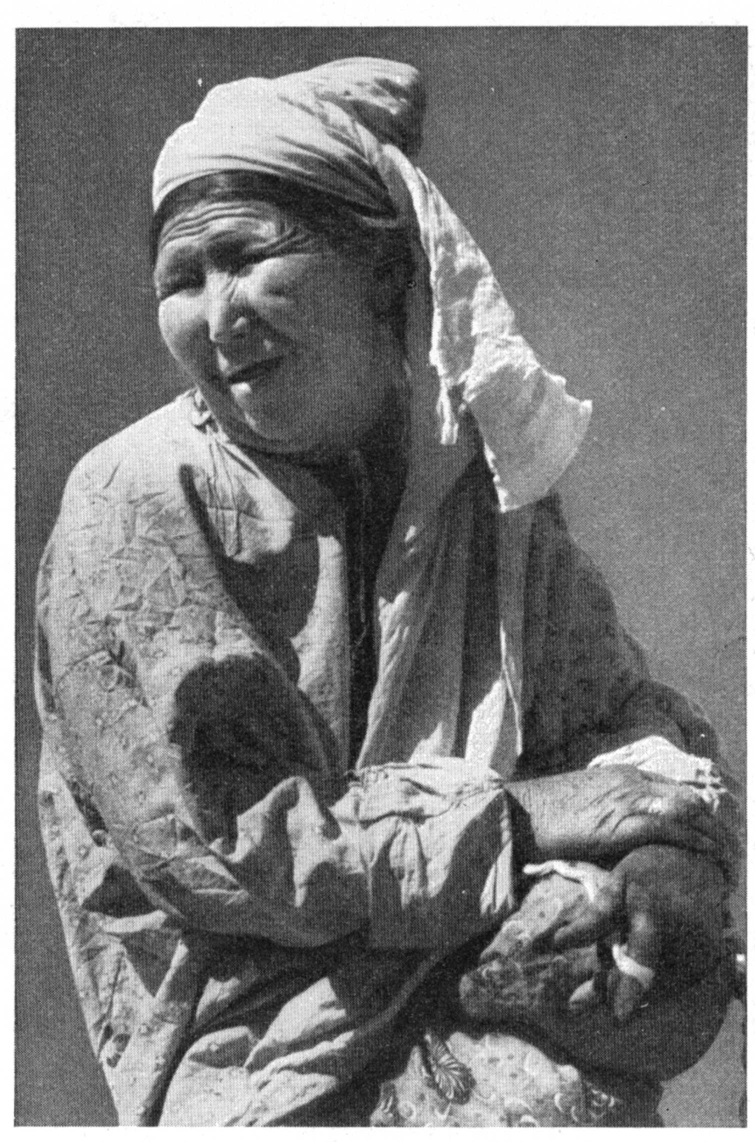


Abb. 200. Kirgisin aus dem Alaital
Vorwiegend innerasiatisch

schließlich in die Blutsgemeinschaft des Ostjudentums aufgenommen. Hierdurch erhielt das Ostjudentum zum ersten Male rassische Einschläge, die es vom Südjudentum merklich unterscheiden mußten.

Welche Rassen waren nun im Rassengemische des chasarischen Volkes vertreten? — Unter den Chasaren fanden sich nach Pruner-Bey[1] „weiße" und „schwarze" Gruppen. Man darf sich die Chasaren als ein Gemische der innerasiatischen, der vorderasiatischen und der ostbaltischen Rasse mit geringen Einschlägen nordischer Rasse vorstellen, als ein Rassengemische ähnlich heutigen Baschkiren, Kalmüken, Kirgisen und Tataren.[2] Hatte das Ostjudentum in den Kaukasusländern schon neue Einschläge vorderasiatischer Rasse erhalten, so erhielt es nun die dem Gesamtjudentum ursprünglich fremden Einschläge innerasiatischer („mongolischer") und ostbaltischer Rasse.[3]

[1] Pruner-Bey in der Sitzung vom 16. Mai 1861, Bulletin de la Société d'Anthropologie de Paris, Bd. II, 1861, S. 420.

[2] Unter den heutigen Tataren finden sich entsprechend einem stärkeren ostbaltischen und einem schwächeren nordischen Einschlag etwa 20% Helläugige; rein innerasiatische („mongolische") Menschen sind unter ihnen verhältnismäßig selten. (Vgl. Pittard, Les Races et l' Histoire, 1924, S. 474.)

[3] Über die leiblichen Merkmale und seelischen Eigenschaften der ostbaltischen Rasse vgl. Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes, 13. Aufl. 1929; Rassenkunde Europas, 3. Aufl. 1929. Hauptmerkmale der ostbaltischen Rasse: kurzgewachsen, kurzköpfig, breitgesichtig, mit schwerem, massigem Unterkiefer, unausgesprochenem Kinn; stumpfe, ziemlich breite kurze Nase mit flacher Nasenwurzel; hartes helles (aschblondes) Haar; nach vorn liegende helle (graue oder blaue) Augen, helle Hautfarbe mit grauem Unterton.

Diese Einschläge und spätere Vermischungen mit slawischen Stämmen überwiegend ostbaltischer Rasse haben hauptsächlich die rassische Verschiedenheit zwischen Ost- und Südjuden begründet.

Zu den hauptsächlich durch die Chasaren vermittelten Einschlägen werden die „Mongolenaugen" zu rechnen sein, die sich nach Metschnikoff[1] auch bei den Judenkindern finden, worunter aber wahrscheinlich in der Hauptsache Lidbildungen von der Art des — in Osteuropa verhältnismäßig häufigeren — Epikanthus zu verstehen sein werden, der oft von den Lidbildungen der innerasiatischen Rasse nicht geschieden wird.[2] Wenn v. Luschan vermerkt, daß man, allerdings in seltenen Fällen, unter den Juden „japanisch" anmutende Menschen trifft,[3] wenn auch Wagenseil bei manchen Juden etwas Japanisches findet,[4] so sind solche Einschläge dem jüdischen Volke mit großer Wahrscheinlichkeit durch die Vermischung mit den Chasaren zugekommen.

Im 10. und 11. Jahrhundert hatten sich die Ostjuden bis ins heutige ruthenische Gebiet ausgebreitet. Von dort aus rückten sie im 12. Jahrhundert gegen Galizien und Polen vor. Der Einfall der Tataren im 13. Jahrhundert verdrängte viele Juden aus Südrußland nach Polen und Nordrußland. Im 14. Jahrhundert müssen die Ostjuden den größten Teil des heute in Osteuropa von ihren Nachkommen dichter besiedelten Gebietes erreicht haben. Einwanderer, die von den Juden auf türkischem und rumänischem Gebiete abstammten, verstärkten das Judentum Osteuropas. Da Rußland bis zur Regierung Peters des Großen (1682—1725) seine Grenzen gegen jüdische Einwanderer zu schließen versuchte, breiteten sich die Juden in der Hauptsache zunächst nur im Gebiete des damaligen Großpolens aus, d. h. also auch über das Gebiet polnischer Sprache hinaus nach Kurland, Litauen, Westpreußen und Weißrußland und gegen Süden wieder nach Galizien, Wolhynien und nach der Ukraine — also etwa über dasjenige Gebiet, in welchem sie noch heute besonders zahlreich vertreten sind (vgl. Karte V S. 327).

Einen nicht geringen Zustrom südjüdischen Blutes erhielt das

---

[1] Vgl. Ranke, Der Mensch, Bd. II, 1912, S. 265.

[2] Über Epikanthus vgl. Martin, Lehrbuch der Anthropologie, Bd. I, 1928, S. 50; auch Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes, 13. Aufl. 1928, S. 144.

[3] v. Luschan, Die anthropologische Stellung der Juden, Korresp.-Blatt der deutschen Gesellsch. f. Anthr., Ethnol. u. Urgeschichte, 23. Jahrg., 1892, S. 99.

[4] Wagenseil, Beiträge zur physischen Anthropologie der spaniolischen Juden und zur jüdischen Rassenfrage, Zeitschr. f. Morphologie und Anthropologie, Bd. 23, 1925.

Ostjudentum im 14. und 15. Jahrhundert. Man trifft unter den Ostjuden gelegentlich Menschen „sephardischen" Aussehens. Dies kann durch Erbanlagen orientalischer Rasse bedingt sein, die auch dem Ostjudentum erhalten blieben; es kann aber auch durch diesen südjüdischen Zustrom des 14. und 15. Jahrhunderts bedingt sein, der dem Ostjudentum wieder mehr von den Erbanlagen der alten Hebräer Palästinas zubringen mußte.

Die Kreuzzüge hatten Judenverfolgungen und -ausweisungen mit sich gebracht, denen vor allem zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts eine sehr große Zahl der in Deutschland wohnenden Juden nach Polen auswich, wo sie dann entweder in dem dort vertretenen Ostjudentum aufgingen oder aber — falls die schon in Polen ansässigen Juden (wie ein Geschichtsforscher es darlegt) noch gar nicht so zahlreich waren, wie meistens angenommen wird — mit diesen schon ansässigen Juden zusammen jetzt das eigentliche Ostjudentum bildeten. Der polnische König Kasimir der Große (1333—1370) begünstigte die jüdische Einwanderung aus Deutschland durch Zusicherung von Vorrechten an die Juden, aus denen er für sein Land eine Art Mittelstand schaffen wollte, der dem damaligen Polen fehlte. Das Jiddische, die Umgangssprache des Ostjudentums, leitet sich her aus der rheinfränkischen Mundart jener Zeit, und die ostjüdischen Familiennamen sind sprachlich auch heute noch fast alle deutscher Herkunft.

In Osteuropa kamen Vermischungen der Juden mit Bevölkerungen slawischer Sprache vor, die dem Ostjudentum neue Einschläge ostbaltischer Rasse, auch Einschläge nordischer Rasse und gelegentlich wohl auch Einschläge sudetischer Rasse[1] zubrachten, Vermischungen ferner, die dem Ostjudentum außer geringeren Einschlägen dinarischer Rasse nun vor allem den Einschlag ostischer Rasse zugebracht haben müssen, der heute innerhalb jeder ostjüdischen Menschengruppe mehr oder minder deutlich erkennbar ist.[2] Die Ostjuden kann man kaum noch als „Semiten" auffassen, wenn man hierunter Stämme mit einem stärkeren Einschlag orientalischer Rasse versteht, Stämme von der Art der alten Hebräer. Die Gestalten und Gesichter — meist orientalisch-vorderasiatischer Mischung —,

[1] Über die sudetische Rasse vgl. Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes, 13. Aufl. 1929; Rassenkunde Europas, 3. Aufl. 1929.

[2] Über die leiblichen Merkmale und seelischen Eigenschaften der ostischen (alpinen) Rasse vgl. Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes, 13. Aufl. 1929; Rassenkunde Europas, 3. Aufl. 1929. Hauptmerkmale der ostischen Rasse: kurzgewachsen, kurzköpfig, breitgesichtig, mit unausgesprochenem Kinn; stumpfe, kurze Nase mit flacher Nasenwurzel; hartes, braunes oder schwarzes Haar; nach vorn liegende braune Augen; gelblich-bräunliche Haut.

die dem Abendländer als bezeichnend „morgenländisch“ oder „semitisch“ erscheinen, sind unter den Ostjuden ziemlich selten geworden.

Das Ostjudentum, etwa neun Zehntel des Judentums, heute gebildet durch das Judentum Rußlands, Polens, Galiziens, Ungarns, Österreichs und Deutschlands sowie den größten Teil der Juden Nordamerikas und einen großen Teil der Juden Westeuropas, entspricht etwa einem Rassengemische, das man in der Hauptsache als vorderasiatisch-orientalisch-ostbaltisch-ostisch-innerasiatisch-nordisch-hamitisch-negerisch bezeichnen kann.

Das Südjudentum, etwa ein Zehntel des Gesamtvolkes, heute gebildet durch die Juden Afrikas, der Balkanhalb-

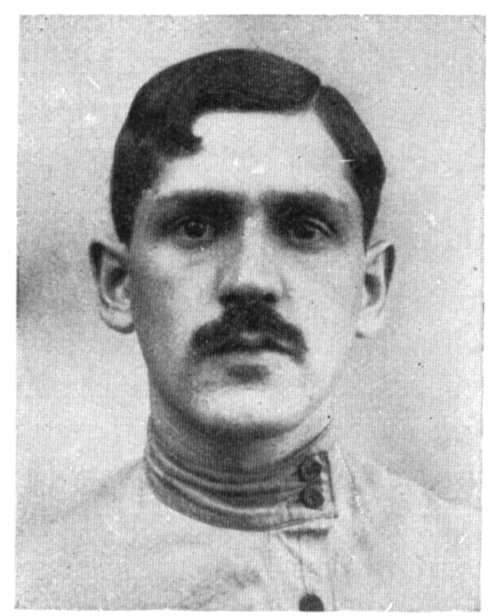
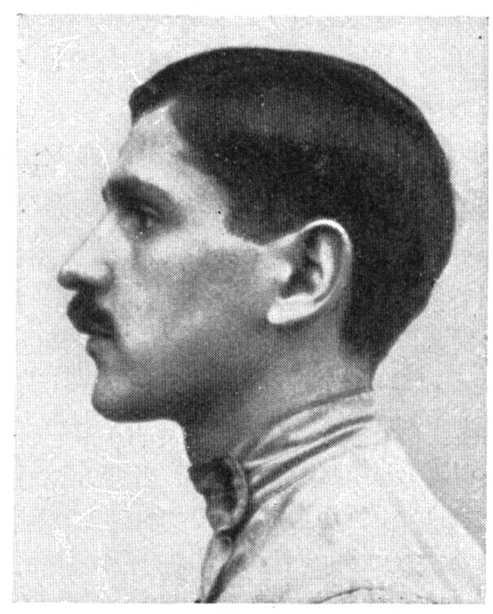



Abb. 201 a, b. Jude aus Odessa. Westisch (mediterran). (Aufn. Lenz)

insel, Italiens, Spaniens und Portugals und einen Teil der Juden Frankreichs, Englands und Hollands, hat auf seinem Ausbreitungswege längs der Küsten des Mittelmeers wahrscheinlich einen Teil seines vorderasiatischen Einschlags verloren, dafür neue Einschläge orientalischer, westischer, hamitischer und negerischer Rasse, also Einschläge langköpfiger Rassen, gewonnen. Die Südjuden (Sephardim) bilden ein Rassengemische, das in der Hauptsache als orientalisch-vorderasiatisch-westisch-hamitisch-nordisch-negerisch zu bezeichnen ist. Ihre Zahl soll auf der ganzen Erde 1410000 betragen, davon in Palästina 37700.[1]

Ein Teil des Südjudentums wurde nach der Vertreibung aus Spanien im Jahre 1492 von Holland aufgenommen. Von dort aus scheinen südjüdische Geschlechter einerseits rheinaufwärts, andererseits von Amsterdam nach Hamburg weitergewandert zu sein. Diese Geschlechter sind aber heute wahrscheinlich zum größten Teil

[1] Vgl. Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie, Bd. 17, 1925/26, S. 324.

längst ausgestorben. Das Judentum Mitteleuropas ist heute fast ausschließlich Ostjudentum (Aschkenasim).

Die beiden Zweige des Judentums, die Sephardim und die Aschkenasim, empfinden sich gegenseitig noch heute als zwei nach leiblichen und seelischen Zügen verschiedene Volksgruppen. Sephardische Familien vermeiden gerne Verschwägerungen mit aschkenasischen Familien, ja eine gewisse Ablehnung ostjüdischen Wesens scheint innerhalb des Judentums gerade von Kreisen auszugehen, in denen sephardische Familien bestimmend sind. In den mosaischen Kreisen des Südjudentums müssen die Ostjuden in den Synagogen für sich abgesondert sitzen. „Noch vor zwei Jahrhunderten bewirkten auch tatsächlich die „spanischen" Juden vielfach die Ausweisung der „deutschen" Juden, da diese minderwertig seien."[1]

Die rassische Verschiedenheit zwischen beiden Judengruppen ist auch den Beobachtern aus abendländischen Völkern stets aufgefallen; davon später! Dennoch ist in beiden Gruppen das Gemeinsame so deutlich, daß Vertreter beider Gruppen von Juden und Nichtjuden doch immer als Angehörige eines und desselben Volkes empfunden worden sind. Die Vermischungen mit den nichtjüdischen Bevölkerungen sind eben bei beiden Gruppen des jüdischen Volkes niemals so häufig gewesen, daß die Juden irgendwo außerhalb Vorderasiens, also außerhalb des Bezirks der ihnen rassisch nahestehenden Völker, als Gruppen den sie umgebenden Bevölkerungen rassisch näher gekommen wären. Je weniger eine europäische Bevölkerung Rasseneinschläge morgenländisch-afrikanischer und südosteuropäisch-westasiatischer Herkunft erhalten hat, desto deutlicher heben sich in ihr sowohl Südjuden wie Ostjuden ab — beide als fremdrassig und zumeist auch als rassisch zusammengehörig.

c) Die Abschließung

Die Erhaltung des althebräisch-palästinischen Rassengemisches innerhalb des Judentums — eine Erhaltung, die dem Südjudentum besser, dem Ostjudentum minder gut gelang — verdankt das Judentum der Aufrechterhaltung jener Abschließungsgebote der Zeit Nehemias und Esras, also dem Eifer seiner gesetzestreuen Priesterschaft. Diese Priesterschaft hat Jahrhunderte lang den Abschluß des Judentums gepredigt, gewiß vor allem einen Abschluß in Glaubensdingen. Aber seit Nehemia und Esra (vgl. S. 173 ff.) bestand doch nach gemachten und wiederholten Erfahrungen ein

[1] Theilhaber, Der Untergang der deutschen Juden. Eine volkswirtschaftliche Studie, 1911, S. 165.

Mißtrauen gegen Mischehen, welche die Gesetzestreue der aus ihnen hervorgehenden Kinder gefährden mußten.

Der Talmud hat die Abschließung des Judentums nicht nur in Glaubensdingen, sondern auch dem Blute nach folgerichtig gefördert. Er ist in der Hauptsache im Zeitraum zwischen 150 und 400 n. Chr. entstanden und zu einem Gesetzbuch höchsten Ansehens geworden, das bis heute die Ausleserichtung des Judentums entscheidend bestimmt hat. Dieses Lehrbuch — Talmud heißt zu deutsch „Lehrbuch" —, das nach einer Äußerung der „Allgemeinen Zeitung des Judentums" (Nr. 45, 1907) die jüdische Volksseele „ebenso scharf wie treffend charakterisiert", stellt nach Perles „in seiner Gesamtheit die Lösung einer gewaltigen Doppelaufgabe dar, nämlich das Judentum als Träger dieser Lehre rein zu erhalten und zugleich die Juden als Träger dieser Lehre zu erhalten".[1] Daher die Sorge um eine hinreichende Volksvermehrung und zugleich um Hebung der erblichen Gesundheit, die schon S. 132 ff. erörtert worden ist. Daher die Betonung eines ererbten und vererblichen Unterschieds zwischen Juden und Nichtjuden und die Steigerung des Gedankens der Auserwähltheit durch Jahwe.

Die — nach 2. Mose 34, 3—12; 3. Mose 20; 26 und 5. Mose 7; 2—3 von Jahwe geforderte — blutmäßige Absonderung der Juden von den anderen Völkern, diese Abschließung des Rassengemisches des jüdischen Volkes von den Rassengemischen anderer Völker, ist schon vor Abfassung des Talmuds anderen Völkern nicht entgangen. Das um 130 v. Chr. entstandene Buch Esther, dessen Erzählungen auf babylonische oder elamische Göttersagen zurückgehen, berichtet (3, 8) von dem Perser Haman, der seinen König Ahasveros auf die zwar über Persien zerstreut, doch zugleich für sich abgesondert lebenden Juden aufmerksam macht, die nach Gesetzen lebten, die anders als die aller anderen Völker seien. Diese von den anderen Völkern empfundene Absonderung zugleich mit der Betonung einer besonderen „Auserwähltheit", die Unduldsamkeit des mosaischen Glaubens, der schließlich die Macht aller anderen Götter verneinte — solche Züge haben den „Antisemitismus", die Judengegnerschaft bewirkt, die sich schon gleich nach Ausbreitung der Juden über Palästina hinaus regt, und zwar auch bei anderen Völkern semitischer Sprache, ja gerade bei solchen, da diesen ja meist eine ähnliche Unduldsamkeit des Glaubens eigen war.

Man darf wohl annehmen, daß die Neigung zur blutmäßigen

[1] Perles, Jüdische Skizzen, Berlin 1912. Die „Archives Israélites" (1865, S. 25) behaupten: „Was den Talmud betrifft, so bekennen wir seinen unbedingten Vorrang vor dem Gesetz Moses."

Abschließung, wie sie S. 175 erörtert worden ist, durch die Zerstreuung der Juden unter andere Völker nicht abgeschwächt, sondern eben verstärkt worden sei. Tacitus berichtet in seinen „Historien" geradezu von einem feindseligen Haß der Juden gegen alles Nichtjüdische und bemerkt schon (V, 5), daß die Juden sich nicht mit anderen Völkern vermischten (alienarum concubitu abstinent), sich „vom Tische abgesondert, vom Nachtlager getrennt" hielten, und daß Anschauungen und Gebräuche des Judentums denen der anderen Völker in vielem geradezu entgegengesetzt seien: „Verächtlich ist ihnen alles, was uns heilig ist; erlaubt hingegen alles, was bei uns Abscheu erweckt." Der Verachtung alles Nichtjüdischen durch die Juden scheint schon zu Beginn unserer Zeitrechnung bei nichtjüdischen Völkern ein gewisser Judenhaß geantwortet zu haben. Paulus schreibt im Briefe an die Thessalonicher (2, 15), die Juden seien „allen Menschen zuwider".[1] Bei den Römern, die sich ablehnend oder spöttisch über die Juden geäußert haben, bei einem Cicero, Horatius, Martialis, Justinus oder Juvenalis kann der Ablehnung die rassische Verschiedenheit zugrunde gelegen haben; bei den mittelalterlichen Persern und Arabern, die sich gegen die Juden geäußert haben, kann kaum die rassische Verschiedenheit bestimmend gewesen sein, sondern die talmudische Gesinnung des gesetzestreuen Judentums mit ihrer strengen Ablehnung alles nichtjüdischen oder nichttalmudischen Geistes. Für die Erhaltung des jüdischen Rassengemisches und die Abwehr fremden Blutes muß es viel bedeutet haben, daß der Talmud — solche Gebote Jahwes wie das 5. Mose 2, 25 folgerichtig anwendend — streng zwischen Juden und Nichtjuden unterschied, jene als „auserwähltes Volk" Jahwes pries und diese als etwas Tierisches verachten lehrte.[2] Die jüdische Sittlichkeit, die den Umgang mit Juden ganz anders regelte als den mit Nichtjuden, eine Sittlichkeit, die schon im Alten Testament vorbereitet war (vgl. 5. Mose 7, 16; 15; 2 und 3; 23; 19 und 20; Jesaia 60, 12),

---

[1] Vgl. Eduard Meyer, Geschichte des Altertums, Bd. II, S. 217: „Nicht ihr Gott und ihre Religion an sich ist es, was Spott und Hohn und Verfolgung der Heiden hervorruft, sondern die hochmütige Überlegenheit, mit der sie allen anderen Völkern entgegentreten, jede Berührung mit ihnen als befleckend zurückweisen, den Anspruch erheben, mehr und besser zu sein als sie, und berufen zu sein, über sie zu herrschen."

[2] Vgl. Talmud, Baba mezia 114b: „Ihr [Juden] werdet Menschen genannt, die Völker der Welt werden nicht Menschen, sondern Vieh geheißen"; vgl. auch Kerithoth 6b, 7a; Jalkut Rubeni 12b. Schenê luchôth ha-berîth 250b: „Obschon die Völker der Welt äußerlich den Juden gleichen, sind sie doch nur wie der Affe im Vergleiche zum Menschen."

wurde vom Talmud und von dem in der Reformationszeit entstandenen Schulchan Aruch folgerichtig ausgestaltet, zugleich immer mit der Betonung einer im Blute liegenden Verschiedenheit des jüdischen Volkes von den nichtjüdischen Völkern.

So hat das Judentum es schließlich als einziges Volk erreicht, ein gewisses Blutbewußtsein in seinem Glauben selbst zu verwurzeln.[1] „Kein anderes Volk in der Welt hat es verstanden, nach eingetretener Rassenmischung an Stelle des Bluterbes einen geistigen Traditionswert strengster Erblichkeit zu fixieren."[2] Damit zeigt sich zugleich die Gefahr, die für das Judentum in unseren Tagen drohend zu werden begonnen hat, die nämlich, daß mit dem Schwinden des mosaischen Glaubens auch die das Volkstum erhaltende Abschließung schwinden und die Kinderzahl in den jüdischen Ehen sinken wird.

Zollschan (Das Rassenproblem, 1910) hat angenommen, das jüdische Volk sei seit Nehemias und Esras Zeit im wesentlichen unvermischt geblieben. Diese Annahme läßt sich nicht aufrecht erhalten, wenn auch die Neigung zum blutmäßigen Abschluß sich seit Esra anscheinend immer mehr verstärkt hat. In den Jahrhunderten vor und nach Beginn unserer Zeitrechnung waren wohl Übertritte zum mosaischen Glauben und damit ins jüdische Volkstum nicht selten. In hellenistischer Zeit sind Mischehen mit Phoinikiern, Syrern und Griechen anscheinend häufiger gewesen. In der römischen Zeit greift der mosaische Glaube unter den Edomitern um sich. Bis zur Abschaffung der Sklaverei um 1000 n. Chr. konnten die Sklaven und Sklavinnen reicher abendländischer Juden, wenn sie den mosaischen Glauben angenommen hatten, in die jüdische Blutsgemeinschaft aufgenommen werden. Im 4. und 5. Jahrhundert n. Chr. trat eine gewisse Anzahl Südaraber zum mosaischen Glauben über. Sie machen einen Teil der Vorfahren der heutigen Juden Südarabiens aus, wahrscheinlich den Teil, der dem südarabischen Judentum seinen merklichen hamitischen Einschlag und wohl auch den Einschlag einer Zwergenrasse zugebracht hat (über diese vgl. S. 61). Durch alle diese Übertritte konnte zwar das Mischungsverhältnis der Rassen im jüdischen Volke ein wenig verschoben werden; neue Rasseneinschläge haben sie dem Judentum kaum vermittelt. Man wird auch annehmen dürfen, daß die zum mosaischen Glauben übertretenden Menschen oder Menschengruppen nach leiblichen und seelischen

[1] Vgl. Michaelis, Die jüdische Auserwählungsidee und ihre biologische Bedeutung, Zeitschr. f. Demographie und Statistik der Juden, Bd. I Nr. 2, 1924.

[2] Hueppe im Handwörterbuch der sozialen Hygiene, Bd. I, 1915, S. 30.

Zügen den Juden nahe standen, daß die Übertritte zumeist Ausdruck einer gewissen rassischen „Wahlverwandtschaft" waren.[1] Umgekehrt wird man annehmen dürfen, daß die nach Europa eingewanderten Juden dort ihre rassische Fremdheit und ebenso die rassenseelischen Beziehungen zwischen dem Rassengemische des Judentums und dem mosaischen Glauben so stark empfanden, daß ihnen schließlich Bekehrungen und Übertritte von Nichtjuden zum mosaischen Glauben geradezu widersinnig erschienen. Rassenkundlich auffällig ist nur der Übertritt der Chasaren.

Im 13. Jahrhundert soll in Ungarn eine Anzahl Madjaren mosaisch geworden sein: „In Ungarn berichtet noch 1229 ein Erzbischof, daß viele Juden mit christlichen Frauen lebten und daß Bekehrungen zu Tausenden vorkämen."[2] Der hierüber entsetzte christliche Bischof wird dabei wahrscheinlich übertrieben haben. Die rassische Zusammensetzung des Madjarentums, dem schon vor seiner Ansiedlung in Ungarn ein gewisser vorderasiatischer Einschlag eigen war,[3] mag die Hinneigung zum mosaischen Glauben bei manchem dieser übergetretenen Madjaren erklären.

Um 1000 n. Chr. vollzog sich diejenige nahezu vollständige blutmäßige Abschließung des Judentums, die bis zur sog. Judenemanzipation um 1800 gewährt hat. Im Abendlande war um das Jahr 1000 das Christentum zum herrschenden Bekenntnis geworden. Hatte sich im Christentum noch bis ins 6. Jahrhundert hinein eine gewisse Empfindung der geistigen Verwandtschaft oder Abstammungsgemeinschaft mit dem mosaischen Judentum erhalten, so lassen sich vom 6. Jahrhundert ab die Verbote der römischen Kirche gegen jüdisch-christliche Mischehen verfolgen — Verbote, die an sich das Vorkommen solcher Ehen im frühen Mittelalter bestätigen. Allmählich schlossen sich die christlichen Kirchen gegen das mosaische Judentum ab, dieses sich nicht minder gegen alle Andersgläubigen. Für die Zeit nach etwa 1000 n. Chr. mag der Satz Auerbachs gelten, „daß im ganzen Mittelalter bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts die Juden sich absolut rassenrein gehalten haben"[4] — wenn hier unter „rassenrein" die „Reinheit" eines Rassengemisches vor neuen Vermischungen verstanden werden soll. Ohne geringfügigere Ausnahmen zuzugeben, wird man

[1] Das betont auch de Lapouge, L'Aryen, Son Rôle Social, S. 466: „Um Jude zu werden, bedurfte man, wie es scheint, einer wirklichen seelischen Beziehung (affinité) zum eigentlichen ursprünglichen Juden (Juif d'origine)".

[2] Ripley, Über die Anthropologie der Juden, Globus, Bd. 76, 1889, S. 21.

[3] Vgl. Günther, Rassenkunde Europas, 3. Aufl. 1929, S. 134.

[4] Auerbach, Die jüdische Rassenfrage, Archiv f. Rassen- und Gesellschaftsbiologie, Bd. 4, 1907, S. 332.

aber auch Auerbachs Satz nicht aufrecht erhalten können. So kamen z. B. um 1870 Übertritte von 30 Familien, den letzten Vertretern der zuerst im 17. Jahrhundert in Siebenbürgen auftretenden Sabbatariersekte zum mosaischen Glauben vor,[1] so später anscheinend einige Übertritte aus russischen Sekten, die dem mosaischen Glauben nahestehende Lehren vertraten. Der jüdisch-christliche Gegensatz, der sich im Zeitalter der Kreuzzüge weiter verstärkte, hatte aber die gegenseitige blutmäßige Abschließung doch nahezu so streng gemacht, wie Auerbach behauptet hat.

Das Judentum hat in dem Zeitabschnitt zwischen seiner Zerstreuung und der sog. Judenemanzipation auch Verluste erlitten durch Übertritte von Juden zu anderen Bekenntnissen, wodurch diese Juden oder ihre Nachkommen schließlich doch dem jüdischen Volkstum verloren gingen. Zwar erklärt das jüdische Glaubensgesetz, daß ein von jüdischen Eltern erzeugtes Kind gar nicht als vom Judentume losgelöst angesehen werden könne;[2] zwar kann ein zu einem anderen Bekenntnis übergetretener Jude bei gewissen gottesdienstlichen Handlungen noch einen mosaischen Juden vertreten, was ein Nichtjude nie kann; so versucht also das Judentum als Volkstum die in ihrer Volkszugehörigkeit gefährdeten übergetretenen Juden dem Volkstum zu erhalten oder zurückzugewinnen; aber in dem hier betrachteten Zeitabschnitt, einem Zeitabschnitt, für den das Glaubensbekenntnis eines Menschen besonders viel, zeitweise viel mehr als seine Volkszugehörigkeit bedeutete, muß der Übertritt eines Juden in eine nicht-mosaische Glaubensgemeinschaft in der Regel auch den Verlust dieses Juden oder seiner Nachkommen für das jüdische Volkstum nach sich gezogen haben. Im frühen Mittelalter traten Juden zum Islam, andere zum Christentum über. In Spanien kam es im Mittelalter auch zu wirklichen Übertritten zum Christentum, nicht nur zu den durch Gesetze erzwungenen Scheinübertritten der Maranen, wie die getauften Juden hießen, die heimlich dem mosaischen Glauben treu blieben. Im 18. Jahrhundert bewirkte der Geist der „Aufklärung“ in West- und Mitteleuropa ziemlich viele Austritte aus der mosaischen Glaubensgemeinschaft und Übertritte in die christliche. Im gleichen Jahrhundert begannen die christlich-jüdischen Mischehen zuzunehmen, vorher eine sehr seltene Erscheinung. Ein Teil dieser Mischehen führte die sie schließenden Juden oder Jüdinnen oder deren Nachkommen zu Entfremdungen vom jüdischen

[1] Vgl. Kohn, Die Sabbatarier in Siebenbürgen, 1894.
[2] Vgl. Encyclopaedia Judaica, Bd. II, 1928, unter „Apostasie“.

Volkstum; ein anderer Teil vermittelte dem jüdischen Volkstum Rasseneinschläge, die ihm bisher fremder waren.

Die Zeit der nahezu vollständigen Abschließung des Judentums von 1000 bis 1800 muß innerhalb des jüdischen Rassengemisches durch Vererbungs- und Auslesevorgänge eine gewisse Vereinheitlichung bewirkt oder mindestens angebahnt haben. Dazu trug sicherlich das Leben im Ghetto, in den Judenvierteln, bei, das nicht etwa den Juden von ihrer nichtjüdischen Umgebung aufgezwungen, sondern von den Juden zu ihrer Abschließung durchgeführt wurde. „Es ist wohl anzunehmen, daß die Juden in der Diaspora als bedrohte Minderheit überall freiwillig sich in besonderen Vierteln zusammenscharten, wie es die Europäer auch jetzt in den außereuropäischen Staaten tun und wie es im Osten immer Brauch war, indem dort jede Volksgruppe und sogar jede Sekte ihre eigenen Straßen bewohnten."[1] Dabei scheint die allgemeine Ausleserichtung im Südjudentum die gleiche gewesen zu sein wie im Ostjudentum. Erbanlagen, die den Abendländern als „kennzeichnend jüdisch" erscheinen, müssen sich innerhalb beider Zweige des Judentums gemehrt haben.

d) Vererbungs- und Auslesevorgänge im jüdischen Volke

Um diese Vorgänge begreiflich zu machen, bedarf es hier einer Erläuterung derjenigen Vererbungserscheinungen, die sich nach Kreuzung zweier oder mehrerer Rassen einstellen: ich möchte diese Erläuterung im Anschluß an die Ausführungen meiner „Rassenkunde des deutschen Volkes" und „Rassenkunde Europas" geben, zum Teil unter wörtlicher Übernahme dort zu findender Sätze.

Die meisten vererbungswissenschaftlich und rassenkundlich nicht belehrten Menschen nehmen an, es bilde sich bei der Mischung zweier oder mehrerer Rassen eine „Mischrasse", die von jeder der gekreuzten Rassen etwa gleichviel beziehe; so bilde sich z. B. bei Kreuzung einer großen, blonden, langköpfigen und schmalgesichtigen Rasse mit einer kleinen, schwarzen, kurzköpfigen und breitgesichtigen Rasse eine mittelgroße, braune, mittelköpfige und mittelgesichtige „Mischrasse" oder „neue Rasse", die ebenso auch einen mittleren Ausgleich der seelischen Eigenschaften der Elternrassen herstelle. Alle diese Vorstellungen von der Entstehung und dem Vorkommen von „Mischrassen" sind falsch. Das ließ sich schon aus den Pflanzen- und Tierversuchen schließen, die der Wieder-

[1] Weißenberg, Zur Sozialbiologie und Sozialhygiene der Juden, Archiv f. Rassen- u. G. Bd. 19, 1927, S. 402.

entdeckung der sog. Mendelschen Gesetze im Jahre 1900 folgten, und das ergab sich gleich bei den ersten Untersuchungen eines Rassengemisches, bei den Untersuchungen Eugen Fischers an den Rehobother Bastards Südwestafrikas.[1] Für alle Rassenmerkmale als Ausdrücke menschlicher Erbanlagen gilt, was Eugen Fischer von der Schädelform sagt: „Zunächst sieht man bei typischen, nachweisbaren Mischungen zweier verschiedener Rassen, daß die Mischbevölkerung nicht eine Schädelform besitzt, deren Längenbreiten-Index um einen Mittelwert schwankt, sondern die Variationskurve bleibt zweigipflig, die beiden alten Mittelwerte lassen sich noch erkennen."[2] So hat auch die verhältnismäßig starke und Jahrhunderte dauernde Inzucht im jüdischen Volke (vgl. auch S. 134) aus diesem Volke nicht eine „Rasse", eine „Mischrasse" oder „neue Rasse" gemacht. Jedes Volk stellt ein bestimmtes Rassengemisch dar, in welchem die einzelnen Merkmale der gekreuzten Rassen sich unabhängig voneinander vererben: da erscheint der Wuchs der einen Rasse bei einem Menschen verbunden mit der Kopfform einer anderen, die Hautfarbe der einen Rasse verbunden mit der Augenfarbe einer anderen, die Haarfarbe der einen verbunden mit dem Haargespinst einer anderen — man denke an die blonden, kraushaarigen Juden —, die Nasenform der einen verbunden mit der Ohrenform einer anderen, die Lippenform der einen verbunden mit der Weichteilbildung der Augengegend einer anderen Rasse usw. Dann können in weiteren Geschlechterfolgen Entmischungen vorkommen, so daß selbst nach völliger Zerkreuzung der ursprünglichen Rassenbestände in späteren Geschlechtern wieder Menschen mit den leiblich-seelischen Zügen der ursprünglich gekreuzten Rassen auftreten.[3]

Eine „Mischrasse" — als wieder erbgleich gewordene und nur Nachkommen gleicher leiblich-seelischer Veranlagung zeugende Menschengruppe — kann nur unter besonderen Verhältnissen in langen Zeiträumen entstehen: „Neuentstehung von Rassen kann allein durch Kreuzung niemals vorkommen. Die Kreuzung kann nur Kombinationen schaffen, ohne daß allein durch die Kreuzung

---

[1] Fischer, Die Rehobother Bastards und das Bastardierungsproblem beim Menschen, 1913.

[2] Fischer in Baur-Fischer-Lenz, Menschliche Erblichkeitslehre und Rassenhygiene, Bd. I, 1927, S. 95.

[3] Da alle diese Vererbungserscheinungen hier nur durch einige Beispiele angedeutet werden können, sei hier auf Baur-Fischer-Lenz, Menschliche Erblichkeitslehre und Rassenhygiene, verwiesen, und auch auf das kleine, „für Gebildete aller Berufe" verfaßte Büchlein von Siemens, Vererbungslehre, Rassenhygiene und Bevölkerungspolitik, 3. Aufl. 1926.

die alten Merkmale verschwinden würden. Das Verschwinden des Alten und das wirkliche Schaffen von Neuem kann nur durch Auslese erfolgen. Es können also die neuen Kombinationen so ausgelesen und ausgemerzt werden, daß alle Träger bestimmter Eigenschaften verschwinden und sämtliche Träger bestimmte neue Kombinationen aufweisen. Dann ist eine neue Rasse infolge einer Mischung entstanden, die bewirkenden Faktoren selbst waren Auslese und Ausmerze."[1] Der Tierzüchter kann in verhältnismäßig kurzer Zeit aus einem Rassengemische eine neue Rasse züchten, weil die Geschlechterfolge, das jeweilige Erreichen des fortpflanzungsfähigen Alters, sich bei Tieren rascher vollzieht und weil die durch Kreuzung erzeugten Tiere, welche die gewünschte Merkmalverbindung nicht zeigen und somit dem „Zuchtziele" fernstehen, immer wieder an der Fortpflanzung verhindert werden können — beides Umstände, die beim Menschen nicht zutreffen. Die Ermöglichung der Entstehung einer neuen Menschenrasse durch Kreuzung zweier oder mehrerer Rassen würde eine Abschließung des betreffenden Rassengemisches für einen großen Zeitabschnitt erfordern, dazu die angegebene Einhaltung der gleichen Züchtungs- und Ausleserichtung für diesen ganzen Zeitabschnitt: im Erbgang des betreffenden Rassengemisches müßte dauernd die Fortpflanzung der Träger einer bestimmten (zweien oder mehreren Rassen entnommenen) Merkmalzusammenstellung besonders gefördert, die Fortpflanzung der Träger aller anderen Merkmalzusammenstellungen dauernd gehemmt werden. Es mag in verschiedenen Erdgebieten nach Mischung zweier oder mehrerer Rassen in vorgeschichtlichen Zeitabschnitten immer wieder einmal auf solche Weise durch „natürliche Auslese" zur Entstehung neuer Rassen gekommen sein.

Zur Anbahnung solcher neuer Rassen, solcher *Rassen zweiter Ordnung*, wie man sie bezeichnen könnte, mag es auch in geschichtlicher Zeit da und dort in abgeschlosseneren Gebieten oder bei blutmäßig abgeschlossenen Stämmen oder Kasten gekommen sein — zur Anbahnung, kaum noch zur vollzogenen Entstehung. Bei der dichteren Besiedlung der Erde in unserer Zeit und bei der heute erreichten und weiter um sich greifenden Freizügigkeit der Menschen vieler Erdgebiete lassen sich Verhältnisse, die eine Bildung solcher Rassen zweiter Ordnung ermöglichen würden, gar nicht mehr vorstellen. Für die geschichtliche Zeit möchte ich auch nur im Judentum Auslesevorgänge annehmen, die zur Anbahnung — nur zur Anbahnung — einer solchen Rasse zwei-

[1] *Fischer* in Baur-Fischer-Lenz, Bd. I, 1927, S. 139.

ter Ordnung geführt haben. Im Judentume war ja schon durch die Vermischungsverbote der Einwanderungszeit (vgl. S. 117) ein gewisses Blutbewußtsein entstanden, eine gewisse consciousness of kind, wie **Ripley** (The Races of Europe, 1899) dies nannte. Die Gesetze Nehemias und Esras machten das Blutbewußtsein, das seit seiner Weckung in der Einwanderungszeit wohl nie mehr ganz eingeschlafen war, zum Ausdruck der jüdischen Frömmigkeit selbst. Fortan sollte der „heilige Samen" nicht mehr „mit anderen Völkern gemein gemacht werden" (vgl. S. 193). Der Talmud, das „Lehrbuch", steigerte dieses Blutbewußtsein weiter, bis die vom Talmud erzogenen Rabbiner den nahezu vollständigen Abschluß und damit eine gewisse Inzucht des jüdischen Volkes erreicht hatten.

Kennzeichnet der Geist des Talmuds wirklich die jüdische Seele „ebenso scharf wie treffend" (vgl. S. 193), so darf man daraus rückschließend wohl annehmen, daß es im Judentum jahrhundertelang zu einer Auslese streng talmudisch gesinnter Juden gekommen ist, daß innerhalb des Judentums gerade der Geist des Talmuds schließlich diejenigen, die diesen Geist ihrer seelischen Veranlagung nach am strengsten befolgten, auch zu den kinderreichsten habe werden lassen. Die Ausleseverhältnisse hätten also sozusagen die „jüdischsten" unter den Juden in der Fortpflanzung gefördert, die „unjüdischen" Juden in der Fortpflanzung gehemmt, und so innerhalb des Süd- und des Ostjudentums. Dadurch wäre es in beiden Teilen des Judentums zu einer gewissen Erbhäufung gekommen, zur Häufung gerade solcher leiblich-seelischer Erbanlagen, die dem Abendländer als „kennzeichnend jüdisch" erscheinen. Es scheint doch, als ob das jüdische Volk mehr als andere Völker, jedenfalls viel mehr als die abendländischen, unter sich erbähnlich geworden wäre. Oder wird der Abendländer über eine Erbungleichheit im jüdischen Volke, die an sich nicht geringer als die abendländischer Völker wäre, dadurch hinweggetäuscht, daß das jüdische Rassengemische eben in der Hauptsache aus Bestandteilen außereuropäischer Rassen entstanden ist? Wirken also auf den Abendländer im Rassenbilde des jüdischen Volkes die ihm fremd erscheinenden Züge so stark, daß er die Vielfältigkeit der Merkmalzusammenstellungen viel weniger beachtet als den durchgängigen Zug außereuropäischer Rassenherkunft? — Diese Fragen ließen sich nur durch eingehende rassenkundliche Untersuchungen beantworten.

Die verhältnismäßig größere Einheitlichkeit des jüdischen Rassengemisches gegenüber den Rassengemischen mancher anderen Völker ist den Beobachtern doch immer wieder so aufgefallen, daß

schon verschiedene Versuche gemacht worden sind, gleichsam ein Bild der „jüdischen Rasse“ zu entwerfen oder die leiblich-seelischen Züge „des“ Juden innerhalb einer gewissen Schwankungsbreite anzugeben. Schon die (unwissenschaftliche) Anwendung des Begriffs „Rasse“ auf das jüdische Rassengemische zeigt an, daß viele Nichtjuden den Eindruck einer gewissen Einheitlichkeit dieses Gemisches gehabt haben. Auch die vielen Übereinstimmungen in leiblichen und seelischen Zügen zwischen Süd- und Ostjuden, zwei Gruppen also, die etwa zwei verschieden zusammengesetzten Gemischen aus den gleichen Rassen entsprechen, diese „Übergänge“ zwischen den beiden Jahrhunderte lang getrennten Gruppen scheinen sich doch am ehesten zu erklären, wenn man für beide Gruppen Auslesevorgänge annimmt, die in der Richtung auf das gleiche „Zuchtziel“ hin verlaufen sind — um eine Bezeichnung der bewußten Tierzucht auf solche Vorgänge unbewußter „natürlicher Auslese“ innerhalb eines Volkes anzuwenden. Daß die anzunehmende Auslese im Judentum nicht gänzlich ungewollt vor sich ging, sondern einer seelischen Richtung folgte, der Richtung des talmudischen Rabbinertums, ist oben ausgeführt worden.

Noch andere Verhältnisse haben auf die Auslese bzw. Ausmerze im Judentum eingewirkt: das Leben unter Fremdvölkern. Dieses Leben als „Gastvolk“ bei „Wirtsvölkern“, der „typische Parasitismus“, den Haberlandt[1] bei den Juden feststellt, muß unter den Juden aller afrikanischen und europäischen Gebiete die Auslese in gleiche Richtung gedrängt haben: nur denjenigen Juden wurde es möglich, eine größere Nachkommenzahl zu hinterlassen, die sich den eigenartigen Bedingungen des Lebens unter Fremdvölkern anpassen konnten, die über diejenigen Gaben der Einfühlung in fremdes Seelenleben, des umsichtigen Auftretens, der gewandten Rede, der allseitigen Berechnung aller Verhältnisse der Umwelt verfügten, welche ein Fortkommen unter oft zu äußerster Ablehnung geneigten Fremdstämmigen ermöglichten. Zur Ermöglichung eines solchen Fortkommens gehörte außer den besonderen rassenseelischen Anlagen, die eben umschrieben worden sind, ein besonderes Maß an Verstandesgaben, der Lage nach besonders an solchen Verstandesgaben, die innerhalb vorwiegend städtischer Umgebungen und innerhalb des Warenhandels und Geldleihgeschäfts erforderlich sind. Juden, denen solche Erbanlagen fehlten oder deren Verstand zur Entfaltung solcher Anlagen nicht tauglich genug war, müssen im Mittelalter öfters an der Familiengründung verhindert worden sein. Durch solche Auslese-

[1] Haberlandt, Die Völker Europas und des Orients, 1920.

verhältnisse mag sich auch die beachtliche durchschnittliche Verstandesbegabung erklären, die das jüdische Volk auszeichnet.

Alle diese eigenartigen Verhältnisse zusammen scheinen bei dem einzigartigen Blutbewußtsein des Judentums diejenige Ausleserichtung ergeben zu haben, die im Judentum zur Anbahnung einer Rasse zweiter Ordnung geführt haben. Der Kreis der innerhalb des jüdischen Rassengemisches möglichen Kreuzungserscheinungen muß durch Absonderung unter Fremdvölkern und eine in bestimmter Richtung wirkende Inzucht schließlich immer mehr verengt worden sein — wahrscheinlich schon seit Esras Zeiten, in gesteigertem Maße zwischen 1000 und 1800 —, so verengt worden sein, daß sich ein gewisser gemeinsamer Bestand an leiblich-seelischen Anlagen fast über das ganze Volk verteilen konnte. Das Judentum ist bis zur sogenannten Judenemanzipation auf dem Wege zur Bildung einer „neuen Rasse", einer Rasse zweiter Ordnung, gewesen. Diesen begonnenen Rassenbildungsvorgang hat die Judenemanzipation unterbrochen, wie im folgenden Abschnitt ausgeführt werden soll.

Der Rassenbildungsvorgang hat irgendetwas „Jüdisches" entstehen lassen — man darf dabei nicht nur an die Vererbungsvorgänge denken, deren Gesetzmäßigkeit erforscht ist, sondern auch an das Auftreten bestimmter, den Tierzüchtern bekannter „Blutlinien", bei denen sich in einer bisher noch nicht genügend erforschten Weise die einzelnen Merkmale der gekreuzten Rassen nicht mehr unabhängig voneinander vererben, sondern etwa in der Weise verbunden erscheinen, wie z. B. im Geschlechte der Habsburger eine bestimmte Zusammenstellung von Zügen der Unterlippe und des Kinns — auch durch solche Vererbung in „Blutlinien" muß sich im jüdischen Volke irgendetwas „Jüdisches" verbreitet haben. Dies meint wohl der jüdische Vorgeschichts- und Geschichtsforscher Salomon Reinach, wenn er schreibt: „Die Juden, obwohl unter sich verschieden, haben doch eine besondere facies, welche jedem etwas Geübten gestattet, sie sogleich zu erkennen."[1] Das betont auch Schleich, wenn er ausführt, irgend etwas Kennzeichnend-Jüdisches zeige sich „durchgehend vom fast negerhaften Kopfe des verkommenen russischen Juden bis zur feinsten Aristokratie der spanisch-jüdischen Adelsgeschlechter".[2] Eben diese „durchgehenden" Züge bei allen Judengruppen haben ja immer wieder dazu verleitet, in den Juden eine „Rasse" zu sehen. Renan, der einer-

[1] Reinach, Cultes, Mythes et Religions, Bd. III, 1913, S. 468: „La prétendue race Juive".

[2] Schleich, Jüdische Rassenköpfe, Ost und West, Illustrierte Monatsschrift für modernes Judentum, Bd. 6, 1906, S. 238.

seits schon erkannt hatte, daß die Juden keine Rasse darstellen, hat doch andererseits die Häufung gewisser als „jüdisch" erscheinender Züge im jüdischen Volke wahrgenommen und dies so auszudrücken versucht: „Meine Meinung ist, daß es keinen jüdischen Schlag (type) gibt, aber daß es jüdische Schläge gibt."[1]

Der von mir vermutete Auslesevorgang muß es bewirkt haben, daß trotz der Mannigfaltigkeit der Zusammensetzung des jüdischen Rassengemisches eine so verhältnismäßig große Mehrheit aller Juden dem aufmerksameren Beobachter gleich als Juden erkennbar ist, obschon doch die verschiedenen nicht-erblichen Überprägungen des jeweiligen Erscheinungsbildes durch die verschiedenen landesüblichen oder standesüblichen Kleidersitten, die verschiedenen landesüblichen Gewohnheiten des Auftretens usw. zunächst irreführend wirken können. Der um die rassenkundliche Erforschung des Judentums hochverdiente jüdische Arzt Weißenberg berichtet: „Ich legte einem Juden und einem Russen eine große Anzahl von Photographien vor, mit der Bitte, die Juden herauszusuchen. . . . Der Russe ermittelte richtig die Hälfte der Juden, während der Jude sogar in 70 % seine Volksgenossen richtig erkannte; ein Resultat, das, wie ich glaube, kein anderes europäisches Volk aufweisen kann."[2]

Bei diesem Ergebnis ist zu bedenken, daß die Juden Rußlands durch allerlei Vermischungen den sie umgebenden russischen Bevölkerungen rassisch näher gekommen sind als im allgemeinen die Juden des übrigen Abendlandes den Bevölkerungen ihrer Umgebung. Wahrscheinlich würden aufmerksamere jüdische und nichtjüdische Beobachter unter einer Anzahl unbekleideter Menschen die Juden — ganz abgesehen von deren etwaiger Beschneidung — mit noch größerer Sicherheit erkennen können, denn die Bekleidung kann in vielen Fällen rassische Merkmale verhüllen oder eine andere Volkszugehörigkeit vortäuschen. Die Wahrscheinlichkeit des Erkennens der Juden würde weiter erhöht werden, wenn diese unbekleideten Menschen sich ungezwungen bewegen und Gebärden ausführen könnten. Eine solche Erkennbarkeit des Volkstums würde sich nie ergeben, wenn man etwa eine Anzahl beliebig ausgewählter unbekleideter Russen, Deutscher, Schweden, Franzosen und Engländer zusammenstellte. Reche glaubt, daß man die Juden in mindestens 80 % der Fälle als Juden erkennen könne.[3]

Diese weitgehende Erkennbarkeit gilt aber nicht nur für den Blick

[1] Renan, Le judaisme comme race et comme religion, 1883.

[2] Weißenberg, Der jüdische Typus, Globus, Bd. 97, 1910, S. 329.

[3] Reche im Reallexikon der Vorgeschichte Bd. V, 1926, S. 233 unter „Hebräer".

geübterer Abendländer, sondern auch für den Blick außereuropäischer Menschen und Völker. So berichtet Duttenhofer aus Surinam (Guyana): „Sieht er [der Neger] einen Juden mit einem Europäer kommen, so sagt er nicht: ‚Da kommen zwei Weiße‘, sondern: ‚Da kommt ein Weißer mit einem Juden‘“.[1] Die Möglichkeiten der Erkennbarkeit der Juden verringern sich jedoch im allgemeinen, je stärker ein Volk selbst Einschläge der vorderasiatischen und der orientalischen Rasse zeigt. So soll es z. B. den Neugriechen nicht leicht sein, Juden als solche zu erkennen; die Neugriechen aber werden in vielen Fällen von Abendländern für Juden gehalten. Die Erkennbarkeit ist also in solchen Fällen zumeist durch die verschiedene Rassenzusammensetzung des Volkes bedingt, aus dem der Beurteiler stammt.

Die Erkennbarkeit der Juden ist bei der Mannigfaltigkeit der Zusammensetzung des jüdischen Rassengemisches nur dadurch zu erklären, daß dieses jüdische Rassengemische durch Jahrhunderte hindurch nahezu abgeschlossen in einer gewissen Inzucht eine bestimmte Ausleserichtung eingehalten hat — diejenige Ausleserichtung, die innerhalb des ganzen Volkes eine Häufung und Ausbreitung gerade der für den Abendländer als „jüdisch“ erscheinenden und erkennbaren Züge ergeben hat. Die Anbahnung einer „Rasse zweiter Ordnung“ im Judentum ist in seelischer Hinsicht anscheinend noch wahrscheinlicher als in leiblicher. Lenz schreibt: „Noch ausgesprochener als die körperliche ist die seelische Eigenart der Juden; man könnte die Juden geradezu als eine seelische Rasse bezeichnen.“[2] So muß auch er eine Art Rassenbildung im jüdischen Volke vermuten; auch er nimmt Auslesevorgänge an, die auch nach der Zerstreuung durch die beiden letzten Jahrtausende hindurch „noch in gleicher Richtung züchtend gewirkt“ haben: „Von der Urerzeugung nicht nur durch eigene Neigung, sondern vielfach durch den Zwang ausgeschlossen, haben sie ihren Lebensunterhalt stets ganz vorwiegend im Handel und in ähnlichen Berufen gesucht. Daher konnten in der Hauptsache immer nur solche Juden eine Familie gründen, die für die Vermittlung der Erzeugnisse anderer Menschen, die Erregung ihrer Wünsche und ihre Lenkung befähigt waren“ (a. a. O. S. 557). Eine solche Erklärung der Vereinheitlichung des jüdischen Rassengemisches auf dem Wege solcher lebensgesetzlicher (biologischer) Vorgänge der Anpassung an „Wirtsvölker“ hat Schickedanz weiter verfolgt.

---

[1] Duttenhofer, Über die Emanzipation der Neger, 1855, S. 42.

[2] Lenz in Baur-Fischer-Lenz, Menschliche Erblichkeitslehre und Rassenhygiene, Bd. I, 1927, S. 556/557.

Schickedanz möchte nach seinem 1927 erschienenen und durch den Jenaer Biologen Plate gerühmten Buche „Sozialparasitismus im Völkerleben" in den Juden so etwas wie eine „Gegenrasse" sehen, die durch eine Auslese entstanden sei, die im jüdischen Volke gerade die Fortpflanzung „parasitisch" veranlagter Menschen begünstigt habe. Das „Parasitische" im Judentum hatte schon Schopenhauer (Parerga und Paralipomena II, § 32) betont. Haberlandt hatte bei völkerkundlicher Betrachtung einen „typischen Parasitismus" der Juden behauptet (vgl. S. 202); Schickedanz verfolgt die Möglichkeiten der lebensgesetzlichen (biologischen) Auswirkung eines Schmarotzertums auf die Auslese innerhalb eines schmarotzerisch lebenden Volkes und zieht dabei mehr oder minder geeignete Beispiele aus dem Tierleben heran. Er glaubt, die Juden seien ein Beispiel solchen Schmarotzertums, und nimmt an, die Lebensweise der Juden nach Verlust eines eigenen Staates, die ein Ausnützen der Lebensvorgänge fremder Völker bedeute, habe die Juden auf dem Wege der Auslese durch Verlust gewisser Erbanlagen, wie sie zum eigenstaatlichen Leben erforderlich sind, und Gewinn gewisser anderer, zum schmarotzenden Leben geeignet machender Erbanlagen, also durch eine Art Gegenauslese, zu einer „Gegenrasse" werden lassen. — Demgegenüber ist oben ausgeführt worden, daß zwar das jüdische Volk verhältnismäßig viel einheitlicher erscheine als andere Völker, daß es zwar Jahrhunderte lang den Weg der Bildung einer Rasse zweiter Ordnung beschritten habe, daß aber diese Rassenbildung nicht erreicht worden sei. Zur abgeschlossenen Bildung einer Rasse zweiter Ordnung, auch einer solchen „Gegenrasse", bedürfte es auch bei strengster Einhaltung einer bestimmten Ausleserichtung viel größerer Zeiträume. Schickedanz selbst räumt ja ein, daß der Vergleich mit den Erscheinungen von Schmarotzertum im Tierreiche sich nicht auf alle Juden ausdehnen lasse.

Auslesevorgänge, die sich in der von Schickedanz angegebenen Richtung vollzogen haben, wird man innerhalb des Judentums wohl annehmen dürfen, und wird dies auch aus der Tatsache schließen dürfen, daß die Juden im Altertum als kräftige und handarbeitsfähige Menschen galten,[1] was man heute nur noch von kleineren Judengruppen, z. B. manchen jüdischen Hafenarbeitern der Küstenstädte des Schwarzen Meeres sagen könnte. Im heutigen Judentum sind Wehrpflichtuntaugliche ziemlich häufig, und verschiedene Entartungserscheinungen scheinen sich im jüdischen Volke eher stärker ausgebreitet zu haben als in den abendländischen Völ-

[1] Nach Hueppe im Handbuch der sozialen Hygiene, Bd. I, 1925, S. 33.

kern; hierüber mehr bei Betrachtung der Krankheitserscheinungen im Judentume!

Viele Züge im Judentume, sowohl leibliche wie seelische, werden sich aber aus dem Wesen der im Judentume vermischten Rassen erklären lassen, vor allem aus dem Wesen der vorderasiatischen Rasse, ohne daß man nötig hätte, so wie Schickedanz ganz besondere, durch Schmarotzertum bewirkte Auslesevorgänge anzunehmen. Hat Lenz richtig gesehen, daß die vorderasiatische Rasse „weniger auf Beherrschung und Ausnützung der Natur als auf Beherrschung und Ausnützung der Menschen gezüchtet" sei (vgl. S. 29), so ist es ja verständlich, daß ein Volk, in welchem eben diese Rasse stärker vertreten ist, Völkern anderer Rassenzusammensetzung durch viele seiner Vertreter schmarotzerisch erscheinen kann: es wird dazu kaum noch eines besonderen Auslesevorgangs bedürfen. Nach Lenz (a. a. O. S. 558) werden die Juden durch „Neigung und Fähigkeiten" immer wieder zu Betätigungen geführt, „bei denen das Eingehen auf die jeweiligen Neigungen des Publikums und deren Lenkung Erfolg bringt. Berufe, denen sie sich mit Vorliebe und Erfolg zuwenden, sind daher vor allem die des Kaufmanns, Händlers und Geldverleihers, des Journalisten, Schriftstellers, Verlegers, Politikers, Schauspielers, Musikers, Rechtsanwalts und Arztes". Ferner führt Lenz das „Kleidergeschäft" (die „Konfektionsbranche") und das Theater-, Zeitungs- und Zeitschriftenwesen als bezeichnend jüdische Betätigungsgebiete an. Erwerbszweige, in denen sich Menschen mit schmarotzerischen Zügen ansammeln können, werden den Juden leicht begehrenswert erscheinen und erreichbar sein auf Grund gewisser seelischer Züge der vorderasiatischen Rasse, auch einiger Züge der orientalischen Rasse, ohne daß sie darum das Ergebnis eines besonderen Auslesevorgangs sein müßten.

Wie man sich aber auch die lebensgesetzlichen (biologischen) Vorgänge im jüdischen Volke vorstellen mag, eine jede rassenbiologische Betrachtung des Judentums wird doch nach einer Erklärung der verhältnismäßig großen Einheitlichkeit des jüdischen Rassegemisches suchen, wie auch nach einer Erklärung der eigenartigen Lebensweise der weitaus überwiegenden Mehrheit der Juden, nämlich des Lebens unter und zwischen Fremdvölkern anderer Rassenzusammensetzung und anderer geistiger Überlieferung. Das jüdische Volk ist ja — wie man aus der Menge rassenkundlicher und vererbungswissenschaftlicher Arbeiten, die sich mit ihm beschäftigt haben, schließen darf — auch stets einer der anregendsten Gegenstände für die biologische und völkerkundliche Forschung gewesen.

VIII. Die Juden der Gegenwart

Von verschiedenen Seiten ist im 19. Jahrhundert versucht worden, die Züge, die man innerhalb aller Gruppen des jüdischen Volkes fand, rassenkundlich zu beschreiben, um so das Kennzeichnend-Jüdische zu erfassen, womöglich sogar Züge zu erfassen, die nur im jüdischen Volke vorkommen. Alle bisherigen Ausführungen dieses Buches müssen den Leser gegenüber solchen Versuchen mißtrauisch gemacht haben. Sehr wahrscheinlich sind die Juden oder eine überwiegende Mehrheit der Juden einander nach ihren leiblich-seelischen Erbanlagen näher verwandt als Angehörige anderer Völker, vor allem der abendländischen Völker; sehr wahrscheinlich finden sich gewisse leibliche wie vor allem gewisse seelische Züge im jüdischen Volke stärker verbreitet als irgendwelche anderen leiblichen und seelischen Züge in anderen Völkern. Man wird unter den Juden viel mehr „echt jüdisch" erscheinende Menschen finden als unter den Franzosen „echt französisch", unter den Engländern „echt englisch", unter den Russen „echt russisch", unter den Deutschen „echt deutsch" erscheinende Menschen — dies vor allem, wenn man von nicht-erblichen Zügen des Auftretens und Redens oder gar abzulegenden Äußerlichkeiten wie der Kleidung usw. absieht. Aber der rassenkundlich besser Unterrichtete wird nicht — wie im 19. Jahrhundert noch selbst Rassenforscher — erwarten, bei den Juden ererbte und vererbliche Züge zu finden, die nur innerhalb des jüdischen Volkes auftreten; er wird vielmehr Züge, die er bei Juden antrifft, so auch die „Judennase", bei allen denjenigen Stämmen und Völkern vermuten, die aus einem Rassengemische, ähnlich dem jüdischen, bestehen, so also besonders bei den Völkern Vorderasiens.

Obgleich also die Juden nicht etwa eine Rasse darstellen, vielmehr ein Rassengemische, dessen Grenzerscheinungen nur noch wenig, zum Teil gar nichts mehr von dem zeigen, was dem abendländischen Beobachter als „kennzeichnend jüdisch" erscheint, sollen im Folgenden einige der Versuche zur Beschreibung oder rassenkundlichen Kennzeichnung „jüdischer" Merkmale erwähnt werden; der Leser der bisherigen Ausführungen weiß, daß es sich dabei nur um die Schilderung von Merkmalen handeln wird, die innerhalb des jüdischen Volkes häufiger auftreten und in der Hauptsache zu den für den Abendländer auffälligeren außereuropäischen Rassenmerkmalen gehören.

Der jüdische Rassenforscher Joseph Jacobs hat zusammen mit dem englischen Vererbungswissenschafter und Erbgesundheitsforscher Francis Galton im Jahre 1886 einen Bericht veröffentlicht über einen Versuch, das Kennzeichnend-Jüdische in den Zügen einer Gruppe von jüdischen Schülern durch Herstellung von Übereinander-Bildern (composite portraiture) festzustellen.[1] Die beiden Forscher übertrugen die Lichtbilder einer Anzahl jüdischer Schüler der Jewish Free School London übereinander auf eine Platte, um auf diese Weise eine Art Durchschnittsbild zu erreichen — ein Verfahren, das rassenkundlich von sehr geringem Wert ist, weil dieses „Durchschnittsgesicht" in der betreffenden Gruppe gar nicht so häufig zu sein braucht, daß es als „kennzeichnend" empfunden werden müßte und weil das Zusammenzählen der Einzelzüge eines Rassengemisches gar keine Aussage über die Zusammensetzung dieses Rassengemisches ergibt. Das Verfahren der Übereinanderbilder entspricht der Vergangenheit der Rassenforschung, die glaubte, aus den durch Messungen und Berechnung der durch Messung gefundenen Zahlen als arithmetische Mittel sich ergebenden Mittelwerten eine Aussage über die „Rasse" der gemessenen Menschengruppe zu erhalten. Man wollte also durch das Ergebnisbild der Jacobs-Galtonschen Untersuchung etwa das „mittlere, durchschnittliche Aussehen des Juden" erfassen — ausgehend von der Vorstellung, die Juden seien so etwas wie eine im großen ganzen erbgleiche Menschengruppe, eine Rasse.

Über das Ergebnisbild des eben erwähnten Versuchs (Abb. 194, gewonnen aus den Einzelabbildungen) hat die Jewish Encyclopaedia unter „Type" berichtet: „Das Ergebnisbild ist bemerkenswert jüdisch in der Erscheinung, und man wird finden, daß diese Kennzeichnung bedingt ist durch Augenbrauen, Augen, Nase und Lippen, daß sie aber auch durch Lage und Umriß des Jochbeins (Backenknochen) unterstützt wird. Die Augenbrauen sind gewöhnlich deutlich ausgebildet, etwas buschig gegen die Nase hin und abnehmend nach außen. Die Augen sind gewöhnlich glänzend, beide Lider sind schwer und geschwellt, und ein Hauptkennzeichen des jüdischen Auges scheint zu sein, daß bei ihm ein größerer Teil der Sehöffnung bedeckt ist als bei anderen Menschen. Dies mag dazu beitragen, dem Auge einen nervösen (nervous) und verstohlenen (furtive) Blick zu geben, was bei kleinen, eng zusammenstehenden Sehöffnungen (Pupillen) einigen jüdischen

[1] Jacobs, On the Racial Characteristics of Modern Jews, Journal of the Anthropological Institute, Bd. XV, 1886, S. 23 ff.

Augen etwas Stechendes (keenness) gibt. Der Lymphsack unter dem Auge ist gewöhnlich voller und weiter vorstehend als bei Nichtjuden. Das hervortretende Jochbein bedingt in der Regel die hohle Wange, die zum jüdischen Ausdruck beiträgt, während die Nase, von vorn gesehen, nur durch die weiche Beweglichkeit (flexibility) der Nasenflügel, dieses Hauptmerkmal der jüdischen Nase, unterschieden werden kann. Die Oberlippe ist gemeinhin kurz und die untere steht vor, was dem Gesicht einen etwas sinnlichen Ausdruck gibt. Das Kinn zieht sich von der Lippe aus fast ohne Besonderheiten zurück, wobei es in den allermeisten Fällen unter der Lippe eine Vertiefung sehen läßt. Die Ohren vieler Juden sind abstehend und verstärken dadurch bei Knaben den Eindruck des Jüdischen.

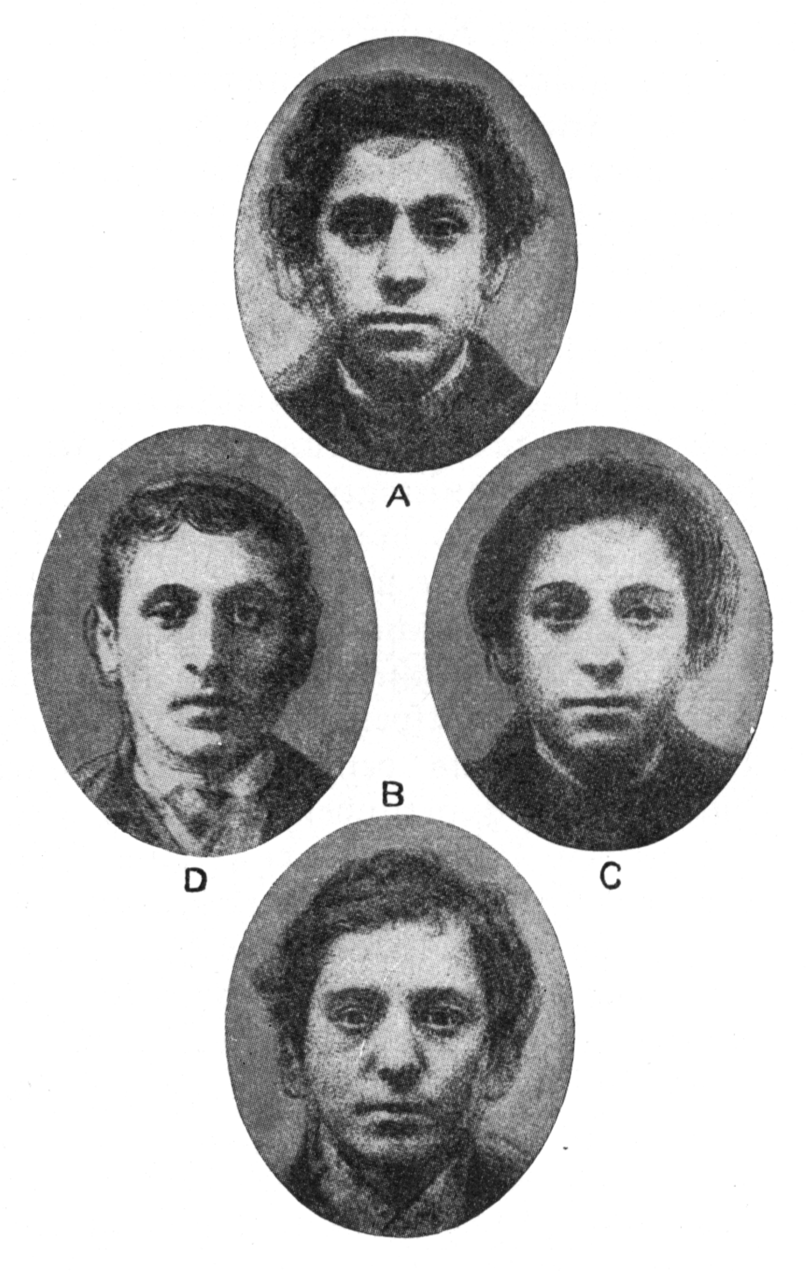


Abb. 194. Übereinanderbilder zur Feststellung
A: Das Bild aus den Aufnahmen besonders jüdisch
B: Das Bild aus den Aufnahmen von fünf anderen
C: Das Bild aus den Bildern A und B.

„Mit dem Wachstum wird der jüdische Ausdruck, wie oben bemerkt, ausgesprochener. Bei Männern mag das bedingt sein durch das Erscheinen des Schnurrbarts und Backenbarts. Oft findet man, daß der Schnurrbart etwas dünn ist, da zwischen den Haaren der Nasenlöcher und dem eigentlichen Schnurrbart eine ziemlich kahle Stelle ist. Der Backenbart ist in manchen Fällen verhältnismäßig dicht und in anderen üppig gekräuselt und sich von selbst teilend. Bemerkenswert ist, daß einige jüdische Gesichter fast alle diese Merkmale vereinigen.“



der Kennzeichen jüdischer Gesichtszüge
aussehender Schüler der Londoner Jüd. Freischule (a_{1-5})
Schülern derselben Schule (b_{1-5})
(Nach Fishberg)

„Neben diesen Einzelheiten ist in der ganzen Gesichtsbildung etwas, was man bei Juden allgemein findet. Im allgemeinen ist das Gesicht länglichrund, besonders bei dem besten Schlag der Jüdinnen, und, von der Seite betrachtet, ist es bemerkenswert ausgebogen, wobei die Nase gleichsam die Ausbuchtung aus einem Ellipsoid ist.“

Bei Betrachtung der Bilder (Abb. 194) ergibt sich, daß die untersuchten Schüler im ganzen mehr südjüdisch aussehen als ostjüdisch. Wahrscheinlich hätte sich kein so verhältnismäßig eindeutiges Ergebnis herausgestellt, wenn die Untersuchten mehr diejenigen Züge getragen hätten, die im Ostjudentum häufiger sind.

a) Einzelne Rassenmerkmale im jüdischen Volke

Obgleich eine Art Durchschnittsschilderung einer Menschengruppe auf Grund von Mittelwerten und Beschreibungen häufig auftretender Züge, wie oben vermerkt worden ist, für die rassenkundliche Kennzeichnung eines Volkes nur einen begrenzten Wert hat, werden im Folgenden Angaben solcher Art zusammengestellt, die einen gewissen Überblick über die Gesamtheit der Erbanlagen des jüdischen Volkes der Gegenwart vermitteln können — Angaben, zu denen die Arbeiten verschiedener

Forscher, vor allem wieder die Weißenbergs, herangezogen worden sind.[1]

Gestalt: Die Juden sind durchschnittlich klein; die Jewish Encyclopaedia gibt als mittlere Körperhöhe des männlichen Geschlechts 1,63 m, Pittard[2] 1,626 m an. Für die Juden Litauens, Nordwestrußlands und Polens ergibt sich eine mittlere Körperhöhe von 1,61 m. Für die Juden Österreichs, Ungarns, Bosniens und Italiens zusammen haben sich 1,63 m ergeben, für die Juden Südrußlands 1,648 m. Die Körperhöhen zwischen 1,61 m und 1,63 m scheinen im jüdischen Volke am häufigsten vertreten zu sein. Die besonders geringe Körperhöhe der Juden im Jemen (Südarabien) — 1,594 bei den Männern, 1,467 bei den Frauen — könnte außer durch den zu vermutenden Einschlag einer Pygmäenrasse (vgl. S. 61) auch durch ungünstige Umweltverhältnisse bedingt erscheinen, falls man nicht annehmen muß, daß die 64 von Weißenberg gemessenen dortigen Juden und Jüdinnen nicht zufällig eine Auslese besonders kleiner Menschen waren: die Körperhöhe scheint ja wie etwa der Brustumfang eines der Merkmale zu sein, die einer gewissen Umwelteinwirkung am ehesten zugänglich sind. Die größte Körperhöhe, nämlich im Mittel 1,645, in Damaskus 1,66 zeigt sich bei den Juden Syriens; verhältnismäßig viele höher gewachsene finden sich unter den Juden der berberischen Gebiete Nordwestafrikas: dort sind 45,4% der Juden größer als 1,65 m.

Beim Vergleich der Körperhöhe verschiedener Judengruppen

[1] Jewish Encyclopaedia unter „Type", „stature" und „nose"; Huguet, Les Juifs du Mzab, Bulletin de la Société d'Anthropologie de Paris, 1902; Fishberg, Beiträge zur physischen Anthropologie der nordafrikanischen Juden, Zeitschrift f. Demographie und Statistik der Juden, 1905; Weißenberg, Beiträge zur Anthropologie der Juden, Ztschr. f. Ethnologie, 1907; Die autochthone Bevölkerung Palästinas in anthropol. Beziehung, Ztschr. f. Demographie und Statistik der Juden, 1909; Die kaukasischen Juden, Archiv f. Anthropol., 1909; Die yemenitischen Juden, Ztschr. f. Ethnologie, Bd. 41, 1909; Die zentralasiatischen Juden in anthropol. Beziehung, Ztschr. f. Demographie und Statistik der Juden, 1909; Die Spaniolen. Eine anthropometrische Skizze, Mitteilungen der Anthropol. Gesellschaft Wien, 1909; Die syrischen Juden; anthropol. Betrachtungen, Ztschr. f. Ethnologie, 1911; Die mesopotamischen Juden in anthropol. Beziehung, Archiv f. Anthropologie, 1911; Die persischen Juden in anthropol. Beziehung, Ztschr. f. Demographie und Statistik der Juden, 1911; Anthropologie der deutschen Juden, Ztschr. f. Ethnologie, 1912; Zur Anthropologie der persischen Juden, 1913; Berthelon und Chantre, Recherches anthropologiques dans la Berbérie orientale, 1913; L. Livi, Gli Ebrei alla luce della statistica. Caratteristiche antropologiche e patologiche ed individualità etnica, 1918.

[2] Pittard, Les Races et l'Histoire, 1924, S. 428.

mit der ihrer nichtjüdischen Umgebung möchte man auf die Vermutung kommen — und sie ist auch schon ausgesprochen worden —, daß die durchschnittliche Körperhöhe der Juden, wenn auch im Abendlande im allgemeinen geringer als die der Nichtjuden ihrer Umgebung, doch etwas größer wäre in denjenigen Gebieten, wo auch die Körperhöhe der Nichtjuden beträchtlicher ist, etwas geringer, wo auch die Nichtjuden durchschnittlich kleiner sind. Ergäbe sich bei genaueren Messungen die Wahrheit dieser Vermutung, so wäre zur Erklärung dieser Erscheinung im allgemeinen weniger an Vermischungen beider Gruppen zu denken als an gewisse beide Gruppen berührende Umwelteinflüsse: gerade die Körperhöhe scheint ja eines der Rassenmerkmale zu sein, welche — auf das Erscheinungsbild (Phänotypus), nicht auf das Erbbild (Idiotypus) der Menschen einwirkenden — Umwelteinflüssen bis zu einem gewissen Grade zugänglich sind.

Das Wachstum der Juden scheint im allgemeinen früher abgeschlossen zu sein als das der europäischen Völker, mindestens das der nordwesteuropäischen Bevölkerungen. Die Geschlechtsreife tritt bei den Juden früher ein; viel früher als bei den nichtjüdischen Jugendlichen der abendländischen Bevölkerungen regt sich eine Aufmerksamkeit auf Erscheinungen des Geschlechtslebens. Nach Theilhaber beginnt bei den Jüdinnen sowohl in der Stadt wie auf dem Lande die Menstruation durchschnittlich früher als bei den europäischen Mädchen.[1]

Wuchsverhältnisse: Die verhältnismäßig geringe durchschnittliche Körperhöhe der Juden ist bei der Mehrheit wahrscheinlich durch eine verhältnismäßig geringe Beinlänge bedingt: ein untersetzter Wuchs scheint — mindestens bei den im Abendlande und Osteuropa lebenden Juden — häufiger zu sein. Man begegnet verhältnismäßig vielen kurzbeinigen Juden. Dieser Zug muß sich vor allem innerhalb überwiegend hochgewachsener, schlanker Bevölkerungen bemerkbar machen, so auch im vorwiegend dinarisch besiedelten Gebiete: „Weisbach hatte bei den unter Slowenen, Magyaren, Deutschen, namentlich aber Rumänen im Südosten des österreichischen Kaiserstaates lebenden Juden gefunden, daß sie relativ weit kürzere Arme und Beine als die Vertreter der genannten Völker besitzen." — „Die kürzesten Arme haben die Juden und Zigeuner"[2] beim Vergleich mit mehreren abendländischen Bevölkerungen. — Bei vielen Juden ist der Brustumfang verhält-

[1] Theilhaber, Beiträge zur jüdischen Rassenfrage, Zeitschrift f. Demographie u. Statistik der Juden, 1910, S. 44.

[2] Ranke, Der Mensch, Bd. II, 1912, S. 82.

nismäßig gering, ja sehr gering. Deniker[1] sprach von einer im jüdischen Volke verbreiteten Schmalbrüstigkeit, einer „Kleinheit des Brustumfangs" (inferiority of the thoracic perimeter), Stratz[2] von dem „flachen Brustkasten" vieler Juden. Ein schwach entwickelter Brustkorb — der übrigens ein durch Umwelt und Tätigkeit bis zu einem gewissen Grade beeinflußbares Merkmal darstellt — und verhältnismäßig kurze Arme ergeben jedes für sich und noch mehr beide zusammen die verhältnismäßig geringe Spannweite, die man innerhalb verschiedener Judengruppen festgestellt hat: die Spannweite (Klafterweite) ergibt sich aus dem Verhältnis der Maßstrecke von einer der beiden Mittelfingerspitzen zur anderen (bei seitlich wagrecht ausgestreckten Armen) zur Körperhöhe. „Nach einem 25jährigen Durchschnitt beim Rekrutierungsgeschäft blieb nach Mair in Fürth die Klafterweite der nicht mechanisch arbeitenden (jüdischen) Bevölkerung Fürths im Mittel um 4,3 cm hinter der Körperhöhe zurück, während sie bei bei den übrigen, vorwiegend dem Arbeiterstande angehörenden Männern die letztere um 5,7 cm überragte. Dasselbe ergaben die Untersuchungen von G. Schultz für die Petersburger jüdische und nichtjüdische Bevölkerung."[3] Diese Unterschiede sind in den mitgeteilten Fällen zum Teil durch die Beschäftigung bedingt, zum anderen Teil durch die rassische Verschiedenheit der betreffenden jüdischen Gruppe von einer als ostisch-dinarisch-nordisch anzusehenden deutschen und einer als ostbaltisch-nordisch anzusehenden russischen Bevölkerungsgruppe. Innerhalb des jüdischen Rassengemisches lassen sich aber bei einer geringen Minderheit auch verhältnismäßig lange dünne Arme beobachten, die „langen, über die Knie hängenden Arme", von denen mit einer gewissen Übertreibung schon Schudt[4] berichtet hat — vielleicht Anzeichen des geringen hamitischen Einschlags im Judentum. Auf einen hamitischen Einschlag, zum Teil auch wohl auf den orientalischen Einschlag, werden die auffallend schmalen Hände und Füße zurückzuführen sein, die bei den Juden vorkommen, ebenso die ziemlich „wadenlosen" Beine, die anscheinend nicht wenigen Juden eigen sind. Stratz (a. a. O. S. 19) erwähnt das Vorkommen krummer Beine. Der volkstümliche Witz macht auf einen eigenartigen „wehmütigen Zug um die Beine" aufmerksam, der vielen Juden eigen ist, eine gewisse

---

[1] Deniker, The Races of Man, 1900, S. 424.

[2] Stratz, Was sind Juden, 1903, S. 19.

[3] Ranke, Der Mensch, Bd. II, 1912, S. 68.

[4] Schudt, Jüdische Merkwürdigkeiten, Frankfurt u. Leipzig, 1714, Teil I/II, S. 369.

Schmächtigkeit des Schenkelbaus, die oft durch einen weichen Gang noch betont erscheint. Die „schwachen Waden" vieler Juden erwähnt auch Schaaffhausen.[1]

Den „runden Rücken", den Stratz (a.a.O. S. 19) vielen Juden zuschreibt, muß man weniger als Ausdruck von Erbanlagen leiblicher Art ansehen, vielmehr als eine erworbene, nicht-vererbliche Eigenschaft, die allerdings zum Teil eine Auswirkung der ererbten seelischen Veranlagung sein wird. Die auch von Stratz vermerkte verhältnismäßig große Häufigkeit der Plattfußanlage bei Juden wird S. 252 betrachtet werden.[2] Bei Jüdinnen tritt oft ein besonders breites Becken auf, dessen ziemlich plötzlich einsetzendes Breitenwachstum zwischen etwa dem 15. und 18. Lebensjahr besonders auffällt.

Auffällig ist beim männlichen wie beim weiblichen Geschlecht innerhalb aller Judengruppen die Neigung zum Fettansatz, so zur Doppelkinnbildung, zu Auflagerung von Fett auf dem Nacken und über den Schultern, sowie überhaupt zu jeder Art „Beleibtheit". Diese Neigung entspricht bestimmten Erbanlagen; stärkere Fettauflagerung wird aber zumeist nur bei üppigerer Lebensweise auftreten. Zu dieser neigen anscheinend viele Juden, und die im Verhältnis zu ihren nichtjüdischen Umgebungen überdurchschnittlich große Wohlhabenheit ermöglicht ihnen, solchen Neigungen zu folgen. In verschiedenen Heilstätten sind die Juden und Jüdinnen anscheinend nicht selten, die durch zu üppige Lebensweise vorübergehend zeugungs- bzw. empfängnisunfähig geworden sind.

Kopfformen: Die überwiegende Mehrheit der Juden ist kurzköpfig, doch nicht ausgesprochen kurzköpfig (hyperbrachykephal), sondern von einer Kurzköpfigkeit, die zur Mittelköpfig keit (Mesokephalie) neigt.[3] Am häufigsten sind nach Pittard (a.a.O. S. 429) die Längenbreiten-Indizes zwischen 80 und 83 vertreten. Die meisten langen Kopfformen treten bei den Juden der Türkei auf, deren durchschnittlicher Längenbreitenindex in einer Gruppe bis auf 76 herabgeht, die meisten kurzen Kopfformen bei denen der Kaukasusländer, deren durchschnittlicher Längenbreitenindex in einer Gruppe bis auf 87

---

[1] Schaaffhausen, Die Physiognomik, Archiv f. Anthropologie, Bd. 17, 1888, S. 337.

[2] Die Chinesen nennen (nach Salaman, Heredity and the Jew, Journal of Genetics, Bd. I, 1910/11, S. 285) die Juden „Menschen, welche die Sehne aus dem Bein entfernen" (people who remove the sinew of the leg), erklären sich also auf solche Weise die häufige Plattfüßigkeit, die ihnen bei den Juden aufgefallen ist.

[3] v. Luschan schätzte nach den damals vorliegenden Untersuchungen rund 50% Kurzköpfe und 5% Langköpfe unter den Juden (Die anthropologische Stellung der Juden, Korresp.-Blatt d. deutschen Gesellschaft f. Anthr., Ethnol. u. Urgeschichte, Jahrg. 23, 1892, S. 94 ff.).

steigt. Die Juden Rußlands sind durchschnittlich kurzköpfig mit einem Längenbreitenindex von 82,5, die Spaniolen Südosteuropas und des Morgenlandes durchschnittlich mittelköpfig mit einem Index von 78,1; bei jenen nur 1% Langköpfe und 81% Kurzköpfe, bei diesen 14,6% Langköpfe, 25,4% Kurzköpfe. Bei den Juden Innerasiens fanden sich 72% Kurzköpfe; in Persien fanden sich im Norden durchschnittlich kurzköpfige, im Süden durchschnittlich langköpfige Judengruppen; bei den Juden Mesopotamiens



Abb. 195. Bekannte Boxer zu Besuch bei einer Schulklasse Neuyorks, die hauptsächlich aus jüdischen Kindern besteht. Diese Kinder erscheinen in ihrer Mehrheit mehr überwiegend orientalisch als überwiegend vorderasiatisch. (Aufn. Wide World)

ergab sich ein mittlerer Längenbreitenindex von 78, unter ihnen waren 13,5% Langköpfe. Die Juden im Jemen (Südarabien) sind fast alle langköpfig, die syrischen Juden durchschittlich mittelköpfig bis kurzköpfig, die palästinischen mittelköpfig mit einer Neigung zur Kurzköpfigkeit. Die Juden Nordafrikas umfassen nach den Messungen durch Bertholon und Chantre 21,9% Köpfe unter Index 74, also ausgesprochene Langköpfe, 67,8% mittlere Kopfformen und nur 8,8% Kurzköpfe. Auch Fishberg fand die Juden Nordafrikas durchschnittlich mittelköpfig bis langköpfig. Die Juden der Vereinigten Staaten Nordamerikas erscheinen nach Untersuchungen durch den jüdischen Rassenforscher nordamerikanischer Staatsangehörigkeit Boas[1] durchschnittlich erheblich weniger

[1] Boas, Changes in Bodily Forms of Descendants of Immigrants, The Immigration Commission, 1910.

kurzköpfig als die Juden Europas. Boas hat dabei Umwelteinflüsse angenommen; man wird aber erst untersuchen müssen, ob die von ihm gemessenen nach Nordamerika ausgewanderten Juden nicht eine Auslese dargestellt haben, in der die orientalische Rasse stärker vertreten war.

Gesichtsformen: Über diese liegen noch keine Untersuchungen vor, die Vergleiche zwischen den verschiedenen Judengruppen zuließen. Im allgemeinen werden die langköpfigeren Gruppen schmälere Gesichter, die kurzköpfigeren breitere aufweisen.

Weichteile des Gesichts: Die Lippen sind meist wulstiger als bei den abendländischen Völkern. Häufig findet sich die S. 23 beschriebene vorhängende Unterlippe, ziemlich häufig — doch wohl mehr im weiblichen Geschlecht — die S. 70 beschriebene Lippenbildung und die S. 70 beschriebene höhere Lage der Kinnunterlippenfurche. Die S. 70 erwähnten „Mandelaugen" sind seltener und kommen anscheinend auch mehr im weiblichen Geschlecht vor. Im männlichen Geschlecht scheint die tiefe Nasenlippenfalte häufiger zu sein, die S. 23 erwähnt worden ist. Ein wenig ausgesprochenes, dabei spitzes Kinn scheint häufig vorzukommen. Stratz führt „vorstehende Augen" als etwas Kennzeichnend-Jüdisches an;[1] man sieht verhältnismäßig häufig Juden und Jüdinnen mit vorquellend erscheinenden Augen.

Am meisten hat die im jüdischen Volke häufige Bildung des Oberlids die Aufmerksamkeit derer auf sich gezogen, die „jüdische" Gesichtszüge zu beschreiben versucht haben. Oft sind bei Juden beide Augenlider wie verdickt und erscheinen schwer. Besonders schwer erscheint das Oberlid, das verhältnismäßig tiefer als bei den Augen der europäischen Rassen — mit Ausnahme mancher dinarischer Oberlider — über das Auge hereinhängt. So entsteht der „verstohlene" Blick, den die Jewish Encyclopaedia (vgl. oben S. 209) vermerkt, ein Blick, der öfters auch etwas Sinnlich-Brütendes oder etwas Lauerndes auszudrücken scheint. Diese Oberlidbildung ist es, die — nach Schilderung einer jüdischen Zeitschrift — „jüdischen Gesichtern oft den Ausdruck des Müden, Schläfrigen, Abgespannten, Lauernden gibt"; die „jüdischen" Augen seien auch gegenüber abendländischen „umschatteter, mit Ringen umzogen".[2] Diese Kennzeichnungen des „jüdischen Blicks" gehören aber zum Teil schon nicht mehr zu einer Schilderung leiblicher Merkmale, sondern zu einer des seelischen Ausdrucks; sie mögen immerhin in diesem Zusammenhang eingefügt werden. Beddoe spricht von

[1] Stratz, Was sind Juden, 1903, S. 25.
[2] Schleich, Jüdische Rassenköpfe, Ost und West, Bd. 6, 1906, S. 235.

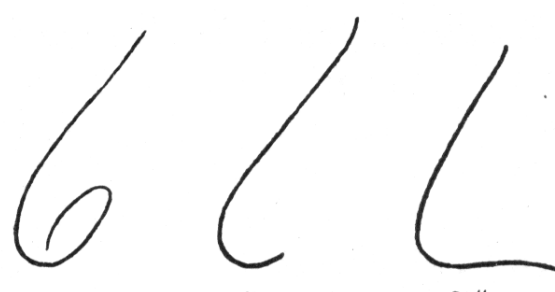


Abb. 196. Die „Judennase“ in Form einer 6 als erste (vorderste) Nasenform, die folgenden um so minder „jüdisch“, je weniger der Nasenflügel aufwärtsgezogen erscheint. (Nach Fishberg)

einem „Ausdruck nachdenklicher Weichheit mit einem Anflug von Belauern (cunning) oder gelegentlich von Ängstlichkeit (timidity).[1] Ripley, der die vollen Lider, die großen, dunklen, glänzenden Augen vieler Juden erwähnt, spricht von einer gewissen Schwere der Lider, die im günstigen Falle gedankenvoll, träumerisch oder schwermütig wirke, in ungünstigen schläferig oder listig.[2] Reinach findet bei vielen Juden einen scheuen, listigen Blick und etwas Zuckendes im Blick — Eigenheiten, die er — in unhaltbarer lamarckistischer Weise — aus Eigenschaften erklären will, die das Judentum durch Leiden und Verfolgungen erworben habe.[3]

Im jüdischen Volke scheinen auch fleischige „Ohrmuscheln“[4] häufiger zu sein, überhaupt — besonders im männlichen Geschlecht — verhältnismäßig große Ohren, dabei „oft abstehende Ohren“, wie Schleich (a. a. O.) angibt. Abstehende Ohren scheinen besonders bei jüdischen Kindern ziemlich häufig zu sein; man spricht in Österreich in solchen Fällen von „Moritzohren“. Manche Beobachter nehmen auch an, daß bei vielen Juden die Ohren höher sitzen als bei den abendländischen Völkern. Stratz (a. a. O.) nennt „große, rote Ohren“ kennzeichnend für viele Juden.



Abb. 197. Moritz Bokanowski, Jude aus Saloniki, französ. Minister, 1928 als Fahrgast eines Flugzeugs verunglückt. Ausgesprochene „Judennase“ (Entwurf zu einer Flugpostmarke)

Bei manchen Juden läßt sich auch in der Jugend schon eine gewisse Schlaffheit und Mattheit der Gesichtshaut, überhaupt der ganzen Gesichtszüge, bemerken, die in manchen Fällen einen Juden, der durch einen besonders starken Einschlag einer oder mehrerer euro-

[1] Beddoe, On the Physical Characteristics of the Jews, Transactions of the Ethnological Society of London, New Series, 1861, S. 22.

[2] Ripley, Über die Anthropologie der Juden, Globus, Bd. 76, 1889, S. 21.

[3] Reinach, Cultes, Mythes et Religions, Bd. III, 1913, S. 468.

[4] Schaffhausen, Die Physiognomik, Archiv f. Anthropologie, Bd. 17, 1888, S. 337.

päischer Rassen als Jude sonst kaum zu erkennen ist, doch von ihm ähnlich aussehenden Abendländern unverkennbar unterscheidet.

Die „Judennase": Die bei Judendarstellungen übliche, übermäßig heraushängende „Judennase" ist bei den Juden erheblich seltener, als man gemeinhin annimmt. Es scheint, daß die Züge der „Judennase" — d. h. im wesentlichen der Nase der vorderasiatischen Rasse — den abendländischen Völkern so aufgefallen sind, daß dieser Eindruck des Auffallenden die abendländische Vorstellung vom „echten Juden" gänzlich bestimmen konnte. Alle Zählungen von „Judennasen" innerhalb jüdischer Gruppen haben jeweils eine Minderheit ergeben, die durch solche Nasen gekennzeichnet war. Da die einzelnen Betrachter unter „Judennase" jeweils nicht ganz dasselbe verstanden haben und da es auch schwierig sein wird, anzugeben, von welchem Grade und welcher Form des Herausspringens oder Heraushängens an eine Nase als „Judennase" zu bezeichnen ist, kommt den Prozentzahlen solcher bisheriger Untersuchungen kein größerer Wert zu. Bei gewissen Judengruppen Rußlands und Galiziens scheint die Anzahl der „Judennasen" besonders gering zu sein. Bei russischen Juden fand Weißenberg nur 10% „Semitennasen".[1]

Was ist nun das Kennzeichnende an der Judennase? — Der oben (S. 209) genannte jüdische Forscher Jacobs hat ausgeführt und durch eine Zeichnung (Abb. 196) erläutert, daß bei der „Judennase" die Nasenspitze hakenförmig nach unten gebogen sei, indessen die Nasenflügel aufwärts gezogen seien. So entstehe, von der Seite gesehen, die Gestalt einer 6 mit nach oben verlängertem Strich. „Nicht so sehr die Form von der Seite gesehen, sondern die besondere Betonung und Biegsamkeit der Nasenflügel", das, was Jacobs nostrility nannte, mache das Kennzeichnende der „Judennase" aus.[2] Eine solche 6 läßt sich auch tatsächlich wieder erkennen selbst in solchen jüdischen Nasen, die an sich gar nicht eigentlich ausgebogen sind oder stärker herausspringen, sondern ziemlich flach liegen und sogar eingebogen sind. Würde man allein diese von Jacobs angegebenen Züge als „Judennase" bezeichnen, so fänden sich in allen Judengruppen verhältnismäßig viele Träger solcher Nasen. Auch in den Fällen, wo etwa die Nase eines Juden im Schattenriß die gleiche Form aufweist, wie die Nase eines nordrassischen Menschen, ist doch fast immer die jüdische Nase in der Vorderansicht an der Fleischigkeit der Flügel zu erkennen, an einer

[1] Weißenberg, Zur Anthropologie der deutschen Juden, Zeitschrift für Ethnologie, 24. Jahrg., 1912.

[2] Vgl. Jewish Encyclopaedia, unter „nose".

gewissen weichen, unstraffen Form der Flügel, die meist den Eindruck hervorruft, als hätten sich in der jüdischen Nase gleichsam weiche Stoffe nach unten gesenkt: die nostrility, die Jacobs anführt. Mancher „Halbjude" mit stärkerem nordischem Einschlag läßt doch diese kennzeichnende weiche Gestaltung der Nasenflügel noch deutlich erkennen, auch wenn diese Flügel nicht besonders fleischig sind oder gebläht wirken wie bei „echten Judennasen".

„Die starke Entwicklung des Bogens unter der umbiegenden Spitze, die Verdickung der vorderen Partie des Nasenfiltrums, welche fast niemals fehlt" — diese Züge schreibt Schleich der „Judennase" zu.[1] Wenn Hovorka die „Judennase" so beschreibt: „Nasensattel seicht [d. h. Nasenwurzel ziemlich hochliegend], die Nasenspitze hakenförmig nach unten gekrümmt und die Nasenflügel stark nach aufwärts gezogen",[2] so beschreibt er eigentlich die Nase der vorderasiatischen Rasse (vgl. S. 23), während doch zur „Judennase", wie die anderen Beobachter besser gesehen haben, nicht gerade eine Nase mit hoher Nasenwurzel, auch nicht eine stark herausspringende Nase gehört. Was im Abendlande als „Judennase" gilt, ist — wie der rassenkundlich Unterrichtete gleich erkennen wird — nur bei Auftreten mehrerer auffälliger Merkmale der vorderasiatischen Nase möglich; aber es gehören dazu nicht alle Merkmale der vorderasiatischen Nase, vielmehr kann die betreffende Nase (etwa durch einen nordischen Einschlag) einen sehr schmalen, nicht fleischigen Rücken haben oder (durch einen innerasiatischen, ostbaltischen oder ostischen [alpinen] Einschlag) ziemlich flach liegen und verhältnismäßig kurz sein: dennoch kann der von Jacobs geschilderte Eindruck entstehen. Man kann demnach auch sagen: es gibt nicht eine „Judennase", sondern verschiedene Ausgestaltungen der „Judennase", mehrere „Judennasen", und Hovorka schreibt mit Recht: „Vom rein morphologischen Standpunkte aus ist es jedenfalls nicht gerechtfertigt, die Judennase als etwas Einheitliches zu betrachten" (a. a. O. S. 94). Beddoe wollte die „Judennase" von den Nasenformen des Abendlandes — der „arischen Rasse", wie er sich noch ausgedrückt hat — abheben durch folgende Kennzeichnung: „An der Wurzel tiefer liegend, an der Spitze mehr eingedrückt und die Flügel mehr hinaufgezogen als bei starknäsigen Menschen der arischen Rasse."[3]

Die „Judennase" muß für das abendländische Empfinden doch

[1] Schleich, Jüdische Rassenköpfe, Ost und West, Bd. 6, 1906, S. 237.

[2] Hovorka, Die äußere Nase, 1893, S. 90.

[3] Beddoe, On the Physical Characteristics of the Jews, Transactions of the Ethnological Society of London, New Series, 1861, S. 223.

etwas besonders Auffälliges haben, wenn man erwägt, daß die Nase der dinarischen Rasse doch viele Züge mit der der vorderasiatischen gemeinsam hat und daß dinarische Nasen in Mitteleuropa doch ziemlich zahlreich vertreten sind. Aber während die dinarische Nase mehr aus dem Gesicht herausspringt, hängt die vorderasiatische Nase mehr heraus, und dieser Zug des Heraushängens statt Herausspringens ist noch mehr denjenigen Nasenformen eigen, die als „Judennasen" empfunden werden. Der Eindruck einer heraushängenden Nase, jedoch zumeist bei verhältnismäßig schmalem, oft sehr schmalem Nasenrücken, entsteht anscheinend öfters auch bei hamitisch-vorderasiatischer Rassenkreuzung, wie sie bei den Südarabern und in Nordostafrika vorkommt, gelegentlich aber auch bei Juden.

Außer bei manchen Gruppen der Ostjuden, die stärkere Einschläge kurz- und flachnäsiger Rassen erhalten haben, ist die „Judennase" auch ziemlich selten bei den Juden im Jemen und bei denen Nordafrikas, d. h. bei solchen Judengruppen, die — wie auch die obigen Angaben über den Längenbreitenindex des Kopfes andeuten — noch einen stärkeren Einschlag orientalischer Rasse bewahrt haben. So werden auch die südpersischen Juden verhältnismäßig wenig Vertreter mit „Judennasen" unter sich haben.

Aus dem Erwähnten geht hervor, daß man von einer „Judennase" weder in dem Sinne sprechen darf, daß etwa alle Juden oder nur die überwiegende Mehrheit der Juden eine solche Nase hätten, noch in dem Sinne, daß „Judennasen" nur im jüdischen Volke vorkämen: unter den Nasenformen der Juden gibt es auch genug andersgebildete Nasen, wie ja auch — besonders im weiblichen Geschlecht — die Nasenform der orientalischen, der ostbaltischen und der ostischen Rasse unter ihnen nicht selten ist; und „Judennasen" werden sich in allen den Völkern finden, die einen Einschlag vorderasiatischer Rasse erhalten haben. Nur für den Eindruck des an den Anblick morgenländischer und südosteuropäischer Bevölkerungen nicht gewohnten Abendländers ist die „Judennase" etwas, was sich allein mit der Vorstellung dieses einen Volkes verbindet. Gegenüber der „Judennase" muß wie gegenüber anderen im jüdischen Volke auftretenden Rassenmerkmalen stets betont werden, daß es keine auf das jüdische Volk beschränkten leiblichen Merkmale gibt, sondern daß das jüdische Volk ein besonderes Rassengemische aus in der Hauptsache außereuropäischen Rassen darstellt — Rassen, die aber mit allen ihren leiblichen Merkmalen und seelischen Eigenschaften auch zum Rassengemische anderer morgenländischer Völker beigetragen haben.

Die Haut: Die Hautfarbe der Juden ist durchschnittlich dunkler als die der abendländischen und nordosteuropäischen Völker. „Talko Grinzewitsch zählte unter den Juden im südwestlichen Rußland etwa 25% mit dunkler Haut, 60% helle Haare, 10% blaue und 25% graue Augen."[1] In einer (hauptsächlich durch ostbaltischen Einschlag) verhältnismäßig hellen Judengruppe wie der genannten sind aber entsprechend weniger dunkelhäutige zu erwarten als in den in bezug auf die Hautfarben noch nicht untersuchten anderen Judengruppen. Man kann bei Juden und Judenmischlingen öfters eine gleichsam unbelebte gelblich-matte Haut beobachten. Unter den Südjuden soll eine auffallend matt-helle Hautfarbe ziemlich häufig sein. Eine gewisse, manchen Juden eigene Schlaffheit der Gesichtshaut ist oben (S. 218) erwähnt worden. Der „Hautgeruch" der Juden soll im folgenden für sich behandelt werden.

Die Behaarung: Die Körperbehaarung der Juden ist (entsprechend deren starkem vorderasiatischem Einschlag) im allgemeinen sehr stark, so auch der Bartwuchs. Vielfach fällt die dunkle, blauschwarz erscheinende rasierte Bartfläche der Wangen jüdischer Männer auf, die auf einen dichten Bartwuchs hindeutet. Man würde wahrscheinlich bei Juden mehr negride (eng-krause, „krauswollige") Bärte finden, wenn die Mode weniger gegen den Bart gerichtet wäre. Die Augenbrauen sind bei Juden oft dicht behaart und über der Nasenwurzel zusammengewachsen (vorderasiatische Rasse, vgl. S. 26), häufiger kommen auch hochgewölbte Brauen und lange Wimpernhaare vor (orientalische Rasse, vgl. S. 70). Die hochgewölbten Brauen reichen öfters gegen außen hin ziemlich tief nach unten, was dem Gesicht einen schmerzlichen Zug verleihen kann.

Die vordere Kopfhaargrenze scheint bei manchen Juden öfters über der Stirnmitte eine Spitze nach unten zu beschreiben, wie dies bei vorwiegend dinarischen Köpfen bei Europäern auch vorkommt: ein Zug, der von Mephisto-Darstellern meist zur Gestaltung der Gesichtsmaske verwendet wird. Im Volksmund heißt diese Stirnhaarspitze „Schneppe". Sabouraud meint nach seinen Beobachtungen an „semitischen" Einwohnern Frankreichs — womit er offenbar die Juden meint —, die Kahlköpfigkeit bei diesen „Semiten" beginne und schreite fort durch ein immer weiteres Vorrücken der Haarlosigkeit von der Stirne aus; dieser Zug, den Sabouraud also bei Nichtjuden seltener gefunden zu haben scheint, sei auch bei „semitischem Einschlag" (mélange semitique) eines Nichtjuden anzutreffen.[2]

[1] Ranke, Der Mensch, Bd. II, 1912, S. 167.

[2] Sabouraud, Maladies du cuir chevelu, 1900, S. 234.

Nach amerikanischen Untersuchungen ist bei Juden das Kopfhaar zu 67 % schlicht, zu 26% wellig, zu 6% lockig, zu 1% „wollig".[1] Unter dem hier als „schlicht" bezeichneten Haar wird wahrscheinlich ziemlich viel hartes bis straffes Haar eingerechnet worden sein. Allem Anschein nach ist unter den Juden im Abendlande eng-krauses Haar, das auf einen negerischen Einschlag hinweist, zu mehr als 1% vertreten, jedoch wahrscheinlich nicht viel häufiger als etwa unter den Samaritanern (vgl. S. 154). Auch die Bilder des vorliegenden Buches lassen ziemlich häufig negerisches Haargespinst erkennen. Eigenartig berührt bei manchen Juden und Jüdinnen ein Zusammentreffen nordischer und negerischer Erbanlagen, wie es sich in engkrausem nordisch-blondem Haar nicht selten zeigt.

Die Haarfarbe: Die Haarfarben, die im jüdischen Volke am häufigsten sind, liegen zwischen Braun und Schwarz. Hellere Haarfarben sind aber keineswegs spärlich vertreten. Nach der Tabelle, die Livi[2] gibt, machen die Blond- und Rothaarigen bei nordosteuropäischen Judengruppen 12—25 % aus, bei galizischen 23,2—25,5 %, bei badischen 15,1 %, bei italienischen Judengruppen 7,5—11,8 %, bei südeuropäischen Judengruppen 6—12%, bei türkischen 6,9 %, bei Judengruppen im Kaukasus 4%. Fishberg fand bei nordafrikanischen Judengruppen, wo er aber hauptsächlich Kinder untersuchte, 5,94 % Blonde; bei Erwachsenen hätte er entsprechend dem Nachdunkeln[3] eine kleinere Zahl gefunden. Unter den Juden Nordamerikas fanden sich nach Livi 11,3 % Blonde. Die Juden Südeuropas und Nordafrikas sind durchschnittlich kaum dunkler, in einigen Gebieten sogar erheblich heller als die sie umgebenden Bevölkerungen: die Süditaliener sind zu 8 % blond, die Neugriechen zu weniger als 5 %, die Portugiesen zu 2 %, die Juden Italiens nach L. Livi zu 7,5 % blond und rothaarig, die der Türkei zu 6,9 % in einer Gruppe, in einer anderen zu 3 % blond. Die Zahl der Blonden unter den einheimischen Juden Palästinas wird annähernd so groß sein oder nur wenig kleiner als die der Blonden unter den Samaritanern (vgl. S. 153).

Im allgemeinen nimmt die Blondheit unter den Juden zu in der Richtung auf die von stärkeren Judengruppen besiedelten Gebiete Osteuropas, vor allem des mittleren und nördlichen Osteuropas. Unter den abendländischen Völkern beträgt die Zahl der

[1] Vgl. Jewish Encyclopaedia unter „Hair".

[2] L. Livi, Gli Ebrei alla Luce della Statistica, Bd. I, 1918, S. 77.

[3] Vgl. Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes, 13. Aufl. 1929, S. 63.

Blonden unter den Juden durchschnittlich etwa 10%.[1] Bei der später zu erwähnenden Virchowschen Schulkinderuntersuchung 1874—77 fanden sich unter allen Schulkindern im Deutschen Reiche, also einschließlich der jüdischen Kinder, 31,8% mit heller Haut, blondem Haar und blauen Augen, 14,35% mit dunklerer Haut, dunklem Haar und braunen Augen; die entsprechenden Zahlen bei den jüdischen Schulkindern waren 11,17% und 42%. — Unter den Jüdinnen finden sich anscheinend weniger Blonde als unter den Juden.

Verhältnismäßig häufig sind unter den Juden die Rothaarigen. Im VI. Abschnitt (S. 162) ist vermerkt worden, daß eine gewisse Rothaarigkeit (Rutilismus, Erythrismus) bei allen Menschenrassen der Erde vorkomme und daher nicht als Rassenmerkmal aufgefaßt werden dürfe. Bei Virchows Schulkinderuntersuchung wurden 0,5% rothaarige Judenkinder festgestellt. „Unter den galizischen Juden fanden sich nach Majer und Kopernicki 4,45% Rothaarige."[2] Die Judengruppen Ostrußlands sollen durch eine verhältnismäßig größere Zahl Rothaariger, besonders auch sommersprossiger, straffhaariger Rothaariger gekennzeichnet sein. Barteletti hat die Rothaarigkeit besonders untersucht: er fand, daß Rothaarigkeit oft mit Sommersprossen und sehr heller Haut verbunden sei; den Rothaarigen sei oft ein Ziegengeruch eigen, häufig seien sie durch eine gewisse Muskelschlaffheit und ein grobes Haargespinst gekennzeichnet. Auch er betont, daß Rothaarigkeit bei dunklen wie bei hellen Bevölkerungen vorkomme, häufiger innerhalb heller und in Gebieten, wo eine helle sich mit einer dunklen Bevölkerung berühre.[3] Eine künftige Untersuchung an jüdischen und nicht-jüdischen Gruppen, die anders als bisher möglichst genau zwischen noch rotblondem (meist feinem) Haar und schon eigentlich fuchsrotem (meist grobem) Haar zu unterscheiden hätte, könnte erst Aufschluß über die Eigenart der Rothaarigkeit im jüdischen Volke geben.

Die Augenfarbe: Die Braunäugigen sind im jüdischen Volke in der Mehrheit, doch finden sich Helläugige ziemlich häufig, zumeist in denjenigen Gruppen, die auch durch einen höheren Hundertsatz Hellhaariger gekennzeichnet sind. Die Tabelle bei Livi (a.a.O. S. 79) zeigt, daß die Helläugigen (blaue, graue und grüne Augen) bei den Ostjuden zwischen 30 und 51% ausmachen, bei den Süd-

---

[1] Vgl. Weißenberg, Zeitschrift für Ethnologie, Bd. 41, 1909, S. 309 ff.

[2] Ranke, Der Mensch, Bd. II, 1912, S. 167.

[3] Barteletti, Sugli individui a capelli rossi, Archivio per l' Antropologia e l'Etnologia, Bd. 33, 1903, S. 277 ff.

juden zusammen mit den Juden im Kaukasus zwischen 20 und 41%, die Blauäugigen bei den Ostjuden zwischen 5 und 26%, bei den Südjuden zusammen mit den Juden im Kaukasus zwischen 1,5 und 18%.

b) Die Blonden und Helläugigen unter den Juden

An dieser Stelle muß nun die Frage der Blonden und Helläugigen unter den Juden, die schon so viel erörtert worden ist, nochmals erwogen werden. Im V. Abschnitt ist S. 149 ff. diese Frage schon gestreift worden. Dort sollte nachgewiesen werden, daß schon das Hebräertum Altpalästinas durch einen nordischen Einschlag gekennzeichnet gewesen sein muß. Die Einwirkung eines nordischen Einschlags auf die hebräischen Anschauungen über Leibesschönheit ist im VI. Abschnitt untersucht worden. Der nordische Einschlag im hebräischen Volke wurde S. 155 für die Frühzeit auf 10—15% der gesamten Erbanlagen dieses Volkes geschätzt, für die Jahrhunderte um den Beginn unserer Zeitrechnung auf 5—10%. Der VII. Abschnitt sollte erweisen, daß die Juden nach ihrer Zerstreuung zwar noch verschiedene neue Rasseneinschläge erhalten haben, besonders vor dem Jahre 1000 n. Chr. Unter diesen Einschlägen waren aber bei den Südjuden kaum Einschläge nordischer Rasse anzunehmen, bei den Ostjuden nur geringere Einschläge nordischer Rasse, bei den Juden der Kaukasusländer noch geringere. Die Südjuden mögen auch etwa den Hundertsatz Blonder und Helläugiger angeben, der dem Hebräertum Altpalästinas eigen gewesen ist. Hingegen findet sich im Ostjudentum eine so auffällig hohe Zahl Blonder und Helläugiger, daß hier ein stärkerer Einschlag einer hellhaarigen, helläugigen Rasse oder mehrerer solcher Rassen angenommen werden muß, und zwar ein Einschlag, der den Ostjuden und nur ihnen nach ihrer Zerstreuung über Osteuropa zuteil geworden sein muß. Aus dem VII. Abschnitt (S. 183) geht hervor, daß die Juden Osteuropas sich mit Teilen der Chasaren vermischt haben, denen ein Einschlag der hellen ostbaltischen Rasse, vielleicht auch ein geringer Einschlag der hellen nordischen Rasse, eigen gewesen sein muß, daß die Juden Osteuropas sich auch mehr als die Südjuden mit den sie umgebenden Bevölkerungen gemischt haben. Diese Bevölkerungen stellen aber verschiedene Rassengemische dar, in denen im allgemeinen die helle ostbaltische Rasse überwiegt.[1] Obschon die osteuropäischen Bevölkerungen auch — je weiter gegen die Ostseegebiete hin desto mehr — durch einen nor-

[1] Über die leiblichen Merkmale der ostbaltischen Rasse vgl. Fußnote 3, S. 188.

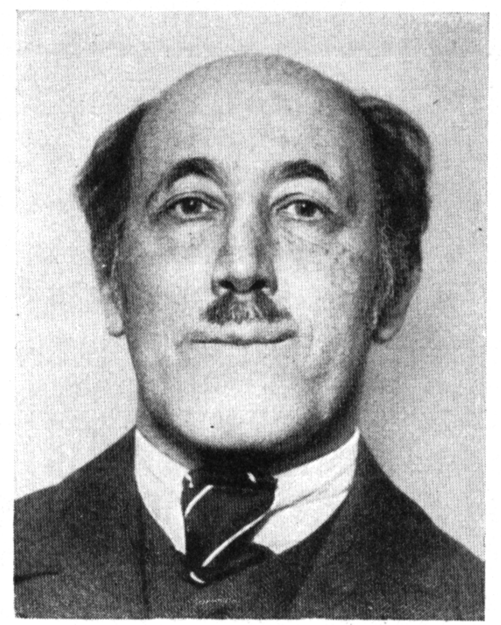


Abb. 198. Alfred Kerr, Theaterkritiker, Schriftsteller, geb. 1867. Vorw. orientalisch mit Einschlag einer breitges. Rasse



Abb. 199. Jude aus Deutschland, Hochschullehrer. Vorw. orientalisch mit ger. vorderasiat. (u. nordischem?) Einschlag

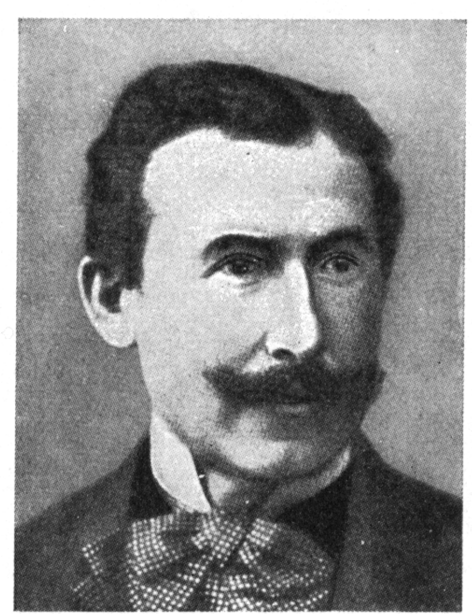


Abb. 200. Nathanael Sichel, Porträtmaler, geb. 1843. Vorw. orientalisch mit westischem (mediterranem) Einschlag?

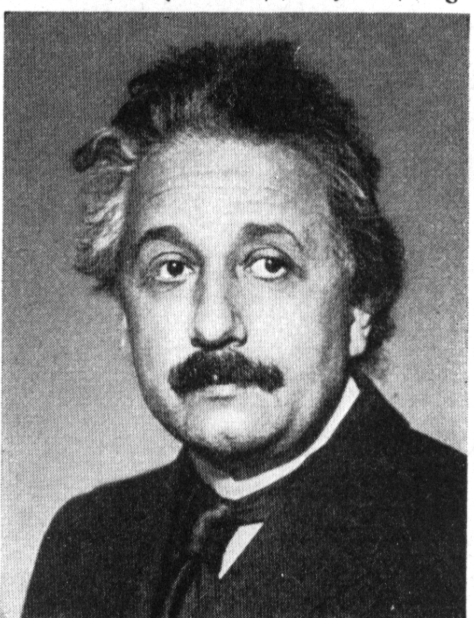


Abb. 201. Albert Einstein, Physiker, geb. 1879 Vorwiegend orientalisch mit geringem vorderasiat. Einschlag



Abb. 202. Jude aus Österreich. Vorwiegend orientalisch mit ostischem Einschlag

Juden aus Deutschland und Österreich



Abb. 203. Galizien. Radek (Sobelsohn), geb. 1885, sowjetrussischer Staatsmann Vorwiegend orientalisch

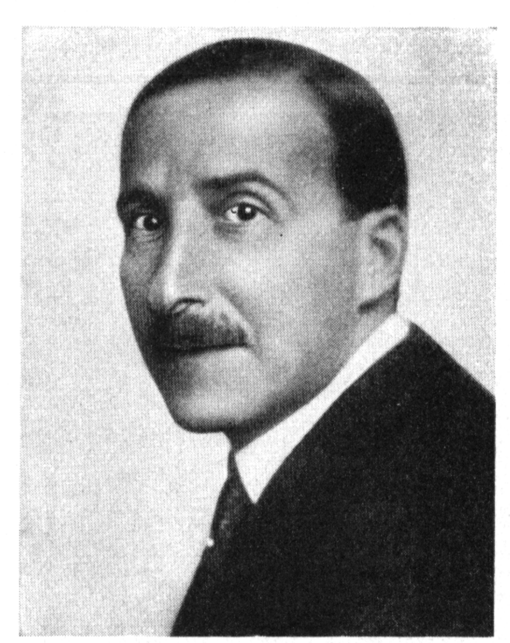


Abb. 204. Österreich. Stefan Zweig, Schriftsteller, geb. 1887. Vorw. orient. mit geringem vorderasiat. (u. nord.?) Einschlag



Abb. 205. Böhmen. Franz Werfel, Dichter, geb. 1890. Vorwiegend oriental. mit Einschlag einer breitgesichtigen Rasse

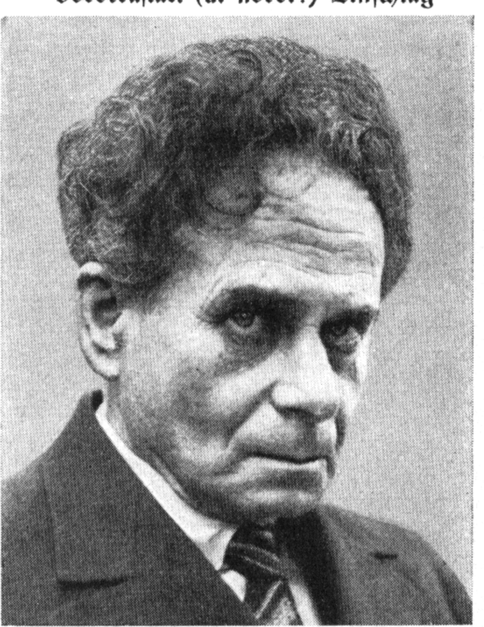


Abb. 206. Deutschland. Maximilian Harden (Witkowski), 1861—1928. Vorderasiatisch-orientalisch — mit nordischem Einschlag?

Juden aus Deutschland, Österreich und den Nachfolgestaaten



Abb. 207. Jüdin aus Marokko. Vorw. orient. — vermutl. mit vorderasiatischem Einschlag. (Aus Fishberg)



Abb. 208. Georg Bernhard, geb. 1875
Chefredakteur und Politiker



Abb. 209. Berlin. Schriftsteller
(Aufn. Rieß)

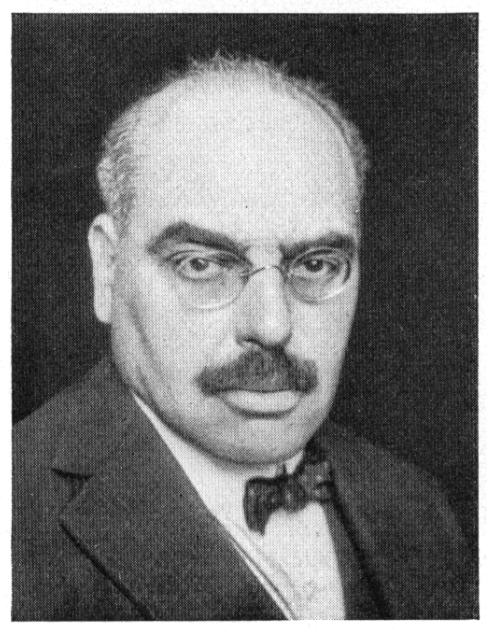


Abb. 210. Rud. Hilferding, geb. 1877
Finanzminister des Deutschen Reiches



Abb. 211. Paul Hirsch, geb. 1868
Preußischer Ministerpräsident a. D.

Juden aus Deutschland und Österreich. Vorw. vorderasiatisch

dischen Einschlag gekennzeichnet sind, muß das Ostjudentum doch viel mehr ostbaltische als nordische Einschläge erhalten haben, wie das auch nach den von den Juden hauptsächlich besiedelten osteuropäischen Gebieten, Gebieten mit überwiegend ostbaltischen Bevölkerungen, schon anzunehmen ist. Wären die hellen Haut-, Haar- und Augenfarben der Ostjuden nicht nur zu einem geringen, sondern zu einem größeren Teile der nordischen Rasse zuzuschreiben, so müßten sich im Ostjudentum auch die Auswirkungen anderer Erbanlagen der nordischen Rasse häufiger finden: so ein durchschnittlich höherer und schlankerer Wuchs, eine durchschnittlich

geringere Kurzköpfigkeit bzw. viel mehr Langköpfigkeit, auch durchschnittlich schmälere Gesichter.

Die Schwierigkeit, die verhältnismäßig große Zahl Hellhaariger und Helläugiger unter den Ostjuden zu erklären, erscheint sogleich geringer, wenn man erkannt hat, daß es sich bei dieser Helligkeit in der Hauptsache gar nicht um nordische, geschweige um fälische, sondern um ostbaltische Erbanlagen handelt. Fishberg hat zur Erhellung dieser Fragen eine Anzahl in Nordamerika eingewanderter Juden untersucht und dabei gefunden, daß sich gerade unter den blonden Helläugigen mehr Kurzköpfe befanden als unter den braunhaarigen Braunäugigen.[1] Die Frage der hellen Farben unter den Ostjuden konnte der Rassenforschung nur so lange größere Schwierigkeiten bereiten, als diese noch nicht eine helle kurzköpfig-breitgesichtige Rasse mit kurzer eingebogener Nase, die ostbaltische Rasse — Denikers race orientale —, anerkannte.

Daß es sich bei den hellen Ostjuden nicht oder nur in seltenen Fällen um Menschen mit einem nordischen Einschlag handelt, hatte Karl Vogt schon erkannt, als er in seinen „Vorlesungen über den Menschen“ (1863) ausführte: „Man findet tatsächlich im Norden, in Rußland und Polen, Deutschland und Böhmen, einen jüdischen Stamm mit oft roten Haaren, kurzem Bart, etwas aufgeworfener Stumpfnase, kleinen grauen, listigen Augen und von mehr gedrungenem Körperbau, mit rundem Gesicht und meist breiten Backenknochen, der mit manchen slawischen Stämmen, namentlich des Nordens, viel Ähnlichkeit hat.“ — Hier führt ja Vogt schon eine ganze Reihe ostbaltischer Rassenmerkmale an (vgl. Fußnote 3 S. 188). Noch ehe Denikers race orientale, heute ostbaltische Rasse genannt, anerkannt war, hatte schon Fishberg die Eigenart und Herkunft der Hellen unter den Ostjuden richtig erkannt, als er in seiner Arbeit „Zur Frage der Herkunft des blonden Elements im Judentum“[2] die Blondheit unter den Juden in der Hauptsache auf mittelalterliche Vermischungen mit der slawischen Bevölkerung Osteuropas zurückführte — er hätte auch die „weißen“ Chasaren (vgl. S. 188) nennen können. Die blonden Juden erinnnern nach Fishberg im allgemeinen mehr an gewisse blonde Slawen; sie seien auch meistens klein und kurzköpfig. Nur ein geringer Teil der jüdischen Blondheit stamme aus Altpalästina, sei amoritisch-nordischer Herkunft, sonst müßten ja die Blonden unter den Juden in allen Ländern ungefähr gleich

[1] Fishberg, Materials for the Physical Anthropology of the Eastern European Jews, Annals of the New York Academy of Sciences, Bd. 16, S. 280 ff.

[2] Zeitschrift für Demographie und Statistik der Juden, 1907, Nr. 1/2.

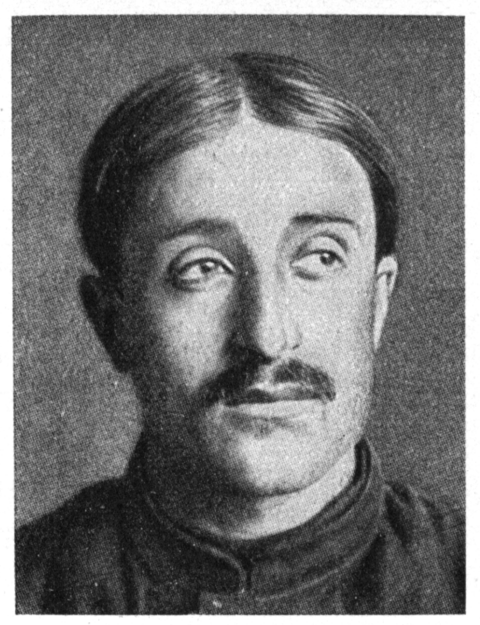


Abb. 212. Jude aus Marokko
Anscheinend vorderasiatisch-westisch
(Aufn. v. Eickstedt)

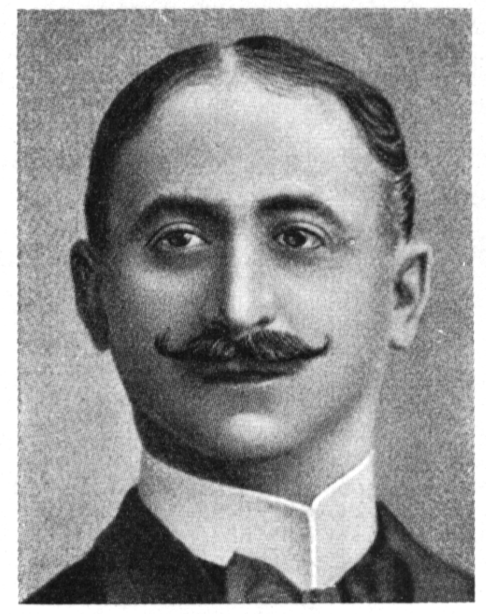


Abb. 213. Jude aus Ungarn
Theodor Naschitz, Geiger, geb. 1859
Orientalisch-vorderasiatisch-ostisch (alpin)



Abb. 214. Jude aus Böhmen
Fritz Mauthner, Schriftsteller, 1849—1923
Vorwiegend vorderasiatisch

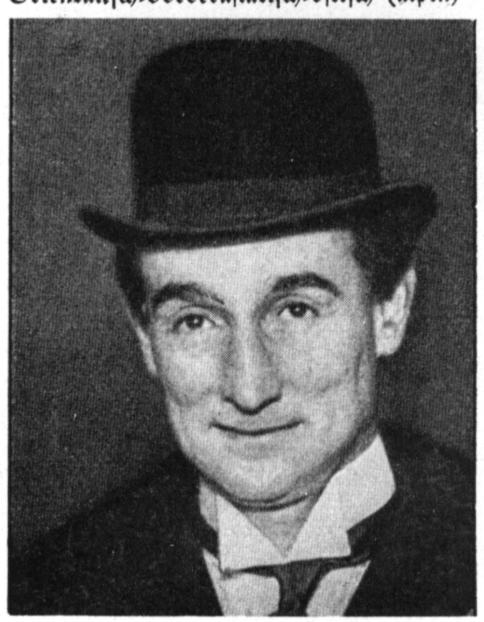


Abb. 215. Jude aus England
Lord Reading (Rufus Daniel Isaacs), ehem. Vizekönig v. Indien, geb. 1860. Vorw. orient. m. vorderas. Einschlag

stark vertreten sein. Bei aller Zustimmung zu diesen Ausführungen Fishbergs darf aber auch nicht übersehen werden, daß die Ostjuden durch die erwähnten mittelalterlichen Vermischungen zu ihrem geringen altpalästinisch-nordischen Einschlag einen geringen nordischen Einschlag hinzu erhalten mußten, da ein solcher eben den betreffenden (überwiegend ostbaltischen) osteuropäischen Bevölkerungen auch eigen war. Die Hellen im Ostjudentum sind also zu erklären: zu einem geringeren Teile aus einem altpalästinischen und einem mittelalterlichen Einschlag nordischer Rasse, zum weitaus größeren Teile aus mittelalterlichen bis neuzeitlichen Einschlägen ostbaltischer Rasse.



Abb. 216. Jude aus Posen
Abrah. Berliner, jüd. Gelehrter, 1833—1915
Orientalisch-vorderasiatisch

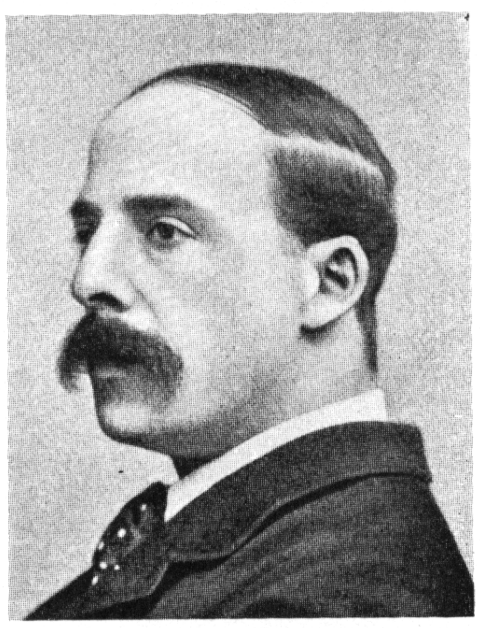


Abb. 217. Jamaika. Sir Fred. Cowen,
Tonsetzer, geb. 1852. Kreole (englisch-jüdische Eltern). Westisch-nordisch-vorderasiatisch?

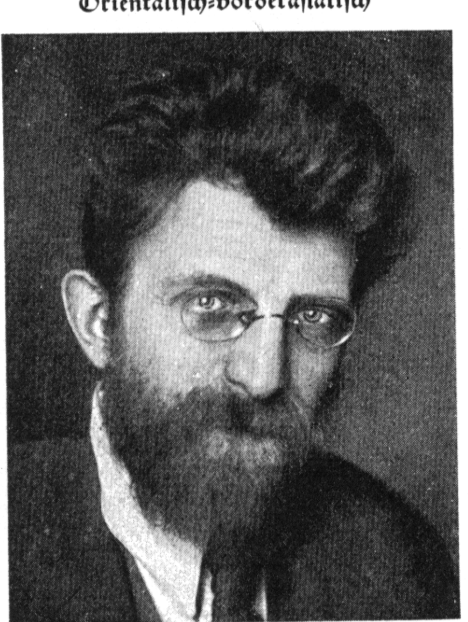


Abb. 218. Jude aus Deutschland
Erich Mühsam, Dichter und komm. Führer, geb. 1878. Anscheinend orientalisch-nordisch

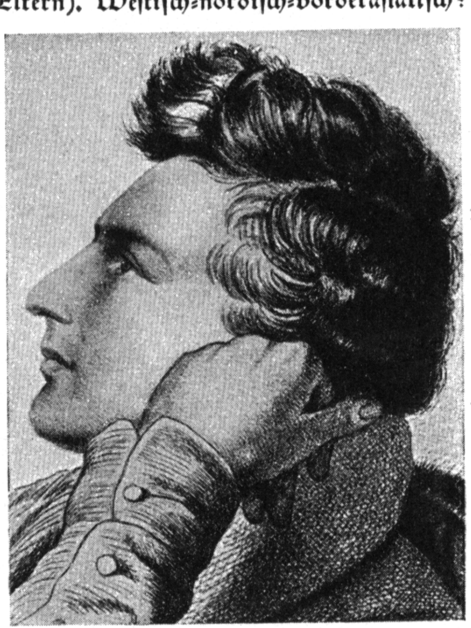


Abb. 219. Heinrich Heine,
Dichter 1797—1856
Orientalisch-nordisch

Daß die hellen Farben der zur Zeit der Virchowschen Schulkinderuntersuchung 1874—77 im Deutschen Reiche und in Österreich lebenden Juden in der Hauptsache einem älteren nordischen und ostbaltischen Einschlag zuzuschreiben sind, daß sie nur zum geringsten Teile aus Vermischungen mit der deutschen Bevölkerung im 19. Jahrhundert zu erklären sind, mag sich aus den Ergebnissen der Virchowschen Schulkinderuntersuchung schließen lassen; daher ein kurzer Überblick über diese Untersuchung und ihre Ergebnisse:

Auf Anregung Rudolf Virchows wurden in den Jahren 1874 und 1875 im Deutschen Reich, in der Schweiz, in Österreich



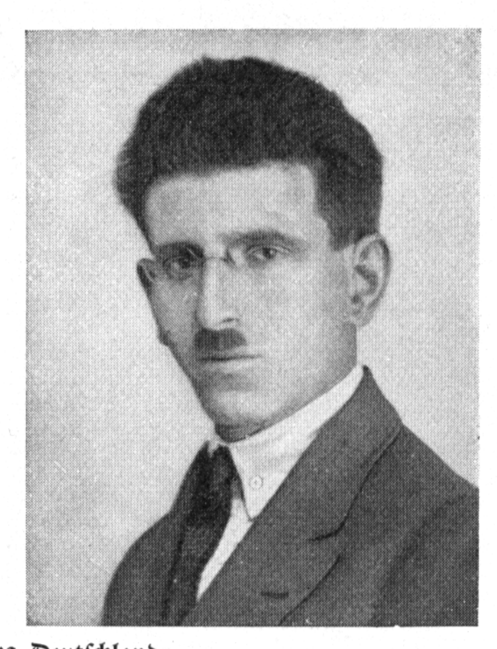


Abb. 220 u. 221. Juden aus Deutschland

Vermutlich orientalischer, innerasiatischer und negerischer Einschlag

Vermutlich vorwiegend orientalisch mit geringem negerischem Einschlag





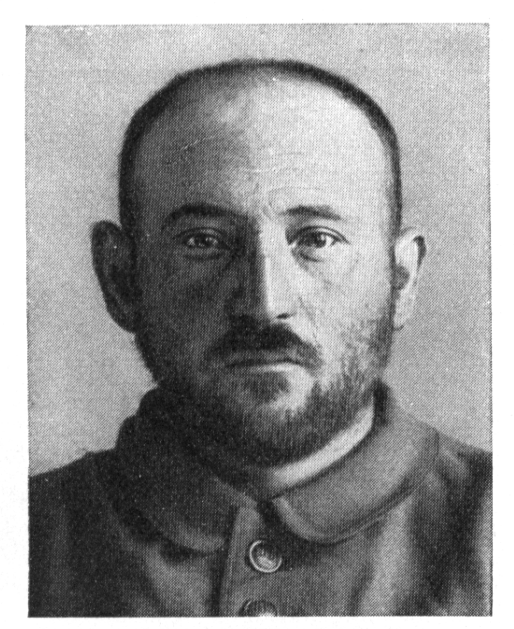
Abb. 222 u. 223. Jüdische Knaben aus Deutschland

Mehr südjüdisch (sephardisch) aussehend. Vorwiegend orientalisch

Mehr ostjüdisch (aschkenasisch) aussehend. Ostbaltisch-orientalisch?



Abb. 224. Deutschland. Jüdische Mutter mit Kindern, die Mutter und das Kind vermutlich mit stärkerem ostischem, der Knabe mit stärkerem orient. Einschlag



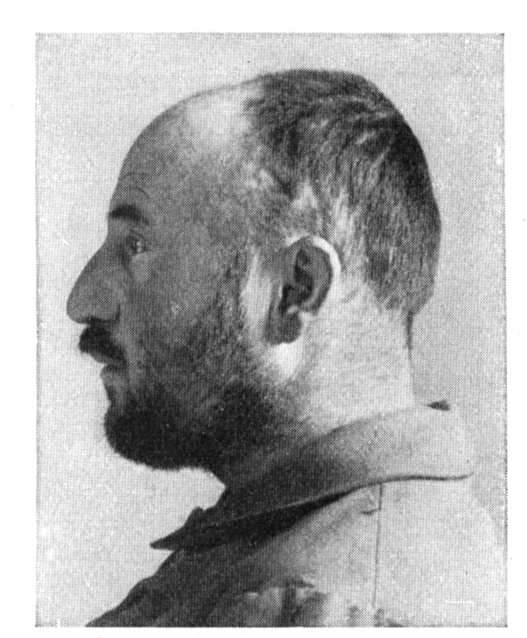


Abb. 225 a, b. Jude aus Wolhynien. Vorw. vorderasiatisch (mit ostisch. u. nordisch. Einschlag?) (Aufn. Lenz)

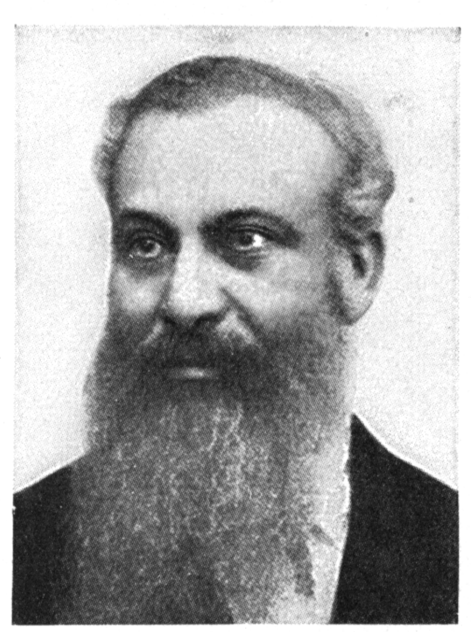


Abb. 226. Jude aus Mähren. M. Fleischer, Architekt, geb. 1841. Orientalisch-vorderasiatisch, vermutlich mit negerischem Einschlag



Abb. 227. Jude aus Deutschland. Lion Feuchtwanger, Schriftsteller, geb. 1884. Vorderasiatisch-ostbaltisch? Vorderasiatisch-nordisch?



Abb. 228. Jude aus Deutschland. E. Mendel, Psychiater, gest. 1907. Vermutlich ostischer und nordischer, neben vorderasiatischem Einschlag

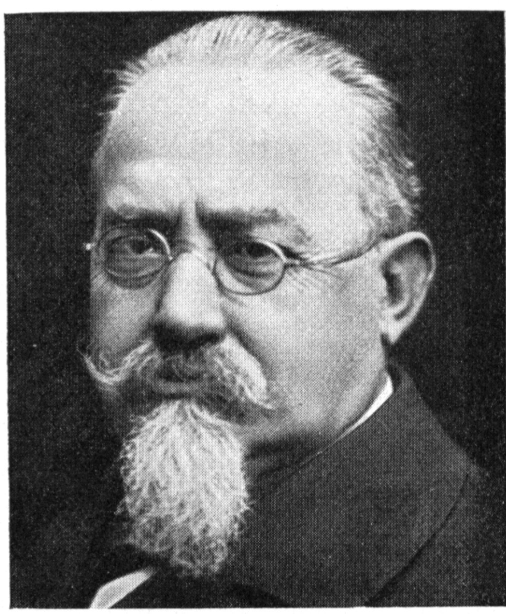
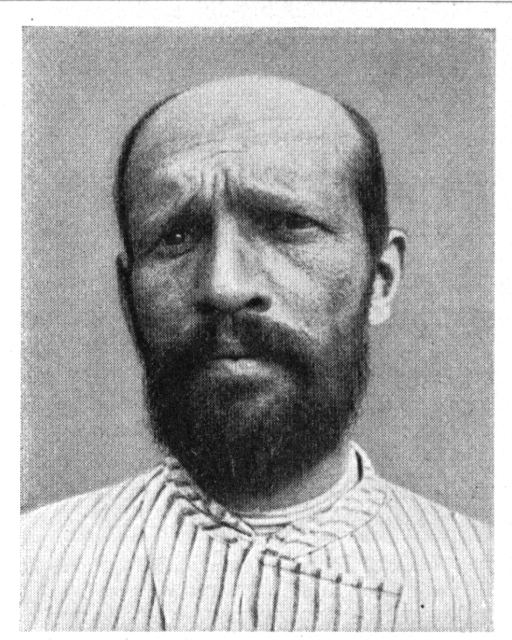
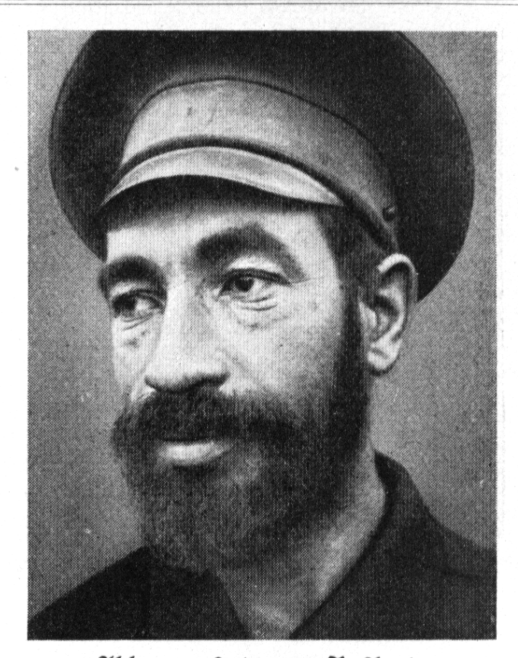
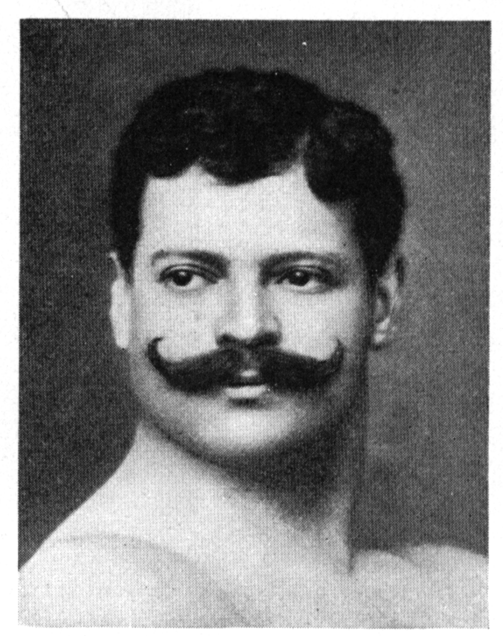


Abb. 229. Jude aus Italien. C. Lombroso, Psychiater, 1836—1909. Vorderasiatischer, orientalischer und andere Einschläge


Abb. 230. Jude aus Rußland
Vorderasiatisch-nordisch-ostbaltisch?


Abb. 231. Jude aus Rußland
Vorderasiatisch-orientalisch-nordisch?


Abb. 232. Jude aus Österreich. Heinr. Herzog, Athlet, geb. 1870. Fälisch (Cro-Magnon)-westisch(mediterran)?

und später auch in Belgien die Haut-, Haar- und Augenfarben der Schulkinder festgestellt.[1] Die Untersuchung erstreckte sich auf 10 Millionen, im Deutschen Reich auf 6758827 Schulkinder, darunter auch die Kinder mosaischen Glaubensbekenntnisses, die wegen ihrer Rassenherkunft als solche besonders gezählt wurden. Eine genaue Zählung der jüdischen und der nichtjüdischen Kinder bietet diese Untersuchung somit nicht, da jüdische Kinder christlichen Glaubensbekenntnisses zu den deutschen Kindern gezählt wurden. Die Unter-

[1] Vgl. die Karten der „Blonden" und der „Braunen" nach Virchows Ergebnissen bei Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes, 13. Aufl. 1929, S. 431/32.

suchung ergab dennoch Zahlen, die auch für die vorliegende Erörterung wertvoll sind. Die Vergleichszahlen für die deutschen und jüdischen Kinder sind oben (S. 224) schon angegeben worden. Wie dort mitgeteilt worden ist, waren unter den jüdischen Schulkindern mosaischen Glaubensbekenntnisses im Deutschen Reiche durchschnittlich 11,17% mit heller Haut, blondem Haar und blauen Augen und 42% mit dunkler Haut, dunklem Haar und braunen Augen. Dieser Hundertsatz war ziemlich gleichmäßig über das Deutsche Reich verteilt: es fanden sich z. B. in Preußen 11,23, Bayern 10,38, Baden 10,32, Hessen 11,17, Braunschweig 13,53, Sachsen-Meiningen 9,91, Elsaß-Lothringen 13,51% dieses hellen Schlags unter den jüdischen Schulkindern mosaischen Glaubensbekenntnisses. Auffällig ist bei dieser Verteilung, daß sie gänzlich unabhängig ist von dem Helligkeitsgrade der umgebenden deutschen Bevölkerung. Bei einer nennenswerten Vermischung der jüdischen Bevölkerung mit der deutschen in diesem Zeitabschnitt hätte ja die „Helligkeit" der jüdischen Schulkinder von Süden und Südosten gegen den Nordwesten des Deutschen Reichs hin zunehmen müssen. Betrachtet man die Ergebniszahlen genau, so muß man sogar mit Virchow aussprechen: „In den am meisten blonden Provinzen unseres Vaterlandes sind merkwürdigerweise die meisten braunen Juden und umgekehrt."[1] Die Hellen unter den Juden nehmen im Deutschen Reich nach Nordosten ein wenig zu, in Österreich-Ungarn nach Osten, die Dunklen nehmen im Deutschen Reiche von Norden nach Süden ein wenig ab, Mischformen (z. B. blonde Braunäugige, braunhaarige Blauäugige usw.) nehmen in gleicher Richtung etwas zu, ebenso Grauäugige.[2] In dieser geringen Zunahme der Hellen im Deutschen Reiche gegen Nordosten, in Österreich gegen Osten wird man eine Andeutung über die rassische Herkunft eines Teils dieser „Helligkeit" erkennen dürfen: sie ist zu einem gewissen Teile ostbaltischer Herkunft. Zum überwiegenden Teile wird man sie aber bei den im damaligen Zeitabschnitt in Mitteleuropa wohnenden Juden — deren Geschlechter heute wohl zum größten Teile ausgestorben sind — der nordischen Rasse zuschreiben, und zwar kaum neuzeitlichen Einschlägen dieser

[1] Virchow im Korrespondenzblatt der Deutschen Gesellschaft f. Anthr., Ethnol. u. Urgeschichte, 1876, S. 10.

[2] Vgl. Virchow, Gesamtbericht über die von der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft veranlaßten Erhebungen über die Farbe der Haut, der Haare und der Augen der Schulkinder in Deutschland, Archiv f. Anthropologie, Bd. 16, 1886, S. 274 ff.; Schimmer, Erhebungen über die Farbe der Augen, der Haare und der Haut bei den Schulkindern Österreichs, Mitteilungen d. Anthr. Gesellsch. Wien, Jahrg. 15, Suppl. I, 1884.





Abb. 233 a, b. Eltern aus Kurland und Estland. K: 84, 80; G: 81, 89
Vorwiegend vorderasiatisch — mit vermutl. orient. (u. ostisch.?) Einschlag





Abb. 234 a, b. Eltern aus Polen und Estland. K: 82, 78; G: 84, 18. Orientalisch-vorderasiatisch
Jugendliche Jüdinnen aus Schweden

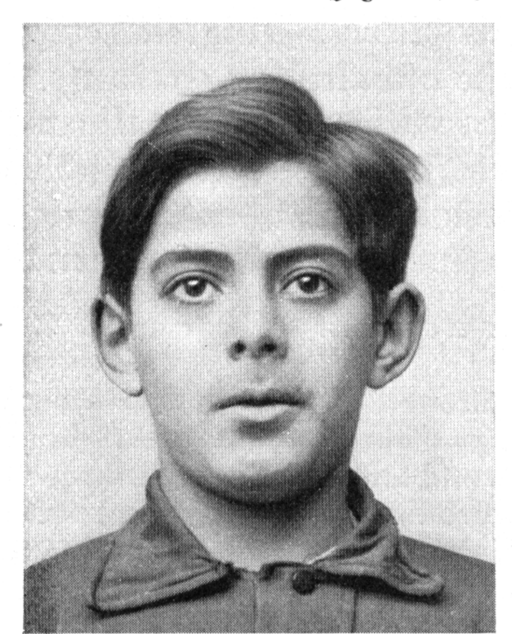




Abb. 235 a, b. Junger Jude aus Schweden. Eltern aus Rußland. K: 79, 33; G: 90, 83
Anscheinend vorwiegend orientalisch. (Einzelne Merkmale noch jugendl. unbestimmt.)

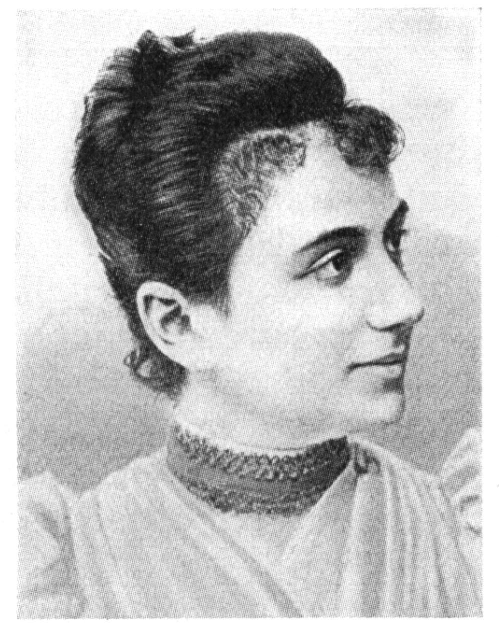


Abb. 236. Jüdin aus Deutschland
Charlotte Embden. 1800—1898



Abb. 237. Jüdin aus Deutschland
Klothilde Kleeberg. Pianistin. 1866

Vorwiegend orientalisch



Abb. 238. Jüdin aus Ungarn. Rechtsanwältin
Orientalisch-vorderasiatisch



Abb. 239. Jüdin aus Deutschland. Anita Augspurg
geb. 1857. Frauenführerin. Vorderasiatisch-nord.?

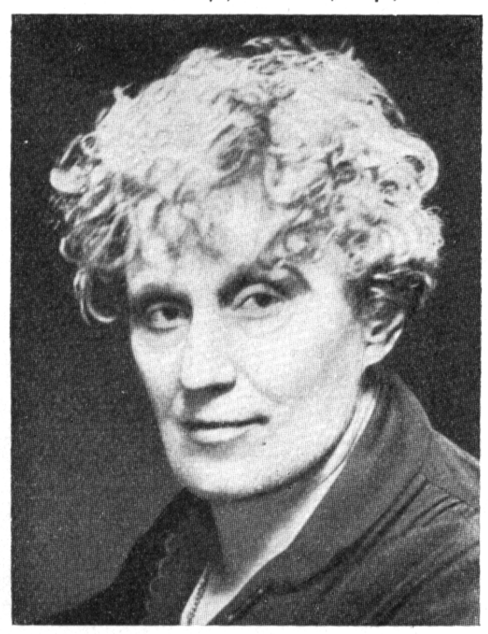


Abb. 240. Jüdin aus Deutschland. Frauenführerin
Vorw. vorderasiat. mit geringem nord. Einschlag?

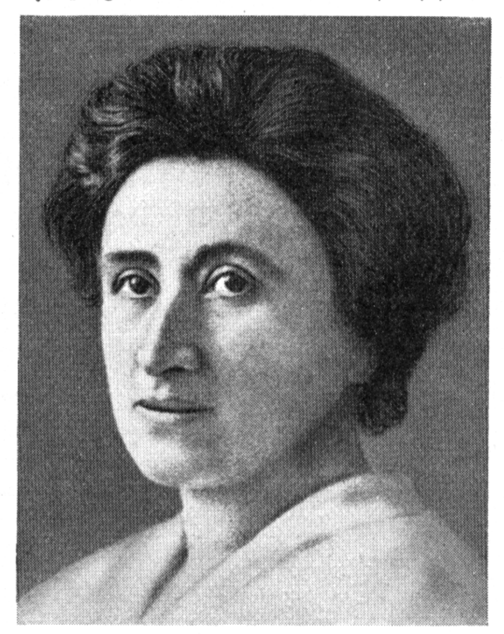


Abb. 241. Jüdin aus Rußland. Rosa Luxemburg
1875—1919. Vorwiegend vorderasiatisch

Rasse, sondern — bei dieser Verteilung der Hellen unter den Juden, die ganz unabhängig von der Verteilung der Hellen unter den Deutschen ist — in der Hauptsache dem altpalästinischen Einschlag nordischer Rasse. L. Livi hat auch durch Vergleich mit den Erhebungen in anderen Ländern nachgewiesen, daß die Zunahme bzw. Abnahme der Hellen unter den Juden durchaus nicht in engerer Verbindung steht mit der Zunahme bzw. Abnahme der Hellen in den betreffenden nichtjüdischen Bevölkerungen.[1] Die Juden Italiens sind durchschnittlich dunkler in Florenz, wo die Nichtjuden durchschnittlich heller sind, hingegen durchschnittlich heller in Modena, wo die Nichtjuden dunkler sind.

Man muß eben beim jüdischen Volke mit einem alten nordischen Einschlag rechnen, der zwar an sich gering ist, doch aber erheblich genug, um bei Erhebungen rassenkundlicher Art jeweils gegen die Vermutungen derjenigen zu zeugen, die diesen hellen Einschlag erst mittelalterlichen bis neuzeitlichen Vermischungen der Juden mit Nichtjuden zuschreiben wollten. Die Häufung heller Farben bei den osteuropäischen Juden weist zusammen mit der Häufigkeit der gedrungenen Gestalten, kurzen Köpfe, breiten Gesichter, betonten Jochbeine (Backenknochen) und anderer Merkmale, die bei diesen Ostjuden auftreten, deutlich genug auf mittelalterliche bis neuzeitliche Vermischungen mit den osteuropäischen Bevölkerungen überwiegend ostbaltischer Rasse. Ein gewisses Maß an „Helligkeit" bei den Juden West- und Südeuropas und denen Nordafrikas läßt sich aber wie in den im V. Abschnitt (S. 150—158) mitgeteilten Fällen nur aus einem altpalästinischen Einschlag nordischer Rasse erklären.

Es könnte sein, daß ein gewisser altpalästinisch-nordischer Einschlag sich im jüdischen Volke sogar leicht gemehrt hätte, wenigstens innerhalb der Judengruppen des Abendlandes. Das im Abendlande bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts bestimmt geltende, heute aber immer noch deutlich nachwirkende Schönheitsbild mit den Zügen der nordischen Rasse[2] hat doch wahrscheinlich auch die Gattenwahl der abendländischen Juden zum Teil beeinflußt, so daß wahrscheinlich auch unter den Juden eine Jüdin mit stärkerem nordischem Einschlag als schöner gelten konnte. Eine solche Beeinflussung der Gattenwahl, anzunehmen jedoch nur für die wohlhabenderen Judenfamilien, würde aber eine Einwirkung auf die Auslese im jüdischen Volke doch nur gehabt haben, wenn solche nordischere Juden auch eine überdurchschnittliche Zahl von Nach-

[1] L. Livi, Gli Ebrei alla Luce della Statistica, Bd. I, 1918, S. 82 ff.

[2] Hierzu vgl. Günther, Adel und Rasse, 2. Aufl., 1928.

kommen hinterlassen hätten. Das ist für die Zeit bis ins 19. Jahrhundert hinein anzunehmen; für später ist eher anzunehmen, daß eben diese Juden, die wahrscheinlich wohlhabenderen, auch durchschnittlich kinderärmer waren.

Es ließe sich auch vermuten, daß bis über das Mittelalter hinaus öfters gerade solche Juden wirtschaftlich und gesellschaftlich erfolgreicher und damit kinderreicher geworden wären, die nicht ausgesprochen „jüdisch" aussahen, vielmehr deutlichere Einschläge einer oder mehrerer europäischer Rassen gezeigt hätten. Aber über Vermutungen wird man in diesen Dingen kaum hinauskommen.

Die Einwirkung eines Schönheitsbildes mit nordischen Zügen und wohl auch eine gewisse — später zu erörternde — Neigung zur Verhüllung jüdischer Herkunft durch minder „jüdisches" Aussehen scheint hervorzugehen aus solchen jüdischen Heiratsgesuchen, wie sie v. Luschan erwähnt hat: „Im übrigen braucht man nur in den kleinen Anzeigen unserer Tagesblätter durch einige Tage die Heiratsgesuche durchzusehen, um zu finden, wie geschätzt blonde und blauäugige Jüdinnen bei ihren Glaubensgenossen sind."[1] Diesen Zug bestätigt Feist, der berichtet, daß jüdische Heiratsgesuche oft Blondheit, blaue Augen und Schlankheit fordern, so auch, wenn ein kinderloses jüdisches Ehepaar ein Kind zu adoptieren sucht.[2] Eine Nachfrage nach Menschen mit den Zügen der hellen ostbaltischen Rasse bedeuten solche Anzeigen nicht, zumal ja auch Schlankheit gefordert wird, denn die Züge der ostbaltischen Rasse gelten nicht als anziehend und sind außerdem unter den Ostjuden ziemlich häufig vertreten. Unter den heutigen Lebensverhältnissen und Anschauungen werden in solchen Ehen nordischerer Juden aber eher weniger Kinder geboren werden als in sonstigen jüdischen Ehen. Das Gleiche gilt für jüdisch-nichtjüdische Mischehen, in denen, wie es häufiger der Fall ist, die nichtjüdische Frau vorwiegend nordisch ist. Die meisten dieser Ehen gehören als Ehen der begüterten Volksschicht zu den kinderarmen. Durch sie wird unter den heutigen Verhältnissen der nordische Einschlag im jüdischen Volke nicht gemehrt werden.

c) Überblick über die Rassenzusammensetzung der einzelnen größeren Judengruppen

Vergleicht man die — zu einem endgiltigen Urteil allerdings noch lange nicht ausreichenden — Angaben über die rassenkund-

[1] v. Luschan, Völker, Rassen, Sprachen, 1922, S. 169.
[2] Feist, Stammeskunde der Juden, 1925, S. 185.

lichen Maße und Untersuchungsergebnisse bei verschiedenen Gruppen des jüdischen Volkes, so besonders nach den S. 212 angeführten Arbeiten, aber auch nach den Arbeiten und Übersichten der mehrfach genannten L. Livi und Pittard, so ergibt sich etwa folgendes Bild, dem aber bei der ungenügenden rassenkundlichen Durchforschung des jüdischen Volkes noch kein eigentlicher wissenschaftlicher Wert zukommt, sondern allein die Bedeutung einer vorläufigen mutmaßlichen Übersicht.



Abb. 242. Sitzung einer jüdischen Gesellschaft in Moskau

Die verschiedene Zusammensetzung des südjüdischen (sephardischen) und des ostjüdischen (aschkenasischen) Rassengemisches ist schon S. 191 betrachtet worden: hier ein Vorwiegen der vorderasiatischen Rasse, dort ein Vorwiegen der orientalischen Rasse. Im großen ganzen wird man sagen können, daß das Vorwiegen der vorderasiatischen Rasse im jüdischen Volke um so ausgesprochener wird, je näher eine Judengruppe dem Kaukasusgebiete wohnt. Die Juden des Kaukasusgebiets erscheinen nach allen Angaben als ganz außerordentlich vorwiegend vorderasiatisch — wie dies bei den bezeugten Vermischungen mit den dortigen Bevölkerungen — Vermischungen wohl hauptsächlich der vorchristlichen Jahrhunderte und des frühen Mittelalters — auch nicht anders zu erwarten ist. Diese Juden haben sich am weitesten vom Bilde



Abb. 243. Judengruppe aus Südrußland

des überwiegend orientalischen Hebräers der Einwanderungszeit (1400—1200 v. Chr.) entfernt. Diesem Bilde oder doch dem Bilde des Hebräers der Königszeit (um 1000 v. Chr.) sind näher geblieben die Juden Palästinas und Syriens, die Juden Südarabiens, die spaniolischen Juden (vgl. S. 182) und größere Teile der Südjuden (Sephardim). Gerade die Juden im Jemen (Südarabien), noch mehr die Nordafrikas — einschließlich Ägyptens? —, bei denen die „Judennase" verhältnismäßig selten ist, haben die Rassenzusammensetzung des alten Hebräertums besser erhalten, besser vielleicht als die einheimischen Juden des heutigen Palästinas



Abb. 244. Ostjudengruppe in Lemberg, Polen

und Syriens. Dabei scheinen die Juden im Jemen diejenige Gruppe zu sein, die sich durch einen ziemlich deutlichen Einschlag hamitischer Rasse, vielleicht auch den Einschlag einer Zwergenrasse von der Art der S. 61 beschriebenen, von allen anderen Judengruppen unterscheidet; höchstens daß auch die Juden Ägyptens einen deutlicheren hamitischen Einschlag erhalten haben; ihre



Abb. 245. Jüdischer Hohepriester mit Thora (Gesetzesrolle) in Jerusalem
Vorwiegend vorderasiatisch mit orientalischem Einschlag

verhältnismäßig beträchtliche Körperhöhe scheint das anzudeuten. Das verhältnismäßig seltene Vorkommen der „Judennase" bei diesen Gruppen von Südarabien bis Marokko ist dem Vorwiegen der orientalischen Rasse zuzuschreiben, während die Seltenheit der „Judennase" bei einzelnen Judengruppen Rußlands durch ostbaltische und ostische Einschläge bedingt ist. Die Juden Südarabiens, die alteinheimischen Juden Syriens und Palästinas, ferner die Juden Nordafrikas und die der Kaukasusländer stehen

rassisch den Bevölkerungen ihrer Umgebung am nächsten, während die übrigen Judengruppen sich mehr oder weniger, meist aber recht erheblich von den Bevölkerungen ihrer Umgebung unterscheiden.

Am weitesten vom Bilde der alten Hebräer haben sich die osteuropäischen Juden entfernt. Mit den alten Hebräern verbindet sie hauptsächlich der vorderasiatische Einschlag, viel weniger der orientalische. Von allen übrigen Judengruppen trennen sie die ostbaltischen, ostischen, innerasiatischen und sudetischen Einschläge, die S. 190 erwähnt worden sind und die bewirkt haben, daß die Ostjuden — diese zahlenmäßig weitaus überwiegende Gruppe des Judentums — nicht mehr viel „Semitisches" an sich haben, wenn man das „Semitische" hauptsächlich durch das leiblich-seelische Wesen der orientalischen Rasse bedingt sieht. Diese Ostjuden stehen durch die sie kennzeichnenden Einschläge europäischer Rassen einzelnen osteuropäischen, besonders slawischen Bevölkerungen wenn auch nicht nahe, so doch näher als andere jüdische Gruppen; den mittel- und westeuropäischen Bevölkerungen stehen sie um so ferner, je weniger diese (wie in gewissen Gebieten Südeuropas) selbst geringere Einschläge vorderasiatischer und orientalischer Rasse und je weniger sie (wie im östlichen Mitteleuropa) Einschläge ostbaltischer Rasse erhalten haben. Somit stehen die Ostjuden wie die Juden überhaupt den Bevölkerungen Nordwesteuropas und den im wesentlichen von dorther ausgewanderten überseeischen Bevölkerungen rassisch am fernsten.

Wenn der Unterschied der Südjuden und der Ostjuden von Beobachtern in üblicher Weise so angegeben wird, daß die Südjuden (Sephardim) vornehmer wirkten, von edlerer Gestalt seien, oft mit zierlichen Gliedmaßen, feinere, schmälere, weniger herausragende Nasen hätten, dazu meist sehr dunkle glänzende Augen, daß hingegen die Ostjuden (Aschkenasim) minder edel oder unvornehm wirkten, unfeine Gestalten mit plumperen Gliedern hätten, dazu fleischige, weiter heraushängende Nasen, dickere Lippen, breitere Münder und öfters krauses Haar — so erklärt sich dieser Unterschied dem rassenkundlich Belehrten leicht als der einer vorwiegend orientalischen und einer vorwiegend vorderasiatischen Menschengruppe, von denen die letztere vielfältigere und rassisch zum Teil recht fernstehende Einschläge erfahren hat, so daß sie schon dadurch weit weniger einheitlich und wohl auch viel weniger „edel" aussehen müßte. Einen rassenseelischen Unterschied zwischen den beiden Hauptschlägen des Judentums hat Nemecek durch psychologische Untersuchungen ermittelt: er fand bei den aschkenasischen



Abb. 246. Juden in Jerusalem
auf dem Weg zur Synagoge. Der Erwachsene vermutl. hamitisch (äthiopisch)-vorderasiatisch, der Jugendliche vermutl. vorwiegend orientalisch. (Nach Gröber, Palästina)

Schülern der Neuen Wiener Handelsschule eine besondere Lebhaftigkeit und Raschheit des Vorstellungsverlaufs, bei sephardischen Schülern hingegen „ein mehr gemessenes, von orientalischer Ruhe getragenes Wesen".[1]

Die Anzeichen eines hamitischen Einschlags im jüdischen Volke sind schon S. 97 und 110 behandelt worden, die eines innerasiatischen Einschlags schon S. 189.

Weißenberg hat 12 Leviten und 34 Kohanim, das heißt angebliche Nachkommen Aarons, rassenkundlich untersucht, da Leviten wie Kohanim behaupten, von den Hohenpriestern der palästinischen Hebräer abzustammen und Geschlechtern anzugehören, die nur immer Ehen aus dem Kreise der Leviten bzw. der Kohanim geschlossen hätten. Die Kohanim durften angeblich seit 2000 Jahren keine zum Judentum Bekehrten heiraten, wohl aber die Töchter von Bekehrten. So war bei ihnen kaum ein bedeutenderer Unterschied von den übrigen Juden ihrer Umgebungen zu erwarten. Weißenberg fand sowohl bei Leviten wie bei Kohanim langförmige und mittellange, zur Langförmigkeit neigende Köpfe nicht oder weniger vertreten als in der jüdischen Gruppe, zu der diese angeblichen Priesternachkommen gehörten.

Da sich diese in anderen Merkmalen von ihrer jüdischen Um-

[1] Nemecek, Zur Psychologie jüdischer und christlicher Schüler, Beiträge zur Kinderforschung und Heilerziehung, Heft 128, 1916.

gebung anscheinend kaum oder gar nicht unterschieden, wird man — falls die geringe Zahl der Untersuchten überhaupt eine Aussage zuläßt — in diesen Leviten und Kohanim kaum eine rassisch irgendwie abweichende Judengruppe vermuten.

Gisela Lempertówna hat jüdische Studenten der Universität Lemberg rassenkundlich untersucht und nach Czekanowskis „differentialdiagnostischem" Berechnungsverfahren ihrer rassischen Zusammensetzung nach zu bestimmen versucht. Sie gibt folgende Zusammensetzung an:[1]

Anthropologischer Typus	Individuenzahl	%
Orientalischer	14	18,67
Mediterraner (westischer)	9	12,0
Armenoider (vorderasiatischer)	7	9,33
Nordischer	3	4,00
Subnordischer (etwa gleich ostbaltisch-nordischer)	17	22,67
Alpiner (etwa gleich ostischer)	11	14,67
Lapponoider (etwa gleich ostischer)	9	12,00
Präslawischer (etwa gleich ostbaltisch-sudetischer)	2	2,67
Dinarischer	2	2,67
Dinarisch-subnordische Mischform	1	1,33
Zusammen	75	100,01

Bei dieser Gruppe fällt auf, daß die europäischen Einschläge über die Hälfte des Rassengemisches ausmachen. Gisela Lempertówna gibt daher zu bedenken, daß die Hochschüler, falls es sich bei ihrem Rassengemische nicht auch noch um besondere örtliche Verhältnisse handle — die Hochschüler stammten aus den drei südöstlichen Wojewodschaften Polens —, „das Ergebnis einer ganz eigenartigen Auslese darstellen" (S. 819). Den stärkeren Einschlägen europäischer Rassen im leiblichen Bilde dieser Auslesegruppe würden dann, wie man dem Ergebnis gegenüber annehmen darf, im seelischen Bilde der Gruppe bestimmte stärkere Neigungen zu wissenschaftlicher Betätigung entsprochen haben.

Die Empfindung, daß mit den Erbanlagen der orientalischen Rasse oder eines orientalisch-hamitischen Rassengemisches der Eindruck des „Edlen" oder geradezu „Adligen" verbunden sei, findet sich auch im jüdischen Volke selbst. Das Wunschbild „edlen" jüdischen Aussehens, das sich auch auf Bildwerken jüdischer bildender Künstler verfolgen läßt, trägt zumeist die Züge der orientalischen

[1] Lempertówna, Lemberger Beiträge zur Anthropologie der Juden, Kosmos, czasopisma Polskiego Towarzystwa Przyrodników im. Kopernika, Bd. 52, Heft III/IV, 1927.

Rasse. Auch kann man beobachten, daß ein Mädchen oder eine Frau, die als „schöne Jüdin" bezeichnet wird, gleichviel ob Juden oder Nichtjuden sie so bezeichnen, fast immer eine Jüdin vorwiegend orientalischer Rasse ist. Neben diesem Schönheitsbilde mit den Zügen der orientalischen Rasse läßt sich bei vielen im Abendlande wohnenden Juden die Einwirkung eines Schönheitsbildes mit den Zügen der nordischen Rasse feststellen, öfters ein Schwanken des „Geschmacks" zwischen beiden oder die Anheftung an das Bild einer vorwiegend orientalischen Jüdin mit blondem Haar oder blauen Augen oder anderen Anzeichen eines nordischen Einschlags (vgl. S. 239).

Seltsam ist, daß die Vorstellung der Abendländer von „echten Juden" fast nur vom Bilde der vorderasiatischen Rasse abgeleitet ist. Besonders gilt das für Witzblattzeichnungen und Spottdarstellungen, wie die meisten Bilder bei Fuchs, Die Juden in der Karikatur (1900). Auch ein Bild wie Böcklins „Susanna im Bade" kann dies erweisen. Wie in der Regel ein Volk beim anderen die beim eigenen Volke nicht oder nur selten vorkommenden Züge besonders vermerkt und zu bildlichen Darstellungen verwendet, so muß den Abendländern im Rassengemische des jüdischen Volkes die vorderasiatische Rasse als die leiblich und seelisch auffälligste erschienen sein.

Einen auf eingehenderen Untersuchungen begründeten Vergleich einer deutschen mit einer jüdischen Bevölkerung des gleichen Gebietes hat Ammon nach seinen Messungen und Feststellungen an Wehrpflichtigen in Baden durchgeführt. Sein Ergebnis war für den Durchschnitt der beiden Gruppen: „Die Juden sind kleiner, kurzbeiniger, langköpfiger, dunkler, frühreifer, haariger, bärtiger, engbrüstiger, leichter"[1] als die wehrpflichtigen Badener, die man in der Hauptsache als ein ostisch (alpin)-nordisch-dinarisches Rassengemische mit geringen westischen (mediterranen) Einschlägen bezeichnen darf. Die Juden in Baden erschienen den Badenern gegenüber langköpfiger bzw. minder kurzköpfig nicht durch einen nordischen Einschlag — ein solcher hätte sie auch hochwüchsiger, schlanker, heller, spätreifer, breitbrüstiger und schwerer erscheinen lassen müssen —, sondern durch Einschläge, die man mit großer Wahrscheinlichkeit der orientalischen und der westischen (mediterranen) Rasse zuschreiben wird.

Ammon gibt den Eindruck wieder, den ihm die oben erwähnten jüdischen Wehrpflichtigen gemacht haben, einen Eindruck, den die meisten jüdischen Gruppen machen werden, den eines viel-

[1] Ammon, Zur Anthropologie der Badener, 1899, S. 674.

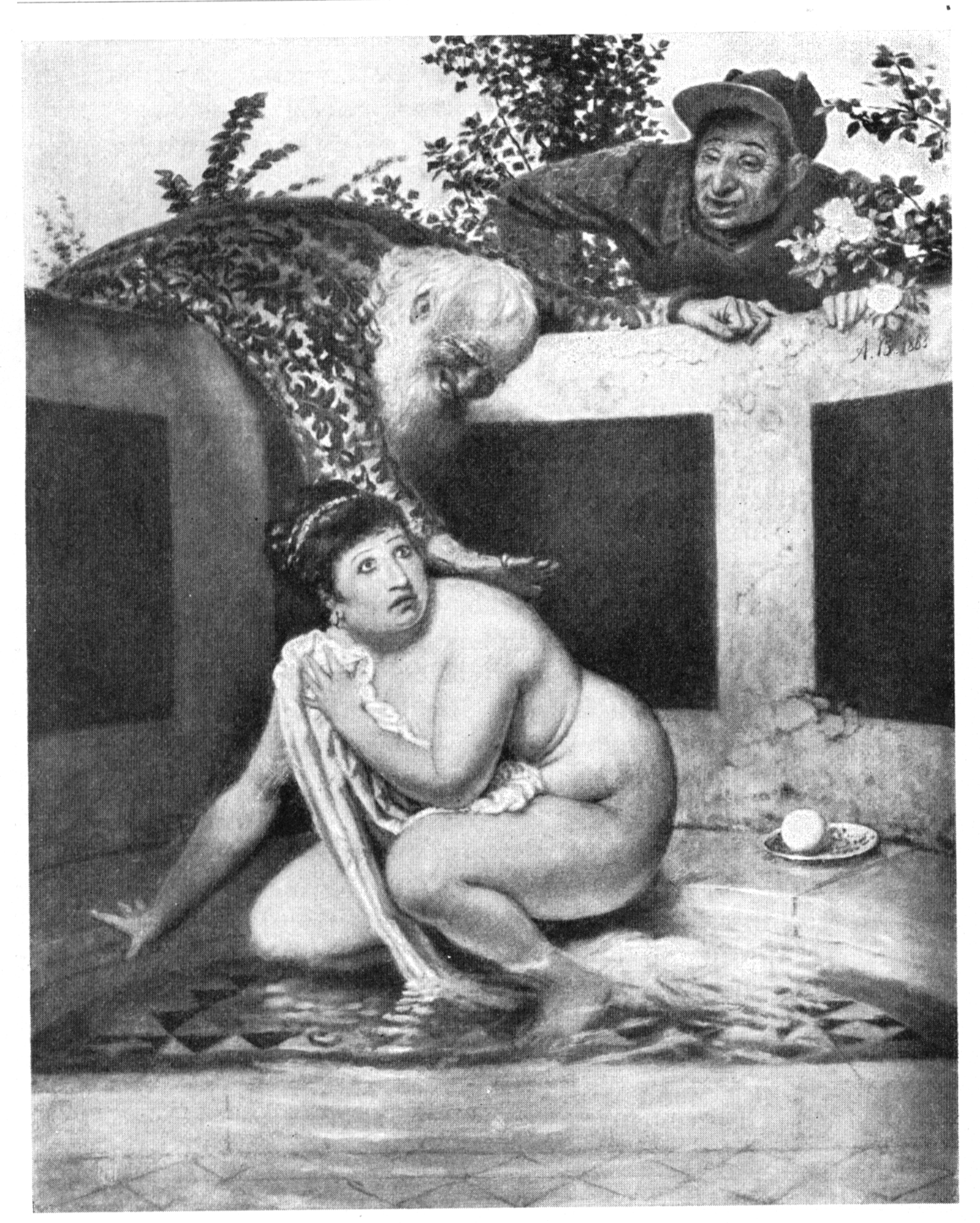


Abb. 247. Susanna im Bade von Arnold Böcklin
(Phot. Union, München)

fältigen Rassengemisches. Er führt an, „daß die vorgestellten jüdischen Wehrpflichtigen sich schon auf den ersten Blick als Angehörige einer stark gemischten Rasse verrieten. Von dem ausgesprochensten jüdischen Typus wechselte ihr Ansehen durch alle Abstufungen hindurch bis zur völligen Unkenntlichkeit" (a. a. O. S. 664). Nicht eine „stark gemischte Rasse", wie Ammon hier

schreibt, sind die Juden, sondern — wenigstens in ihrem ostjüdischen Teile — ein stark gemischtes Volk; genauer gesagt: ein vielfältiges Rassengemische auf der Grundlage einer vorderasiatisch-orientalischen Rassenkreuzung.

Von Wolberg ist einmal ein Versuch gemacht worden, rassenseelische Unterschiede zwischen einem jüdischen und einem deutschen Rassengemische durch Verfahren der experimentellen Psychologie zu erforschen, ein gleicher Versuch von Nemecek an Schülern der Neuen Wiener Handelsschule. Wolberg fand die Nichtjuden durchweg überlegen in den Fähigkeiten der Anschauung, des „visuellen" Beachtens, Einprägens und Wiedererkennens und beim Zusammenfügen von Teilen zu einer „visuellen Gestalt".[1] Ich vermute, daß Wolberg bei diesem Versuch, der an sich allein noch nicht zu einer gewichtigen Aussage genügt, etwas Wesentliches erfaßt hat: im Rassengemische der abendländischen Völker, insbesondere der mit einem stärkeren nordischen Einschlag, finden sich — so vermute ich — mehr Erbanlagen anschaulichen Denkens als im Rassengemische des jüdischen Volkes. Ich glaube, daß z. B. der Sinn für Darstellende Geometrie, für Darstellungen mit Grundrissen und Aufrissen, für Projektionen usw. unter den abendländischen Völkern, vielleicht vor allem unter den an nordischer Rasse reicheren, viel häufiger ist als im jüdischen Volke. Nach Nemecek denkt der „christliche", d. h. in der Regel nichtjüdische Schüler, „real", der jüdische Schüler (mosaischen Glaubensbekenntnisses) mehr „verbal", d. h. also auch: mehr losgelöst von der Anschauung und stärker mit Worten und Begriffen verbunden. Nemecek wollte eine „unleugbar stärkere intellektuelle Veranlagung der jüdischen Schüler" feststellen, macht sich aber doch selbst den Einwand, ob bei den jüdischen Schülern nicht Frühreife vorliege.[2]

d) Bewegungen und Gebärden der Juden

Den abendländischen Völkern sind von jeher die Bewegungen und Gebärden der Juden als andersartig aufgefallen. Das bezeugen bildliche Darstellungen und Berichte, das geht auch aus einem Werke hervor wie Fuchs, Die Juden in der Karikatur (1900).

Nicht allen Juden sind „jüdische" Bewegungen eigen. Solche Bewegungen setzen sich im allgemeinen um so mehr gegen den

[1] Wolberg, Zur differentiellen Psychologie der Juden, Jenaer Beiträge zur Jugend- und Erziehungspsychologie, Heft 5, 1927.

[2] Nemecek, Zur Psychologie jüdischer und christlicher Schüler. Beiträge zur Kinderforschung und Heilerziehung, Heft 128, 1916.

Zwang einer rassisch andersgearteten und deshalb durch andere Bewegungen und Gebärden gekennzeichneten menschlichen Umwelt durch, je zahlreicher die Juden in einer Bevölkerung vertreten sind, je häufiger sie also sich in rein jüdischer Umwelt „bewegen" können — wie man vielsagender Weise das Auftreten der Menschen auch zu bezeichnen pflegt. Das „Jüdische" kommt in den Bewegungen osteuropäischer Juden meist mehr zum Vorschein als in denen mittel- und westeuropäischer Juden.

In einem Aufsatz „Jüdische Schauspieler" des „Kunstwarts" (7. Jahrg., 1893/94, S. 135) findet sich ausgeführt, daß jüdische Schauspieler oder Schauspielerinnen beim Auftreten als Einzelne unter Nichtjuden kaum „semitische" Bewegungen zeigen, daß sich diese aber beim Zusammenspiel mit anderen jüdischen Darstellern leicht einstellen: „Steht eine Künstlerin dieser Art isoliert unter anderen, so wird sie durch den breiteren Vortrag, den dekorativeren Anstrich ihres Spiels wirken, und, indem sie die spezifisch semitischen Eigentümlichkeiten ablegt, eine harmonische und hervorragende Figur machen. Dagegen beobachtet man fortwährend, daß da, wo mehrere jüdische Schauspieler zusammenwirken, nur zu leicht eine ganz andere, fremdartige Kunstsprache entsteht, als sie im realistischen Bewußtsein des Deutschen liegt. Der eine fällt unwillkürlich darauf, selbst in der Leidenschaft die Vorstellungen, von denen er erfüllt ist, malen zu wollen durch Gebärden; der andere geht darauf ein, und bald sind sie „ganz unter sich", und man glaubt, es soll eine Pantomime dargestellt werden, wo man aus Mienen und Gebärden erraten soll, was vorgeht. Leicht gewinnen dann auch die Gebärden den Anstrich einer konventionellen Zeichensprache, welche die Rede begleitet, und bald sind nicht nur die jüdischen, sondern auch die Schauspieler von anderem Stamme der schlechten Manier verfallen." — „Schlecht" kann diese Darstellungsweise nur genannt werden innerhalb von Bühnenwerken abendländischen Geistes und bei der Darstellung abendländischer Menschen, während sie in Bühnenwerken jüdischen oder morgenländischen Geistes und bei der Darstellung morgenländischer Menschen, etwa des Shakespeareschen Shylocks, gerade sehr „richtig" oder „echt" wirken kann.

Jedenfalls bieten die Bühnen genug Gelegenheiten zur Beobachtung „jüdischer" Bewegungen wie auch der gegenseitigen Beeinflussung jüdischer und nichtjüdischer Darstellungsweisen. Ganz „rein" erscheinen aber die Bewegungen jüdischer Darsteller wohl doch nur in Stücken jüdischer Verfasser aus jüdischer Umwelt. Ich habe auf deutschen Bühnen fast nie so geschlossen und einheit-

lich, so „stilecht“ wirkende Aufführungen gesehen wie im Jüdischen Theater in Wien, wo Stücke jüdischer Verfasser meist in jiddischer Sprache aufgeführt wurden und wo eben die Gebärden der Darsteller, indem sie zugleich jüdische Eigenart, bis in Einzelheiten ausgestaltet, erkennen ließen, von besonderer Überzeugungskraft waren.

Ein Teil der Bewegungen und Gebärden osteuropäischer Juden ist sicherlich nicht durch Erbanlagen bedingt, sondern durch überlieferte Gewohnheiten, Anschauungen und Vorschriften — die an sich allerdings wieder auf Erbanlagen des seelischen Verhaltens derjenigen beruhen, deren Bewegungen irgendwie vorbildlich geworden sind. Immerhin kann ein Teil der Bewegungen osteuropäischer Juden als erworbene Bewegungen gelten; den übrigen, wohl vorwiegenden Teil machen die ererbten Bewegungen aus. In denjenigen Bewegungen, die allen einzelnen Judengruppen gemeinsam sind, lassen sich die ererbten, die eigentlich rassenhaften Bewegungen erkennen. Bei Juden oder „Halbjuden“, deren leibliche Züge durch stärkere Einschläge einer oder mehrerer europäischer Rassen nahezu „unjüdisch“ erscheinen, läßt sich oft gerade an den Bewegungen das „Jüdische“ erkennen. In solchen Fällen scheinen gelegentlich leibliche Züge einerseits und Bewegungen andererseits von ganz verschiedener Herkunft.

Bei den meisten Juden, die gar keine „jüdischen“ Bewegungen zeigen, läßt sich bei aufmerksamerer Beobachtung eine gewisse Gezwungenheit und Überlegtheit des Auftretens erkennen, eine gewisse angespannte Achtsamkeit auf sich selbst und ein genaues Einhalten derjenigen Eigenheiten der Haltung und des Auftretens, die in den hierin maßgebenden oberen Volksschichten als „korrekt“ gelten. Bei manchen dieser „korrekt“ auftretenden Juden, wie sie innerhalb Deutschlands vor allem in Norddeutschland anzutreffen sind, möchte man schon von einer — ihnen zwar kaum bewußten, sie aber deutlich beherrschenden — Angst vor dem Sichgehenlassen sprechen.

Die auffälligen Bewegungseigenheiten mancher Juden muß Walther Rathenau beobachtet haben. Er beschreibt in seinen „Impressionen“ (1902) im Abschnitt „Höre Israel“ (S. 4) den Anblick seiner Volksgenossen innerhalb norddeutscher Bevölkerungen: „Seltsame Vision! Inmitten deutschen Lebens ein abgesonderter fremder Menschenschlag, glänzend und auffällig staffiert, von heißblütigem, beweglichem Gebaren! Auf märkischem Sand eine asiatische Horde!“ An gleicher Stelle (S. 12) versucht Rathenau die „südöstlich gestimmte Erscheinung“ der Juden, deren „unkonstruktiven Bau, die hohen Schultern, die ungelenken Füße, die

weichliche Rundlichkeit der Formen" in einer Art (wissenschaftlich unhaltbaren) Lamarckismus aus „körperlichem Verfall" durch „zweitausend Jahre Elend" zu erklären und seinen Volksgenossen — wiederum in der lamarckistischen Annahme, es gebe so etwas wie eine „Vererbung erworbener Eigenschaften" — den Rat zu geben, ein paar Geschlechterfolgen hindurch an ihrer „äußeren Wiedergeburt" zu „arbeiten" und so schließlich auch bestimmte Bewegungseigenheiten zu verlieren: „Um so mehr habt Ihr zu sorgen, daß inmitten einer militärisch straff erzogenen und gezüchteten Rasse Ihr Euch durch verwahrlost schiefes und schlechtes Einhergehen nicht zum Gespött macht." Bewegungen und Gebärden hat Rathenau auch ins Auge gefaßt, wenn er seinen Volksgenossen vorwirft: „Zwischen wedelnder Unterwürfigkeit und schnöder Arroganz findet Ihr schwer den Mittelweg" (S. 13). — Hier hat also Rathenau rassisch-bedingte Eigenheiten seines eigenen Volkes mit dem Maßstab abendländischer Schönheitsanschauungen gemessen, während umgekehrt manche jüdischen Zeichner unserer Tage zu erkennen geben, wie fremd oder gar widerwärtig ihnen abendländische Bewegungen und Gebärden sind.



Abb. 248. Ansager einer jüdischen Ringertruppe. In der Haltung unverkennbar etwas „Jüdisches"

Die Bewegungseigenheiten der Juden sind schwierig zu beschreiben, leichter vielleicht nachzuahmen. Die Kopfbewegungen haben oft etwa Wiegendes, ebenso die Bewegungen des Schultergürtels, der bei vielen Juden den Eindruck des Gepolsterten macht. Bei vielen Juden erscheint der Kopf wie mit dem Halse nach vorn geschoben, so daß der Kragen am Nacken absteht. Gerade auch die Bewegung dieses Vorschiebens scheint für viele Juden kennzeichnend zu sein. Die Bewegungen des ganzen Leibes haben häufig die von Rathenau beobachtete Weichheit oder Schlaffheit, die als unsoldatisch erscheinen kann.

Der „jüdische" Gang kann etwas Leises oder Schleichendes haben; Schleich spricht von einem „tappenden, ziehenden, schlürfenden Gang".[1] Schaaffhausen vermerkt: „Die Juden gehen mit gerade nach vorn gerichteten Fußspitzen und heben den mehr platten Fuß weniger als wir, was den Gang der Personen niederen Standes oft schleppend erscheinen läßt".[2] Er dürfte hier nicht von den Juden insgesamt, sondern nur von „manchen Juden" sprechen. Es gibt aber Beobachter, die einen vor ihnen hergehenden Menschen am Gange mit großer Sicherheit als Juden erkennen können. Schaaffhausen meint, die Stelle 1. Mose 32; 24—31, die vom Kampfe Jahwes mit Jakob und der Verrenkung des Hüftgelenks Jakobs erzählt, sei vielleicht eine hebräische Ableitung und Erklärung eines im hebräischen Volke vorkommenden, anderen Völkern auffallenden Ganges. Das Merkmal einwärts gerichteter Füße findet sich auch bei Menschen mit negerischem Einschlag.

Der Gang manches Juden ist durch eine Plattfußanlage bedingt. Nach Untersuchungen, die Salaman während des Krieges an Mannschaften des englischen Heeres vorgenommen hat, fand er unter den englischen Soldaten den Plattfuß in einer Häufigkeit von 1:40, unter 5000 jüdischen Soldaten in einer Häufigkeit von 1:6.[3] Der Gang vieler Jüdinnen hat auch auf ebenem Boden oft etwas von einem Steigen an sich.

Die Armbewegungen vieler Juden sind dadurch gekennzeichnet, daß der Oberarm bis zum Ellbogen mehr am Leibe haftet, während der Unterarm mit seinen Bewegungen das Sprechen lebhaft begleitet. Auch beim Laufen, das bei manchen Juden den Eindruck des Ungeschickten machen kann, halten viele Juden den Oberarm dichter am Leibe, während der Unterarm schief nach unten und außen zeigt. Rathenau wollte das bei seinen Volksgenossen beobachtete Schulterzucken und die jüdischen Bewegungen mit den Ellbogen und mit den nach außen gerichteten Handflächen als Auswirkungen alter „Furchtreflexe" ansehen, die ursprünglich der Abwehr eines Schlages gedient hätten.[4]

Auf Abbildungen von Tanzübungen jüdisch geleiteter und meist auch vorwiegend von Juden besuchter Tanzschulen läßt sich die Eigenart „jüdischer" Bewegungen — unmittelbar oder in

---

[1] Schleich, Jüdische Rassenköpfe, Ost und West, Bd. 6, 1906, S. 235.

[2] Schaaffhausen, Die Physiognomik, Archiv f. Anthropologie, Bd. 17, 1888, S. 337.

[3] In dem Sammelwerk Eugenics in Race and State, Bd. II, 1923, S. 1923.

[4] Rathenau, Reflexionen, 1908, CXXII, S. 239.

der Nachahmung durch nichtjüdische Schüler — oft sehr deutlich wahrnehmen. Es gibt gewisse Stellungen, die sich im Abendlande fast nur bei Juden finden lassen (vgl. z. B. Abb. 248 und 249).

Drücken sich in den eben betrachteten Bewegungen noch mehr leibliche Erbanlagen — Erbanlagen des Knochen- und Muskelbaues usw. — aus, so scheinen sich in den feineren Muskelbewegungen des Gesichts und in gewissen Gebärden mehr Anlagen seelischen Verhaltens auszudrücken. Schleich beschreibt in der eben



Abb. 249. Judengruppe aus einem Kurhaus. Stellungen und Gebärden, die trotz Anpassung an abendländische Gewohnheiten „jüdisch" wirken

angegebenen jüdischen Zeitschrift (S. 238) solche Züge: „Man denke an den Ausdruck, welcher das unübersetzbare Wort „nebbich" begleitet, an den nur Juden eigenen Blick des Verständnisses, wenn sie sich über einen Dritten ins Klare gekommen sind; man denke an ihren Zärtlichkeits- und Klageausdruck, an ihre Art zu weimern und zu weinen, den Blick beim Wittern von Gefahr, den Ausdruck über eine gelungene Kombination im Spiel usw." Vergegenwärtigt man sich die Gebärden, die Schleich durch eine solche Angabe von Ausdrücken jüdischen Seelenlebens andeutet, so ergibt sich wieder ein gewisser Bestand ererbter Züge, die dem Abendländer als fremdartig oder „jüdisch" erscheinen.

Was aber hier als „jüdisch" angesehen wird, ist keineswegs auf das jüdische Volk beschränkt. Mögen einzelne als „jüdisch" empfundene Gebärden in dieser oder jener Zusammenstellung auch fast

nur bei Juden vorkommen, so finden sich doch die leiblich-seelischen Voraussetzungen zu diesen Gebärden oder auch ähnliche oder gleiche Gebärden, vielleicht jeweils ein wenig abgewandelt, auch bei anderen morgenländischen oder auch südosteuropäischen Völkern, eben bei allen Völkern, die eine ähnliche rassische Zusammensetzung zeigen wie das jüdische Volk. Rassenkundlich betrachtet, stellen sich die „jüdischen" Bewegungen dar als morgenländische Bewegungen in jüdischer Sondergestaltung, wobei unter „morgenländisch" diejenigen Züge zu verstehen sind, die in der Hauptsache bei vorderasiatisch-orientalischer Rassenmischung erscheinen.

e) Das Mauscheln

Das Wort „mauscheln" ist von der jiddischen Namensform „Mosche" oder „Mausche" für Moses abgeleitet. Es bezeichnet die eigentümliche Sprechweise vieler Juden, deren Aussprache der einzelnen Laute einer Sprache und deren Tongebung beim Sprechen eines Satzes. Mit gleicher Bedeutung findet sich im Deutschen auch das Wort „jüdeln", das vom Deutschen Wörterbuch (1921) von Paul als „in der Sprache jüdische Eigentümlichkeiten zeigen" erklärt wird. Von Schudt wurde das Mauscheln beschrieben als „der sonderliche Accent oder Pronunciation und Aussprach der Rede, daß ein Jud, sobald er den Mund auftut, verraten ist".[1]

Richard Wagner beschrieb das Mauscheln als einen „zischenden, schrillenden, summsenden und murksenden Lautausdruck der jüdischen Sprechweise", deren Kennzeichen er auch in der Tonkunst jüdischer Tonsetzer fand, besonders in den Gesangsstücken, denn „der Gesang ist die in höchster Leidenschaft erregte Rede".[2] Wagner wollte die Erscheinung des Mauschelns dadurch erklären, daß der Jude zwar die Sprache desjenigen Volkes spreche, unter dem er lebt, daß er sie aber immer als Ausländer spreche.

Die mauschelnde Sprechweise ist übrigens durchaus nicht allen Juden eigen; bei vielen läßt sich kaum ein Unterschied von der landesüblichen Sprechweise feststellen, bei einigen, die offenbar bemüht sind, ganz „rein" zu sprechen, sogar eine etwas gezwungen wirkende „tadellose" Aussprache. Es gibt Juden, denen das Mauscheln durchaus widerwärtig ist. Hans v. Bülow erwähnt solche Fälle und auch einen Fall der Ablehnung „mauschelnder" Tonkunst durch einen Juden in einem Briefe an George Davidsohn

[1] Schudt, Jüdische Merkwürdigkeiten, 1714, Teil I u. II, S. 369.

[2] Wagner, Das Judentum in der Musik, 1850, neu herausgegeben 1869, S. 14—16.

vom 29. Februar 1884: „Erinnern Sie sich doch, wie fatal, wie magendrückend unserem großen genialen Ferdinand Lassalle das „Gemauschel" in der Rede war; wie empfindlich unser unvergeßlicher Freund Carl Tausig gegen das „Gemauschel" im Ton reagierte; gedenken Sie jenes denkwürdigen Abends im Münchener Stadthauskeller, wo Hofkapellmeister Levi wutentbrannt aus dem Theater und in das geflügelte Wort stürmte: ‚muß ich noch mehrere Male diese vertrackte Mauscheloper (ich verschweige den Namen derselben, sie hat noch zu viele Liebhaber) dirigieren, so trete ich dem antisemitischen Verein bei'. Also gemeinschaftlicher Kampf gegen das „Gemauschel" von „Nichtmauscheln" und allen den — gottlob recht zahlreichen „Mauscheln", die sich entmauscheln wollen."[1]

Richard Strauß hat in seiner „Salome" im Streitgespräche der fünf Juden[2] versucht, das Mauscheln erregter Juden tonkünstlerisch darzustellen. Stellen wahrscheinlich ungewollten „Mauschelns" in Tonstücken jüdischer Tonsetzer zeigen an, daß es sich beim Mauscheln anscheinend nicht nur um die leiblichen Anlagen der Sprechwerkzeuge, sondern auch um seelische Eigenheiten handelt, die sich in der Tongebung auch eines Tonstückes ausdrücken können.

Ein Mauscheln läßt sich nicht etwa nur bei Deutsch sprechenden Juden vernehmen, sondern ebensowohl auch bei Juden, die andere Sprachen sprechen. Rohlfs berichtet, er habe Juden in eigentümlicher Weise „Arabisch schmunzeln" und „Tamasirht schmunzeln", d. h. eine Berbersprache Nordostafrikas in mauschelnder Weise sprechen hören.[3] Vambery erzählt: „Der Jude in Bagdad spricht arabisch, aber näselnd und fremdartig singend."[4] Der jüdische Arzt und Rassenforscher Weißenberg erwähnt das „röchelnde Geschrei", das manche Juden in der Erregung hören ließen.[5] Dirr berichtet nach Beobachtungen in Vorderasien: „Die daghestanischen Juden sprechen das Tatische nach meiner Beobachtung in der eigentümlich singenden Weise, mit der z. B. deutsche Juden Deutsch sprechen."[6] Dieselbe besondere Tongebung sei auch dem sog. Judenpersisch eigen und der jüdischen Aussprache kaukasischer Sprachen. Mach berichtet in seinen „Prinzipien der Wärmelehre"

---

[1] Marie v. Bülow, Hans v. Bülows Leben, dargestellt aus seinen Briefen, 1921, S. 406.

[2] Strauß, Textbuch zur „Salome" des Verlags Förstner, 1905, S. 27—29.

[3] Rohlfs, Erster Aufenthalt in Marokko, 1873, S. 84.

[4] Vambery, Die Juden im Orient, Deutsche Revue, April 1879, S. 62.

[5] Weißenberg, Der jüdische Typus, Globus, Bd. 97, 1910, S. 311.

[6] Dirr, Linguistische Probleme in ethnologischer, anthropologischer und geographischer Beleuchtung, Mitteilungen der Anthrop. Gesellsch. in Wien, 3. Folge, Bd. 10, 1910.

(1900), ihm habe ein bekannter jüdischer Hochschullehrer versichert, „daß er jeden Juden, ohne denselben zu sehen, nach dem Laut eines einzigen Wortes erkenne". — Heute bietet der Rundfunk oft Gelegenheit, das Mauscheln in seinen Eigenheiten zu erfassen; es gibt jüdische und nichtjüdische Hörer, die schon nach wenigen Worten eines oder einer im Rundfunk Vortragenden erkennen, ob es sich um eine jüdische oder nichtjüdische Stimme handle, und zwar sowohl bei einem Sprechenden wie bei einem Singenden. Wahrscheinlich könnte man die Eigenheiten des Mauschelns auf dem Wege phonographischer Aufnahmen für eine Darstellung in Noten oder irgendeine zeichnerische Darstellung von Tonhöhen auch wissenschaftlich erfassen.

Ein gewisses Mauscheln läßt sich bei jüdischen Sängern auch im Gesange vernehmen: der oder jener Ton erscheint etwas abgewandelt, der Rhythmus etwas verzerrt, die Gesamtempfindung fremd gegenüber den Absichten des nichtjüdischen Tonsetzers. Stapel hat solche Erscheinungen beim Gesang jüdischer Kinder wahrgenommen und von seinem andersgearteten, deutschen Gesangsempfinden aus beschrieben: „Ich hörte in der Umgebung eines Ostseebades eine Schar Kinder, die ich nicht sah, deutsche Volkslieder singen. Nicht nur der orchestrionmäßige überhastete Rhythmus fiel auf, vor allem hatte der Klang etwas Gemütloses, Scharfes, Nüchternes, Unverträumtes, das dem Liedinhalte völlig unangemessen war. (Es läßt sich mit Worten nicht beschreiben, man nehme sie nur als Versuch einer Hindeutung.) Jedenfalls: so hatte ich nie deutsche Kinder singen hören. Es war eine völlige Unmöglichkeit. Als die Kinderschar in den Weg einbog, so daß ich sie sehen konnte, löste sich das Rätsel: es war eine Ferienkolonie jüdischer Kinder mit einem jüdischen Lehrer."[1]

Eine Untersuchung der Sammlungen jüdischer Witze — deren „richtiges" Vorlesen ohne Nachahmung einer mauschelnden Sprechweise unmöglich ist —, eine Untersuchung der Witze bei Moszkowski, Der jüdische Witz und seine Philosophie (1923) oder bei Sammy Gronemann, Tohuwabohu (1925) nach dem Verfahren, das Rutz und Sievers angegeben haben, würde sicherlich eine sprachwissenschaftliche Kennzeichnung des Mauschelns ermöglichen.

Worauf nun, auf welchen rassischen Anlagen, beruht das sog. Mauscheln? — Mach hat zu seiner eben angeführten Darlegung die Erklärung versucht: „Wenn auch nicht ganze Laute angeboren sind, sind doch für die Rasse charakteristische Lautelemente angeboren." — Es wird nicht recht klar, was Mach mit „Laut-

[1] Stapel, Antisemitismus und Antigermanismus, 1928, S. 44.

elementen" gemeint hat. Aber man wird seinen Gedankengang oder seine Anbahnung einer Erklärung des Mauschelns wohl so fassen dürfen — und die Prüfung des Lautbestandes einzelner Sprachstämme legt eine solche Deutung auch nahe —, daß man bei jeder Rasse die Neigung zu bestimmten Lauten annehmen muß. Selten werden die einer Rasse auf Grund ihrer Sprechwerkzeuge möglichen oder die von einer Rasse bevorzugten Laute von anderen Rassen nicht gebildet, eine einer Rasse eigene Tongebung von einer anderen nicht nachgeahmt werden können. Selbst die Schnalzlaute der Buschmannsprachen werden sich wohl von Menschen anderer Rasse schließlich erlernen lassen. Aber sicherlich bewirkt der von Rasse zu Rasse mehr oder minder verschiedene Bau der Sprechwerkzeuge — um noch gar nicht von Erbanlagen seelischer Art zu sprechen — bei jeder Rasse eine ihr eigene und sie von anderen Rassen unterscheidende Lautneigung. Das Mauscheln der Juden oder vieler Juden wäre dann der Versuch, der eigenen Lautneigung in der übernommenen Sprache zu folgen, der Versuch, an der artfremden Sprache, die der Jude spricht, wenigstens eine arteigene Tongebung durchzusetzen. Derjenige Jude, der sich mehr unter Juden bewegt, wird durch seine menschliche Umwelt weniger gleichsam dauernd „verbessert" und zu einer „reinen" Aussprache hingedrängt werden, als derjenige, der mehr mit Nichtjuden umzugehen gewohnt ist: daher das stärkere Mauscheln der Ostjuden in Rußland und Polen, die Abschwächung des Mauschelns bei den westeuropäischen Juden, eine Abschwächung, die zur gänzlichen Unterdrückung des Mauschelns werden kann.

Das „Röchelnde" in der Sprechweise vieler Juden sowie die Aussprache des ch-Lautes (wie in „flach", „Krach") bei vielen Ostjuden legt die Vermutung nahe, das Mauscheln könnte auch durch Erbanlagen der orientalischen Rasse bedingt sein, derjenigen Rasse also, welcher die semitischen Sprachen ursprünglich eigen waren. Auf eine bestimmte Lautneigung macht Brockelmann aufmerksam, wenn er über den semitischen Sprachstamm schreibt: „Unter den Konsonanten überwiegen die Kehl- und Hintergaumenlaute, sowie die Zisch- und Zahnlaute."[1] Gerade in den Kehl- und Hintergaumenlauten scheint sich die Lautneigung der semitischen Sprachen ausgewirkt zu haben, vielleicht vor allem in einem Kehllaute (Laryngal), der „mit starker Zusammenpressung des Kehlkopfs" (Brockelmann) gesprochen wird und dessen Nachahmung den Angehörigen nichtsemitisch und nichthamitisch sprechender Völker meistens sehr schwer fällt. Man hat zur Erforschung

[1] Brockelmann, Semitische Sprachwissenschaft, 1916, S. 20.

des Vorgangs bei Bildung dieses Lautes die Sprechwerkzeuge eines semitisch sprechenden Syriers durch Röntgenaufnahme im Bilde festgehalten.[1]

Es ist auffällig, daß nach eingetretener Rassenmischung innerhalb eines Volkes semitischer Sprache eben die semitischen Kehllaute abgewandelt werden oder überhaupt verloren gehen. Wenigstens im Akkadischen (Babylonisch-Assyrischen) möchte man Rassenmischung als Grund eines solchen Verlustes annehmen. Die Auswirkung der orientalisch-vorderasiatischen Rassenkreuzung auf diesen Zweig des semitischen Sprachstammes ist schon S. 66 betrachtet worden. Auch Brockelmann (a. a. O. S. 22) schreibt es der Rassenkreuzung zu, daß das Akkadische „alle Kehllaute bis auf den einfachen Stimmritzenverschlußlaut" und ebenso den „tönenden Reibelaut des Hintergaumens" verloren habe. Andererseits hat gerade das Altarabische, also die Sprache der der Rasse nach am meisten vorwiegend orientalisch verbliebenen Gruppe der Völker semitischer Sprache „im wesentlichen den ursprünglichen Lautstand" erhalten, ebenso wie im großen ganzen die arabischen Mundarten der Beduinen (überwiegend orientalischer Rasse) die kennzeichnenden Züge des Arabischen besser bewahrt zu haben scheinen als die Mundarten der einen starken vorderasiatischen Einschlag aufweisenden städtischen und bäuerlichen Bevölkerungen arabischer Sprache.

Die Hebräer Palästinas scheinen auf lautliche Eigenheiten ihrer Nachbarstämme geachtet zu haben. So konnten die Ephraimiten den sch-Laut des Hebräischen in dem Worte Schibboleth „Strom" nicht richtig aussprechen, sondern verrieten sich durch ihr Sibboleth.[2] Die mangelhafte Aussprache des Aramäischen durch die Galiläer, die durch Markus 14, 70 und Matthäus 26, 73 bezeugt ist, wird wohl auch darauf beruhen, daß ein vorderasiatischer und ein anscheinend nicht geringer nordischer Einschlag der Sprechweise der Galiläer eine unsemitische Neigung gegeben hatte.[3]

[1] Vgl. die Abbildung bei S. 58 in Worrell, A Study of Races in the Ancient Near East, 1927, S. 58.

[2] Vgl. Richter 12, 6.

[3] Galiläa hieß bei den Hebräern der hellenistischen Zeit gelil hag-gojim „Bezirk der Heiden" (vgl. I. Makkabäer 5, 15). Dieser Name sollte ein Gebiet bezeichnen, das von Hebräern unvollständig durchdrungen war. Dieses Gebiet war von Amoritern und Hewitern (vgl. S. 57) besiedelt worden, die zum Teil vom Libanon her eingewandert waren; es war nie ein gesicherter Besitz der Hebräer und blieb diesen verloren seit dem Jahre 734 v. Chr., in dem es von den Assyrern erobert wurde. Im Jahre 165 v. Chr. befanden sich so wenig Hebräer in Galiläa, daß der Makkabäer Simon diese nach Judäa aussiedelte (vgl. I. Makkabäer 5, 14—23). Wahrscheinlich hat Aristobulos I. 104/103 v. Chr.

Wenn sich eine Lautneigung der orientalischen Rasse innerhalb des Judentums und so vor allem beim Mauscheln auswirken würde, obgleich doch das jüdische Volk viel von seinem orientalischen Rasseneinschlag verloren hat, so könnte das der fortgesetzten Übung der strenggläubigen Juden im Hebräischlesen zuzuschreiben sein. Dabei ist allerdings zu bedenken, daß die Aussprache des Hebräischen durch die meisten Talmudleser gerade bei den kennzeichnend semitischen Lauten durchaus mangelhaft ist. Man wird daher, um eine Erscheinung wie das Mauscheln rassenkundlich zu erklären, auch die Lautneigungen der kaukasischen (alarodischen) Sprachen betrachten müssen, der Sprachen also, die der heute im jüdischen Volke vorwiegenden vorderasiatischen Rasse ursprünglich eigen waren.

Ob man das Lispeln (Sigmatismus) vieler Juden und Jüdinnen d. h. deren Unfähigkeit, den s-Laut abendländischer Sprachen „richtig" auszusprechen, als Auswirkung rassischer Erbanlagen ansehen darf? — Lenz gibt diese Annahme zu erwägen.[1] Es wird sich aber wohl um leicht „krankhafte" Erbanlagen handeln, die innerhalb jeder Rasse auftreten und sich durch Fortpflanzung mehren können und die sich offenbar innerhalb des Rassengemisches des jüdischen Volkes verhältnismäßig stark gemehrt haben.

Sicherlich ist das Mauscheln nicht nur durch leibliche Anlagen, Erbanlagen der Sprechwerkzeuge, zu erklären, sondern auch durch die ererbten Züge seelischen Verhaltens der im Judentum sich auswirkenden Rassen. Die Einwirkungen leiblicher Erbanlagen wird man wohl eher in den Lauten einer Sprache suchen dürfen, die Einwirkungen rassenseelischer Art im Tonfall. Der Einwirkung einer oder mehrerer Rassenseelen wird es zuzuschreiben sein, wenn anscheinend schon der althebräische Gesang durch ein Näseln und Zitternlassen der Stimme gekennzeichnet war, ebenso wie der Sington der strenggläubigen Ostjuden beim Talmudlesen.[2] Im Mau-

Galiläa erobert und zur Annahme des „Gesetzes", der hebräischen Glaubensvorschriften, gezwungen. Seit diesem Zeitabschnitt wanderten Aramäer, Ituräer, Phoinikier und Griechen in Galiläa ein. Josephus, der jüdische Geschichtschreiber, rühmt Freiheitsliebe und Tapferkeit der Galiläer. (Diese Angaben nach Guthe, Bibelwörterbuch, 1903). Durch die Assyrer war im 8. Jahrhundert v. Chr. ein medischer Herzog Dejokes mit seiner Sippe in Galiläa um den See Genesareth angesiedelt worden, Menschen, die man sich nach den Angaben über die rassische Beschaffenheit der damaligen Meder und Perser (vgl. Günther, Rassenkunde Europas, 3. Aufl., 1929) als überwiegend nordisch vorstellen darf.

[1] Lenz in Baur-Fischer-Lenz, Menschliche Erblichkeitslehre und Rassenhygiene, Bd. I, 1927, S. 350.

[2] Vgl. Benzinger, Hebräische Archäologie, 3. Aufl. 1927, S. 253.

scheln aber scheint sich auch eine solche Neigung zum näselnden Sington beim Sprechen auszuwirken.

Ein leicht mauschelnder Tonfall läßt sich gelegentlich auch bei solchen nichtjüdischen Bevölkerungen oder Bevölkerungsgruppen hören, die häufig mit Juden umgehen. Die Sprechweise mancher nichtjüdischer Frankfurter, gewisse sprachliche Eigenheiten einiger nichtjüdischer Breslauer und der Tonfall einzelner berlinischer Redensarten scheinen mir den Einfluß mauschelnder Lautgebungen zu verraten.

f) Geruchliche Eigenart

Die Behauptung eines odor Judaeus findet sich nach Fishberg[1] zum erstenmal bei dem frühmittelalterlichen Dichter in lateinischer Sprache Venantius Fortunatus (gest. 600). Dieser behauptet, das Taufwasser befreie den zum Christentum übertretenden Juden von seinem besonderen Geruche:

„Abluitur judaeus odor baptismate divo, || et nova progenies reddita surgit aquis, || vinceus ambrosios suavi spiramine voces, || vertice perfuso chrismatis efflat odor.“ (Carmina V, 5.)

Nach Fishberg haben mehrere christliche Theologen den Glauben an eine solche geruchvertilgende Wirkung zu verbreiten gesucht, um Juden für die Taufe zu gewinnen. So wurde auch durch sie die Sage von einem besonderen, nur den Juden eigenen Geruche aufrechterhalten.

Man hat von einem „Judengeruch“, einem foetor Judaicus, gesprochen, einem Geruch, der dem jüdischen Volke anhaften oder doch vielen Juden eigen sein solle. Die Behauptung eines foetor Judaicus ist — zu Unrecht, wie gleich erwiesen werden soll — öfters zur Verunglimpfung der Juden vorgebracht worden.

Nun kommt aber nicht nur dem jüdischen Volke, sondern jedem Volke oder jeder Rasse und somit auch jedem Rassengemische ein besonderer Geruch zu. Dafür liegen genug Zeugnisse vor, nur daß eben eine Kennzeichnung der verschiedenen Gerüche noch kaum versucht worden und — bei der Armut der meisten Sprachen an geruchbezeichnenden Wörtern — auch für denjenigen, der seinen Geruchssinn geübt hat, offenbar sehr schwierig ist.

Zu der Schwierigkeit der Kennzeichnung von Gerüchen der Menschen und Völker kommt eine weitere, meist übersehene Schwierigkeit hinzu: was als Geruch eines Menschen oder auch als „Völkergeruch“ oder „Rassengeruch“ beschrieben wird, ist zu-

[1] Fishberg, Die Rassenmerkmale der Juden, 1913, S. 106.

meist ein Ergebnis aus zweierlei: 1. dem ererbten Geruch, 2. dem erworbenen Geruch. Der ererbte Geruch ist eine Auswirkung rassischer Erbanlagen, der erworbene Geruch eine Wirkung der Umwelt im weitesten Sinne, d. h. der Örtlichkeit, Wohnung, Kleidung und Speisenzusammensetzung, der Beschäftigung und der Angewöhnung an leibliche Reinlichkeit oder Unreinlichkeit.

Wenn z. B. L. Daudet[1] den Geruch der Frauen verschiedener französischer Landschaften zu beschreiben versucht, so erfaßt er immer ein Zusammenwirken ererbten und erworbenen Geruchs. Obschon diese verschiedenen französischen Stämme jeweils verschieden zusammengesetzte Rassengemische darstellen, Rassengemische, die sich sicherlich auch im ererbten Geruch voneinander unterscheiden, ist doch jeweils die Mitwirkung eines durch Umwelt und Tätigkeit erworbenen Geruchs keinesfalls gering zu schätzen. Eine Aufzählung verschiedener „Völkergerüche" gibt Henning in seinem Werke „Der Geruch" (1924; vor allem S. 54, 55, 56—58), einem Werke, das für die Fragen des Geruchs besonders wichtig ist. Den Geruch des einzelnen Menschen sowie die Rolle des Geruchsinns im menschlichen Leben behandelt außer Henning u. a. auch Andree in dem Abschnitt „Völkergeruch" seiner „Ethnographischen Parallelen und Vergleiche" (Neue Folge, 1889, S. 213—222) und Ellis in dem Abschnitt „Der Geruch" seines Werkes „Die Gattenwahl beim Menschen mit Rücksicht auf Sinnesphysiologie und allgemeine Biologie", 1922. In den von diesen und anderen Verfassern angeführten Fällen wäre jeweils die Frage zu stellen, wie groß der Anteil des erworbenen Geruches ist. In manchen Fällen handelt es sich fast nur um einen erworbenen und somit auch meist verlierbaren Geruch, in den meisten Fällen aber wirkt ein ererbter Geruch mit, in vielen herrscht er vor: nur dieser ererbte Geruch aber würde „Rassengeruch" genannt werden dürfen, während die Zusammensetzung ererbten und erworbenen Geruchs „Völkergeruch" heißen könnte.

Wenn Andree (a. a. O. S. 217) von den Menschen hamitischer (äthiopischer) Rasse berichtet, sie hätten keinen „Negergeruch", so kann man sich fragen, ob die Beobachter wirklich den „Rassengeruch" der hamitischen (äthiopischen) Rasse vom „Rassengeruch" der negerischen unterschieden haben oder ob nicht der säuerliche Geruch, der durch die verschiedenen Verfahren der Milchverwertung allen Gebrauchsgegenständen und selbst den Menschen im Bereiche mancher Stämme hamitischer Sprache mitgeteilt wird,

[1] L. Daudet, Mélancholia, 1928, im Abschnitt „La domaine de l'olfactif", S. 113 ff.

bestimmte Hamitenstämme von bestimmten nicht viehhaltenden, sondern hackbautreibenden Negerstämmen geruchlich unterschieden haben mag. Wenn Neger von abendländischen Frauen aussagen, sie hätten einen „Leichengeruch" — so berichtet Daudet (a.a.O. S. 112) —, so haben diese Neger, die ihren eigenen Geruch — der für Europäer oft wirklich nicht auszuhalten ist — ebensowenig wahrnehmen oder als unangenehm empfinden wie andere Völker und Menschen den ihren, wohl in der Hauptsache den Geruch einer anderen Rasse oder eines andersartigen Rassengemisches bezeichnet.

In einer südamerikanischen Sprache findet sich je ein eigenes Wort für den Geruch der „Weißen", der Neger und der Indianer; in China erkannten die Hunde chinesisch gekleidete Europäer von weitem am Geruch. Vielfach erkennen Angehörige bestimmter Stämme fremdstämmige Menschen oder Menschengruppen auch in irreführender Verkleidung am Geruch. Es scheint aber, als ob der Geruchsinn der Abendländer, mindestens der abendländischen Großstädter, sehr abgestumpft sei, während manche außereuropäischen Völker den Geruchsinn anscheinend geradezu üben. Im allgemeinen empfindet ein Volk oder eine Rasse den Geruch eines anderen Volkes oder einer anderen Rasse als unangenehm, ja als „Gestank". Die verschiedenen Rassen „können einander nicht riechen" — dieser volkstümliche Ausdruck einer angeborenen Abneigung ist sehr vielsagend. Beispiele für alle diese Erscheinungen führt Henning an. Den eigenen Geruch pflegen Menschen, Völker und Rassen kaum wahrzunehmen — so durchtränkt vom eigenen Geruche sind die Menschen und ist ihre gewohnte Umwelt.

Der Japaner Adachi hat den Geruch der Europäer, d. h. die geruchliche Eigenart der Europäer, wie sie einem Japaner erscheint, zu beschreiben versucht.[1] Der Geruch der Europäer, besonders der Europäerinnen, ist nach Adachis Angaben sehr auffallend: oft stechend und ranzig, bald süßlich, bald bitter. Er ist nach Ankunft in Europa für Japaner zunächst sehr unangenehm, besonders der Geruch der Achselhöhle, dann beginnt allmählich eine Gewöhnung an den fremden Geruch, schließlich kann dieser, vom europäischen Weibe ausgehend, sogar geschlechtlich erregend wirken. Bei Untersuchungen hat Adachi die Schweißdrüsen in der Achselhöhle der Europäer viel größer, mit dem bloßen Auge wahrnehmbar gefunden, die der Japaner hingegen kleiner und nur bei mikroskopischer Vergrößerung wahrnehmbar. Adachi fand auch stark schwitzende Japaner nicht auffällig riechend. Er berichtet, daß stärker riechende Japaner von der Heeresdienstpflicht

[1] Adachi, Der Geruch der Europäer, Globus, Bd. 83, 1903, S. 14.

befreit werden und daß stark riechende Japanerinnen es schwierig haben, sich zu verheiraten. — Ich möchte aber annehmen, daß die geringe Wahrnehmbarkeit des Geruchs der Japaner eben nur für Japaner gilt, während Nichtjapaner und gar Nichtasiaten vermutlich von einem auffallenden Geruch der Japaner berichten werden.

Über den Geruch der einzelnen europäischen Rassen sagt Adachis Bericht nichts aus, ebensowenig darüber, wie weit der von ihm wahrgenommene Geruch leiblicher Unreinlichkeit zuzuschreiben ist. Man darf vielleicht — auch wenn man die verhältnismäßig größere Neigung zu leiblicher Reinlichkeit bei der nordischen Rasse bedenkt — annehmen, daß innerhalb des Rassengemisches der abendländischen Bevölkerungen die nordische Rasse durch den schwächsten Geruch gekennzeichnet ist, denn im allgemeinen nimmt doch anscheinend der durchschnittliche Verbrauch von Riechmitteln (Parfüms usw.) — die doch auch der Verbergung geruchlicher Eigenheiten dienen sollen — innerhalb der abendländischen Völker um so mehr zu, je häufiger die dunklen Haut-, Haar- und Augenfarben werden.

Der Geruch des Menschen ist bedingt durch die Ausdünstungen der Haut, besonders in der Gegend der Achselhöhle, den von den Haaren ausgehenden Geruch, den Geruch der Geschlechtsteile usw. Man kann sogar Abwandlungen des Geruchs des Einzelmenschen, so etwa einen besonderen Hals- oder einen besonderen Nackengeruch unterscheiden; manche Dichter haben dies sehr fein beachtet und beschrieben, einige dabei offenbar auch rassische Unterschiede wahrgenommen. Der jüdische Dichter Ephraim Mikhaël (1866—1890) beschreibt in seinem Gedichte „Dimanches Parisiens" vorübergehende Pariserinnen, deren „blondes Fleisch" er riecht:

. . . laissant dans l'air
Une senteur de violettes
Mourantes, et de blonde chair.

Im ganzen wird Karl Vogt richtig erkannt haben, als er schrieb, der Geruch des Menschen gehöre „eben zur Art wie der Bisamgeruch zum Moschustier und beruht auf der Ausdünstung der Schweißdrüsen".[1]

An der Zusammensetzung dieser Gerüche sind in der Hauptsache verschiedene Fettsäuren beteiligt,[2] so daß man annehmen muß, daß

[1] Vogt, Vorlesungen über den Menschen, 1863.

[2] Vgl. Hammarsten, Lehrbuch der physiologischen Chemie, 1926, S. 662ff.: „Die Haut und ihre Ausscheidungen". — Vgl. auch Oppenheimer, Grundriß der organischen Chemie, 1927, § 50.

verschiedene Menschenrassen zum Teil verschiedene Fettsäuren absondern oder aber daß das Mischungsverhältnis solcher Fettsäuren bei den einzelnen Rassen und innerhalb der einzelnen Rassen auch bei einzelnen Menschen verschieden ist. Einen gewissen Anfang in der rassenkundlichen Erforschung dieser Erscheinungen würde die Arbeit „Die Hautdrüsen des Menschen und der Säugetiere, ihre biologische und rassenanatomische Bedeutung, sowie die musculāris sexualis" von Schiefferdecker bedeuten.[1]

Die Hebräer hatten, wie viele Stellen des Alten Testaments zeigen, einen ausgesprochenen Sinn für Gerüche.[2] Die Verhaßtheit eines Volkes bei einem anderen wird vom Alten Testamente (z. B. I. Mose 34, 30; I. Sam. 13, 4) durch geruchliche Kennzeichnung ausgedrückt: ein Volk hat sich für das andere „stinkend gemacht"; die Vorstellung ist ähnlich der in der Redensart „einander nicht riechen können". Man braucht nur das Hohe Lied lesen, um eine Vorstellung vom Umfang der hebräischen Geruchsbeobachtungen und der hebräischen Vergleiche mit Gerüchen aller Art zu gewinnen. Die Stelle, wo (4, 11) der Geruch der Kleider des Mädchens mit dem der Luft im Libanongebirge verglichen wird, verrät die feine Beobachtung auch der Gerüche, die vom Menschen ausgehen. Der Talmud (Baba Bathra 16 B) erwähnt ein Mädchen, das nach ihrem Geruche den Namen einer duftenden Pflanze erhalten habe,[3] und führt an anderer Stelle (Berakhoth 43 B) aus: „Was ist es, wovon die Seele einen Genuß hat, der Körper aber keinen? — Sage: das ist der Geruch." — Die Erzählung I. Könige I, 1—4 ff. berichtet, daß Abisag von Sunem, eine schöne Jungfrau, dem alternden David auf seinem Ruhelager zugelegt wird. Man glaubte nämlich, wie Joseph berichtet, ein sich jungfräulich erhaltendes Mädchen könne „durch ihr Anhauchen und ihre Ausdünstung" einen Greis verjüngen[4] — ein Wahnglaube, der unter dem Namen Sunamitismus eben nach dieser Erzählung des Alten Testaments im Paris des 18. Jahrhunderts wieder aufgekommen ist und das Gewerbe der Sunamitinnen hervorgerufen hat. Nach dem Talmud (Synhedrin 93 B) wird der jüdische Messias „riechend und richtend" über die Menschen urteilen.[5] Der Talmud (Baba Bathra 16 B) preist auch denjenigen, dessen Gewerbe die Herstel-

---

[1] Zoologica, Heft 72, 1922.

[2] Vgl. Ersch-Gruber, Encyclopädie der Wissenschaften und Künste, 62. Teil, 1856, S. 122, unter „Geruch".

[3] Der Babylonische Talmud, Bd. IV, S. 986, übers. von Goldschmidt.

[4] Joseph, Handbuch der Kosmetik, 1912, S. 473.

[5] Der Babylonische Talmud, Bd. VII, 1903, S. 400.

lung von Wohlgerüchen ist, und verheißt (Berakhoth 43 B): „Dereinst werden die Jünglinge Israels einen Wohlgeruch verbreiten.“[1]

Einen auffälligen Geruch der Juden erwähnt der römische Dichter Martialis (43—104) in seinen Epigrammen (IV 4). Im 4. Jahrhundert berichtet Ammianus Marcellinus, daß Kaiser Marcus Aurelius (161—180), als er durch Palästina nach Ägypten zog, sich durch die Aufgeregtheit und den Gestank der Juden öfters belästigt gefühlt habe.[2] Gerade das den „Gestank“ bezeichnende Wort der Ammianushandschrift ist aber an der Stelle des dritten Buchstabens nicht deutlich zu lesen, so daß eine frühere Ausgabe (von Cornelissen) nicht fetentium, sondern ferventium annehmen wollte, so daß also Ammianus nicht von „stinkenden“, sondern von „kochenden“ oder „siedenden“ Juden geschrieben, die Aufgeregtheit der Juden somit durch zwei Wörter (fervere und tumultuari) bezeichnet hätte. Die neueste Ausgabe des Ammianus (von Clark) gibt das fragliche Wort aber durch fetentium wieder und die Stelle ist vom Thesaurus linguae Latinae (Bd. 6, 1912—26) unter „foeteo“ aufgenommen worden. Somit scheint dieser römische Bericht über einen besonderen Geruch der palästinischen Juden gesichert zu sein.[3]

Schudt, Jüdische Merkwürdigkeiten (1714), handelt im XX. Abschnitt „Von der Frankfurter und anderer Juden Gestank“. Er berichtet, die Juden ließen in den Zimmern, in denen sie sich aufgehalten haben, einen bestimmten Geruch zurück. Einige meinten, „solcher Gestank hänge den Juden von Natur an, weil auch sogar ihre kleinen Kinder also stinken“ (S. 349). Der verschiedene Geruch der Neugeborenen, anders bei solchen, die von Eltern mit hellen Haut-, Haar- und Augenfarben abstammen, anders bei solchen, die von dunklen Eltern abstammen und selbst dunkel werden, anders bei jüdischen und wieder anders bei nichtjüdischen Kindern fällt auch den Säuglingspflegerinnen unserer Zeit auf.

Schudt weist aber auch auf Unreinlichkeit und unter Erinnerung an die Stelle 4. Mose 11, 5 auf den Knoblauchgenuß der Juden hin und hat sich somit die Frage, ob ererbter oder erworbener Geruch anzunehmen sei, schon gestellt. Das Grimmsche Wörter-

[1] Der Babylonische Talmud, Bd. I, S. 157.

[2] Ammianus Marcellinus 22, 5, 5: „ille enim cum Palaestinam transiret, Aegyptum petens, Judaeorum fetentium et tumultuantium saepe taedio peritus, dolenter dicitur exclamasse . . .“ (nach der Ausgabe von Clark, 1910, S. 258).

[3] Fishberg, Die Rassenmerkmale der Juden, 1913, S. 106, nahm an, das Wort fetentium bei Ammianus beruhe „entweder auf einem Schreibfehler oder bösartigen Trick eines Abschreibers“. Es müsse dort petentium gelesen werden.

buch (Bd. IV, 2, 1877, S. 2534) verzeichnet ein Wort „jüdern“ der hennebergisch-fränkischen Mundart mit der Bedeutung „wie ein Jude oder nach Juden riechen“.

Jaeger, Die Entdeckung der Seele, 1880, berichtet (S. 141) den Ausspruch des jüdischen Rechtswissenschafters und Geschichtsforschers Eduard Gans: „Wir Juden verlieren den Geruch unserer Rasse nicht, auch nicht in zehnfacher Kreuzung.“ Einen „spezifischen Geruch“ der Juden, einen „foetor Judaicus“, behauptet Schopenhauer.[1]

Zweifellos ist öfters ein Geruch als „Judengeruch“ beschrieben worden, der in der Hauptsache der Unreinlichkeit mancher Juden und dem Knoblauchgenuß zuzuschreiben ist, also erworbenen Geruch und keinen ererbten darstellt. Die Unreinlichkeit vieler aus Rußland und Polen stammender Juden ist bekannt und hat unter diesen Juden selbst eine Reihe volksläufiger Witze veranlaßt. Den Knoblauchgenuß und den damit verbundenen Geruch teilen die knoblauchessenden Juden mit vielen Italienern und Südfranzosen. Der Knoblauch, schon 4. Mose 11, 5 erwähnt, im Talmud gepriesen und von den Rabbinern öfters empfohlen, wurde von den frühmittelalterlichen Juden zu den geschlechtlich anregenden Mitteln (Aphrodisiaca) gezählt.[2]

Es ist klar, daß Gerüche, wie sie durch Unreinlichkeit oder durch Knoblauchgenuß entstehen, nicht zum jüdischen „Rassengeruch“ zu rechnen sind, daß dieser daher viel eher wahrzunehmen ist bei den wohlhabenderen, leiblich gepflegteren Juden Mittel- und Westeuropas. Der Verfasser z. B. glaubte, die verschiedenen Abwandlungen eines jüdischen ererbten Geruches deutlicher wahrzunehmen, als er in einer deutschen Großstadt längere Zeit seine Mahlzeiten an einem „rituellen“ Mittagstisch einnahm, den außer wenigen Nichtjuden eine große Anzahl leiblich zumeist reinlicher Juden besuchten. Auch bei Abwesenheit der Juden waren die betreffenden Zimmer mit einem ziemlich auffälligen, dem Verfasser als mattsüßlich erscheinenden Geruche erfüllt, der gleich beim Eintreten auffiel. Der „Rassengeruch“ der Juden oder vieler Juden wird von verschiedenen Beobachtern verschieden beschrieben; oben (S. 260) ist ausgeführt worden, warum Beschreibungen von Gerüchen zumeist unzulänglich ausfallen. Die Rassenforschung, in diesem Falle die Rassenphysiologie, die in den letzten Jahren durch

[1] Schopenhauer, Die beiden Grundprobleme der Ethik, 1860, S. 240 und 249; Frauenstädt, Arthur Schopenhauer. Von ihm. Über ihn, 1863, S. 467, 637, 700.

[2] Vgl. Preuß, Biblisch-talmudische Medizin, 1911, S. 538.

ihre Blutgruppenforschung so bedeutsam hervorgetreten ist, wird versuchen müssen, die Fragen der „Rassengerüche" durch das Mittel chemischer Analysen zu lösen. Man wird die Absonderungen des Leibes, insbesondere den Schweiß, auf seine Zusammensetzung hin untersuchen müssen und wird wahrscheinlich für die verschiedenen Rassen der Erde z. B. eine Beteiligung entweder verschiedener Fettsäuren oder eines jeweils verschiedenen Mischungsverhältnisses bestimmter Fettsäuren finden und so schließlich gleichsam die „chemische Formel" für einzelne „Völkergerüche" und „Rassengerüche" feststellen.

In solcher Weise ließe sich schließlich auch feststellen, ob der „Judengeruch" etwa mehr durch Erbanlagen der vorderasiatischen oder der orientalischen oder einer anderen Rasse bedingt ist.

g) Die Blutgruppen im jüdischen Volke

Die Verschiedenheit einer jüdischen Gruppe von einer nichtjüdischen hat Manoiloff durch Blutuntersuchungen zu erweisen versucht. Er untersuchte das Blut von 982 Russen und 380 Juden und vermochte nach seinen Ergebnissen erst in 88%, dann in 91,7% der Fälle das Blut der Juden von dem der Russen zu unterscheiden.[1] Er entnahm nur Blut von solchen Russen bzw. Juden, deren drei Voreltern mütterlicher- und väterlicher Seite „reine" Russen bzw. Juden gewesen waren. Es gelang ihm, das beiderseitige Blut mittels chemischer Reagentien voneinander zu unterscheiden. Sein Verfahren, das hier nicht näher beschrieben werden kann, ergab ein verschiedenes Verhalten der beiderseitigen Blutarten zu zwei Farbstoffen: „Die Farbe Kressylviolett verschwindet im jüdischen Blute vollständig oder fast ganz und wir bekommen blaßblaue bis schönblaue Färbung. Im russischen Blute verschwindet sie teilweise oder bleibt sehr oft ganz unverändert, so daß wir eine blaurötliche bis rötliche Färbung bekommen." — „Dieses Verhalten gibt uns das Recht zu sagen, daß die Oxydationsprozesse im jüdischen Blut schneller vor sich gehen und im russischen langsamer" (a. a. O. S. 2188). Ist es Manoiloff so gelungen, russisches von jüdischem Blute zu unterscheiden, so hat er damit ein Mittel gefunden, das Blut eines bestimmten Rassengemisches von dem eines anderen bestimmten Rassengemisches zu unterscheiden, nicht aber ein Mittel zur eigentlichen rassenkundlichen Kennzeichnung der beiden Blutarten, auch nicht ein Mittel,

[1] Manoiloff, Eine chemische Blutreaktion zur Rassenbestimmung beim Menschen, Münchner Medizinische Wochenschrift 1925, S. 2186 ff.

das eine allgemeine Verwendbarkeit verspricht, denn es müßte ja nun eine Reihe von Verfahren gesucht werden, wie das Blut eines Volkes von einem anderen zu unterscheiden wäre. Jedenfalls läßt sich durch Manoiloffs Verfahren nichts über die Rassenzusammensetzung weder der Russen, noch der Juden aussagen.

Es ist aber zu erwarten, daß es der Blutgruppenforschung, die in den letzten Jahren so bedeutungsvolle Fortschritte erreicht hat, schließlich gelingen wird, die verschiedenen abendländischen Rassengemische nach deren Blutziffern — wie man die Zahlenergebnisse oder „Blutgruppenformeln" der hier nicht näher zu erörternden Blutgruppenforschung nennen könnte — eindeutig von der Blutziffer des jüdischen Rassengemisches zu scheiden. In der der Erörterung aller dieser Fragen dienenden „Zeitschrift für Rassenphysiologie" hat Wellisch — unter Voraussetzung von Annahmen, die noch zu erweisen sind — nach bisherigen Untersuchungen eine vorläufige Einordnung der Juden innerhalb der erforschten Blutgruppen versucht.[1] Er fand für die Ostjuden wie für die Südjuden, die sich auch in „serochemischer Beziehung" bei aller näheren Verwandtschaft doch deutlich unterscheiden, eine Stellung „zwischen Vorderasiaten und Orientalen" bezeichnend; eine Stellung, die er durch folgende Darstellung anzugeben versucht:

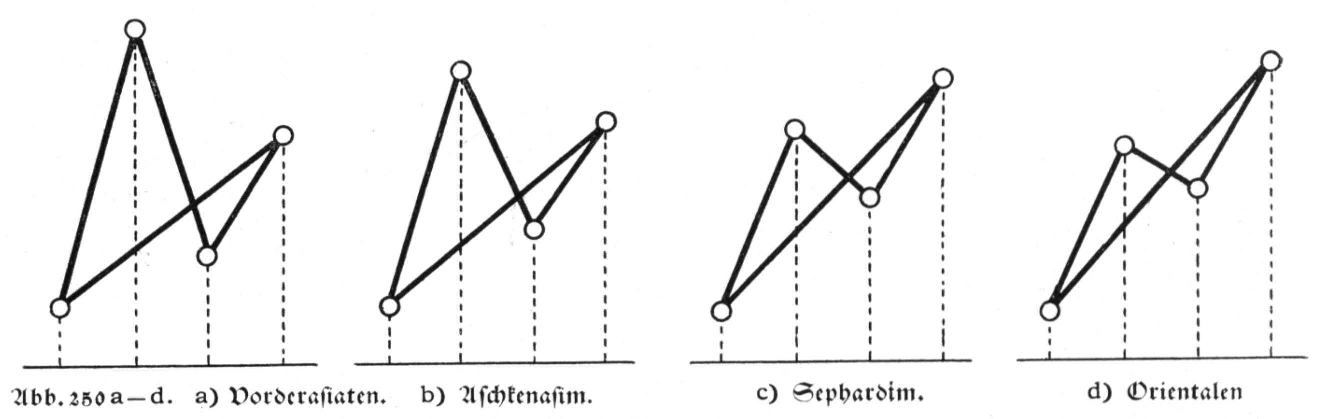


Abb. 250 a—d. a) Vorderasiaten. b) Aschkenasim. c) Sephardim. d) Orientalen

Wellisch möchte auf Grund seiner Berechnungen zu folgender Übersicht über die „Rassenbestandteile der Juden" kommen:

Ausgangsrassen	Aschkenasim	Sephardim	Gesamte Judenschaft
Vorderasiaten	50	10	46
Semitische Orientalen	22	72	27
Arische (nordische) Amoriter	12	2	11
Hunnische (südwestasiatische) Mongoliden	14	8	13
(Ägyptische) Neger	2	8	3
	100	100	100

[1] Bd. I Heft 3/4, 1929. „Serolog. Untersuchungen über d. Rassentum d. Juden".

Dabei ist das Südjudentum (Sephardim) als ein Zehntel, das Ostjudentum (Aschkenasim) als neun Zehntel des Gesamtvolkes angenommen. Im Rassengemische des jüdischen Volkes würden nach Wellisch „blutartlich“ 11 % auf einen nordischen Einschlag hindeuten. Das würde ungefähr mit den Schätzungen dieses Buches (vgl. S. 155/56 und 225) übereinstimmen. Wellisch betont, daß bei der Unzulänglichkeit der bisherigen Untersuchungen seinen Ergebnissen „noch keine zu strenge Konstanz und starre Unbeweglichkeit beigemessen werden“ darf.

h) Gesundheitslage, Krankheitsneigungen

In meiner „Rassenkunde des deutschen Volkes“ habe ich die spärlichen Feststellungen angeführt, die man über Beziehungen zwischen verschiedenen europäischen Rassen und verschiedenen Krankheiten bisher gemacht hat. Auch aus anderen Erdteilen liegen einige Feststellungen vor. Man nennt die Lehre von diesen Beziehungen gewöhnlich Rassenpathologie. Eine Krankheit, die den Menschen der einen Rasse sehr gefährlich wird, greift Menschen einer anderen Rasse, die im gleichen Gebiete wohnen, viel schwächer an; die eine Rasse neigt zu dieser, die andere zu jener Krankheit, oder aber die gleiche Krankheit verläuft bei der einen Rasse in einer bestimmten Weise, bei der anderen in anderer Weise usw. Da jede Rasse das Ergebnis eines bestimmten jahrtausendelangen Auslesevorgangs in bestimmter Umwelt ist, sind solche Beziehungen auch zu erwarten. Mit diesen Auslesevorgängen, die jeweils auch verschiedene Anpassungen an eine besondere Umwelt bedeuten, wird es zusammenhängen, daß zumal bei Änderung der Umwelt in der einen Rasse mehr diese, in der anderen jene Krankheitserscheinungen auftreten. Innerhalb der verschiedenen Völker wird man eine Häufung derjenigen Krankheiten erwarten dürfen, zu denen die in diesen Völkern vertretenen Rassen neigen, dazu möglicherweise derjenigen Krankheiten, die gerade durch die Kreuzung der betreffenden Rassen ermöglicht werden. Es ist nämlich wahrscheinlich, daß bestimmte Unstimmigkeiten der leiblichen und seelischen Veranlagung und Verfassung, Unstimmigkeiten, die sich als Anfälligkeit für verschiedene Krankheiten äußern, ihren Grund in Rassenkreuzungen haben. Zu bedenken ist doch, daß jede Rassenkreuzung die Brechung zweier in langem Auslesevorgang entstandener leiblich-seelischer Erb- und Erscheinungsbilder bedeutet und somit im Mischling bei jeder Rassenkreuzung die Ergebnisse aus zwei verschieden gerichteten Auslesevorgängen mehr oder min-

der unstimmig zusammengestellt werden. Auch hierin wird man den Grund zur Entstehung von Krankheiten suchen müssen.

Auf eine Verschiedenheit der Krankheitsneigungen zwischen Juden und Nichtjuden scheint man im Mittelalter gelegentlich schon aufmerksam geworden zu sein, wenigstens wenn der Überlieferung, die Juden seien im Mittelalter der Pest entgangen oder viel zahlreicher als die Nichtjuden entgangen, ein gewisser Kern von Wahrheit zukommt.[1] Eine solche geringe Anfälligkeit für Pest könnte ja im Falle des Judentums darin begründet sein, daß die Pest mehrfach schon im Morgenlande und in Osteuropa die für sie anfälligen Juden ausgemerzt hätte, wodurch die überlebenden Judengeschlechter, die nach dem Abendlande vordrangen, ja eine Auslese dargestellt hätten mit Erbanlagen geringerer Pestanfälligkeit. In solcher Weise — die eben gegebene Erklärung sollte mehr ein Beispiel abgeben als eine Erörterung der Pestfrage sein — wird man sich viele Krankheitsneigungen der Völker und Rassen erklären müssen.

In solcher Weise — jahrhundertelange Ausmerze minder tauglicher Erbstämme durch verhältnismäßig schwierige Umweltverhältnisse — wird man sich vor allem (die durch eine solche Ausmerze zu erreichende) Lebenszähigkeit erklären müssen, die das jüdische Volk heute kennzeichnet. Nach verschiedenen Untersuchungen, die L. Livi[2] durch Tabellen wiedergibt, zeigen die Juden mindestens seit dem 19. Jahrhundert eine geringere Sterblichkeit in allen Altersklassen. Eine amerikanische Untersuchung hat ergeben, daß von 100 zu einem bestimmten Zeitpunkt geborenen Nichtjuden (Amerikanern) die Hälfte, also 50 Menschen, innerhalb der nächsten 47 Jahre zu sterben erwarten müssen, von 100 Juden die Hälfte erst innerhalb 61 Jahren. Der bekannte jüdische Psychiater und Rassenforscher Lombroso hat für Italien festgestellt, daß von 1000 jüdischen Kindern 217 vor dem 7. Lebensjahr sterben, von 1000 italienischen hingegen 457, also mehr als doppelt so viele. In solchen Verhältnissen scheinen sich weniger die durchschnittlich besseren Lebensumstände der Juden gegenüber den Nichtjuden auszudrücken als vielmehr eine durch Auslese bzw. Ausmerze bewirkte Lebenszähigkeit der Juden, denn auch da, wo die Juden in ärmeren Verhältnissen und schlechteren Wohnräumen

---

[1] Vgl. Discussion sur l'Ethnologie de la France, Bulletin de la Société d'Anthropologie de Paris, Bd. II, 1861, S. 410; Ullmann, Zur Frage der Vitalität und Morbidität der jüdischen Bevölkerung, Archiv f. Rassen- und Gesellschaftsbiologie, Bd. 18, Heft 1, 1926, S. 16/17.

[2] L. Livi, Gli Ebrei alla Luce della Statistica, Bd. II, 1920, S. 78 ff.

leben oder sich wie z. B. in Neuyork zum großen Teil den Tag über in ungesunden Kaufläden aufhalten, selbst da ist ihre durchschnittliche Lebensdauer erheblich länger als bei den Nichtjuden am gleichen Orte. Doch zeigt sich auch, daß der Unterschied der Sterblichkeit gegenüber der umgebenden Bevölkerung bei den wohlhabenderen westeuropäischen Juden erheblich größer ist als bei den schlechter gestellten osteuropäischen Juden.

Man hat zur Erklärung der erwähnten Mindersterblichkeit der Juden, zumal sie sich hauptsächlich in den jugendlichen Altersstufen zeigt, auf die bessere Behütung der Kinder hingewiesen, die im Judentume üblich sei. Man hat auch geltend gemacht, daß der Jude in der Regel viel eher zum Arzt gehe als der Nichtjude, ist doch vielen Juden eine peinliche Achtsamkeit auf ihren Gesundheitszustand, eine dauernde Besorgnis um ihr leibliches und seelisches Wohl eigen, vielen auch eine dauernde Krankheitsfurcht. Weißenberg spricht von Nosophilie und Nosophobie der Juden, welche die jüdische Krankheitsziffer zum Teil über das notwendige Maß erhöhe.[1] Auch Lange spricht von einer „Arztbedürftigkeit und Ängstlichkeit der Juden“.[2] Man hat auch zur Erklärung die strengen Fleischbeschau- und überhaupt Speisegesetze der mosaischen Juden herangezogen; so wurde z. B. in London festgestellt, daß ein Drittel des auf den Markt kommenden Fleisches von den Juden als für sie untauglich zurückgewiesen werde. Diese Dinge mögen alle mitwirken, wie sicherlich auch die größere Enthaltsamkeit der Juden von alkoholischen Getränken. Endlich ist zu bedenken, daß die Juden im allgemeinen keine Freiluftberufe — für die allerlei Erkältungskrankheiten kennzeichnend sind — und auch keine Berufe wählen, in denen Unglücksfälle häufiger sind. Bisher war auch der Selbstmord unter den Juden, wenigstens denen Osteuropas, eine Seltenheit.

Seltener als unter Nichtjuden sind unter den Juden Schwindsucht, Lungenentzündung, Typhus. Seltener sollen auch Malaria, Pest, Pocken und Epilepsie sein. Selten werden Jüdinnen von Uteruskrebs befallen. Häufiger als unter Nichtjuden sind: verschiedene Herzkrankheiten, Krebs und andere bösartige Neubildungen, verschiedene Stoffwechselkrankheiten, so vor allem Zuckerkrankheit sowie gewisse Geisteskrankheiten wie progressive Paralyse,[3]

---

[1] Weißenberg, Zur Sozialbiologie und Sozialhygiene der Juden, Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie, Bd. 19, 1927, S. 408.

[2] Lange, Über manisch-depressives Irresein bei Juden, Münchner Medizinische Wochenschrift, 68. Jahrg., Nr. 42, S. 1359.

[3] Gutmann, Zur Paralysefrage bei Juden, Archiv f. Rassen- und Gesellschaftsbiologie, Bd. 16, 1924/25, S. 67.

manisch-depressives Irresein,[1] das beim Juden oft mit einem „Quängeln", mit einem „eigentümlich räsonierenden Zug"[2] auftritt. Das Krankheitsbild der Paralyse ist bei Juden in der Regel anders als bei Nichtjuden. Häufig sind ferner angeborener Schwachsinn, Hysterie und dementia praecox, „bei den Juden die häufigste Form psychischer Erkrankung" (Sichel). Das Krankheitsbild der sog. amaurotischen familiären Idiotie kommt fast nur bei Juden vor. Auffallend häufig findet Cohn bei Juden Torsionsspasmus (ruckweise, krampfige Kopfbewegungen) und intermittierendes Hinken.[3] Pilcz urteilt: „Alle psychopathischen Zustände auf hereditär-degenerativer Basis, insbesondere periodisches Irresein und neuropsychopathische Minderwertigkeit, auch die Hysterie, werden unter Juden besonders häufig angetroffen, desgleichen am ehesten auch atypische Psychosen, welche jeder Diagnostik und Prognostik spotten."[4] Bei den Geisteskrankheiten überwiegen die Juden überhaupt gegenüber den Nichtjuden.

Gallus fand bei Juden eine auffallende Häufigkeit aller Brechungsfehler des Auges, nämlich bei 80% aller von ihm untersuchten Fälle. Er will dies als ein Anzeichen „endogener Degeneration" auffassen.[5] — Angeführt sei noch, daß sich im Judentum eine verhältnismäßig hohe Zahl Blinder und Taubstummer findet.

Unter den Juden findet sich verhältnismäßig häufig eine Entartungserscheinung, die man als „Sexuelle Applanation" bezeichnet hat und die sich in einer gewissen Verwischung der leiblichen und seelischen sekundären Geschlechtsmerkmale äußert: besonders häufig treten unter den Juden weibische Männer und männische Weiber auf. Die Zwiegestalt der Geschlechter (Dimorphismus) scheint innerhalb des Judentums überhaupt wenig betont zu sein. Ist das ein Zug, der hauptsächlich der vorderasiatischen Rasse im Judentum zuzuschreiben ist? —

Stigler hat über diese Erscheinung in einem Vortrag „Die rassenphysiologische Bedeutung der sekundären Geschlechtscharaktere"[6] berichtet: „Besondere Beachtung scheint mir ein auffallend

---

[1] Lange, Über manisch-depressives Irresein bei Juden, Münchner Medizinische Wochenschrift, 1921, S. 1357.

[2] Sichel, Die Geistesstörungen bei den Juden, 1909.

[3] Cohn, Nervenkrankheiten bei Juden, Zeitschr. f. Demographie u. Statistik der Juden, 1926, Heft 1/3.

[4] Pilcz, Beitrag zur vergleichenden Rassenpsychiatrie. Psychiatrisch-neurologische Wochenschrift, 2. Jahrgang, 1919.

[5] Gallus, Die Refraktionsverhältnisse bei Juden, Zeitschrift für Augenheilkunde, Bd. 48, 1922, S. 215.

[6] Sitzungsberichte der Anthropologischen Gesellschaft Wien, Jahrg. 1919/20.

häufiges Auftreten sexueller Applanation bei Juden zu verdienen. Dies fällt vor allem an dem feinsten Reagens für die Einwirkung der inneren Sekretion der Keimdrüsen auf, an den psychischen Geschlechtsmerkmalen. Doch sind auch die somatischen Geschlechtsmerkmale bei Juden auffallend häufig verwischt. Es finden sich bei Juden anscheinend besonders häufig Frauen mit relativ schmalem Becken und relativ breiten Schultern und Männer mit breiten Hüften und schmalen Schultern. Dozent Dr. Thaler machte mich darauf aufmerksam, daß Hirsutismus (Mannähnlichkeit) mit Menstruationsstörungen und Trichterbeckenbildung besonders häufig bei Jüdinnen vorkommen. Prof. Pilcz bestätigte nach seiner Erfahrung die relative Häufigkeit der Homosexualität bei Juden. Ganz besonders typisch ist aber das psychische Verhalten. Bei Jüdinnen findet sich mit auffallender Häufigkeit eine Verwischung der psychischen Weiblichkeit und Auftreten als unweiblich bezeichneter Seeleneigenschaften, vor allem ein Zurücktreten der spezifisch weiblichen Instinkte, der weiblichen Passivität, der für Frauen typischen Hemmungen psychomotorischer Impulse (z. B. der Scheu vor öffentlichem Auftreten), wodurch sich das Überwiegen der Jüdinnen unter den politischen Aufrührerinnen erklärt. Sehr wichtig ist das bei Juden bestehende Bestreben, unter Verkennung der Bedeutung der Wichtigkeit der sekundären Geschlechtsmerkmale, welche bei normalen Menschen instinktiv beibehalten und gefördert werden, die sozialen und beruflichen Unterschiede zwischen Mann und Weib auszugleichen. Für männliche Juden ist in vielen Fällen die Unfähigkeit bezeichnend, Verwischung der psychischen Geschlechtsmerkmale zu erkennen, wozu normale Männer oft trotz weit geringerer Intelligenz eben instinktiv besser befähigt sind. Gerade unweibliche Frauen werden von Juden sehr häufig als besonders begehrenswert betrachtet. Dies scheint den Übergang zu dem bei Juden ebenfalls relativ häufigen Infantilismus zu bilden. Feministische Bestrebungen finden besonders häufig bei der jüdischen Intelligenz lauten Widerhall. Weltschmerzliche Überempfindlichkeit bei männlichen Juden steht häufig unweiblichen Eigenschaften und hemmungslosem Streben nach persönlicher Geltung im öffentlichen Leben bei Jüdinnen gegenüber. Es handelt sich dabei anscheinend um eine weitgehende Hemmung der instinktiven, unbewußten Vorgänge in der Großhirnrinde und in den subkartikalen Zentren durch die rein intellektuellen Vorgänge in der Großhirnrinde. Es würde sich eine endlose Reihe von Beweisen für die geradezu aufdringliche Verwischung der sekundären Geschlechtsmerkmale bei den Juden anführen lassen."

In einigen Erscheinungen der jüdischen Krankheitsneigungen ist in jüngster Zeit eine Wandlung eingetreten. Der Alkoholismus und dessen Begleit- und Folgeerscheinungen beginnen ins Judentum einzudringen: „Während in früheren Zeiten (noch vor wenigen Jahrzehnten) der Alkoholismus bei dem Judentum so gut wie gar nicht in Betracht kam, mehren sich die Anzeichen dafür, daß das verheerende Gift des Alkohols auch in die Kreise der jüdischen Familien sich Eingang verschafft."[1] Bezeichnend scheint zu sein, daß sowohl Alkohol wie Syphilis den osteuropäischen Teil des Judentums wenig, viel mehr hingegen den westeuropäischen und den aus der osteuropäischen Abgeschlossenheit heraustretenden Teil des Judentums befallen. So sind „mit der Anteilnahme an den kulturellen Errungenschaften auch Gefahren für die Angehörigen der jüdischen Rasse entstanden".[1] In der Tat zeigt sich seit der Zeit der sog. Judenemanzipation eine allmählich steigende Ziffer der Selbstmorde, der Paralyse, der Bestrafungen, der Sittlichkeitsverbrechen, der Mischehen und der Sterblichkeit.[2] Die Selbstmordziffer der Juden ist anscheinend gerade in Deutschland beträchtlich gestiegen, während sie unter den osteuropäischen, orthodox-mosaischen Juden auffällig niedrig ist.

Eine Gesamtübersicht über die Krankheitsneigungen unter den Juden Europas hat Ullmann gegeben mit seiner umfassenden Arbeit „Zur Frage der Vitalität und Morbidität der jüdischen Bevölkerung".[3] Darin hat Ullmann auch die Umstände angeführt, welche die Krankheiten der Juden eher als einen Ausdruck ihrer wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lage, ihrer Berufe, kurz ihrer gesamten Umwelt, erscheinen lassen, denn als einen Ausdruck ihrer rassischen Erbanlagen. Schon der Altersaufbau der jüdischen Bevölkerung läßt einzelne Krankheiten stärker hervortreten als bei der nichtjüdischen, den Altersstufen nach anders geschichteten Bevölkerung. Hinzu kommt die Verschiedenheit der Berufzusammensetzung zwischen Juden und Nichtjuden, für die Ullmann folgende Übersichten gibt:

Nach der Berufzählung von 1907 waren im Deutschen Reiche beschäftigt

	von den erwerbstätigen	
	Juden	Nichtjuden
in der Landwirtschaft	1,0%	28,9%
in Industrie und Gewerbe	22,6%	42,9%
in Handel und Verkehr	55,2%	13,4%
als Beamte und in freien Berufen . .	6,6%	5,5%
als Selbständige ohne Beruf (Rentner)	14,2%	8,4%
als häusliche Dienstboten	0,3%	1,3%

[1] Sichel, Die Geistesstörungen bei den Juden, 1909.

[2] Vgl. „Sozialhygiene der Juden" im Handwörterbuch der sozialen Hygiene, Bd. II, 1912.

[3] Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie, Bd. 18, Heft 1, 1926.

Diese Aufstellung liefert ein ungenaues Bild, weil sie den amtlichen Zählungen entsprechend nur die Juden mosaischen Glaubensbekenntnisses umfaßt, während die Juden anderer Bekenntnisse zu den Nichtjuden oder „Christen" gezählt wurden. Das gilt auch für folgende von **Ullmann** gegebene Übersicht, welche die Stellung der Juden Mittel- und Westeuropas unter den wohlhabenderen Klassen angibt.

Im Jahre 1907 befanden sich im Deutschen Reiche

	in leitender Stellung	als Arbeiter oder Gehilfen
in der Industrie		
Juden	46 %	31,5%
Nichtjuden	16,2%	77,1%
in Verkehr und Gewerbe		
Juden	58,8%	24,5%
Nichtjuden	39 %	39,9%
im Handel:		
Juden	40,3%	28,0%
Nichtjuden	8,6%	74,8%

(Die übrigen, jeweils bis zu 100% gerechnet, befanden sich in mittlerer Stellung, als Angestellte.)

Ullmann stellt ferner eine Anzahl Angaben zusammen, die den erheblich überdurchschnittlichen Reichtum der jüdischen Bevölkerung mosaischen Glaubens nach amtlichen Angaben erweisen. Wieviel die Umwelt und wieviel rassische Erbanlagen zu den Erkrankungen der Juden beitragen, ließe sich genauer erst sagen, wenn man die Juden — und zwar als eine Abstammungsgemeinschaft, nicht als Angehörige des mosaischen Glaubens — vergliche mit wirtschaftlich möglichst gleichgestellten nichtjüdischen Gruppen. **Ullmann** vermutet z. B. die berufliche Stellung vieler Juden trage zu der hohen Zahl zuckerkranker Juden bei, da „schwere Geschäftsverluste, plötzliche Gemütserregung, Kummer, Affekte jeglicher Art usw. zweifellos einen gewissen Einfluß auf Entstehung und Schwere der diabetischen Erkrankung haben" (a. a. O. S. 38). Durch solche Verhältnisse erkläre sich zum Teil auch die jüdische Selbstmordziffer. Die seltene Berufstätigkeit der jüdischen Ehefrau trage zur Senkung der Kindersterblichkeit bei. Die bei Juden übliche genaue Beachtung des ärztlichen Rates verhüte mancherlei ansteckende Krankheiten; der geringere Alkoholmißbrauch erkläre die größere Lebensdauer und verschiedene niedrigere Erkrankungsziffern. In solcher Weise möchte **Ullmann** sich die Krankheitsneigungen der Juden mehr „aus sozialen, ökonomischen, hygienischen und psychologischen Ursachen" erklären als aus rassischen.

Würden eingehendere Untersuchungen Ullmanns Auffassung bestätigen, so wäre die Rassenzusammensetzung der Juden doch insofern eine Ursache ihrer besonderen Gesundheitslage, als diese Rassenzusammensetzung sich in eben diesen, von Ullmann erwähnten, wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und seelischen Erscheinungen ausdrückte.

Würden eingehendere Untersuchungen ergeben, daß die Rassenzusammensetzung des jüdischen Volkes mehr und unmittelbarer, als Ullmann glaubt, zu ihrer Gesundheitslage beitrage, so erhöbe sich die weitere Frage, ob diese Gesundheitslage sich aus Erbanlagen der im Judentum vertretenen Rassen annähernd erklären ließe, ob sich also eine ähnliche Gesundheitslage auch bei morgenländischen Völkern ähnlicher Rassenzusammensetzung bei annähernd ähnlichen Umweltverhältnissen ergäbe, oder ob die Gesundheitslage der Juden weniger auf Erbanlagen der im Judentum vertretenen Rassen als auf die besonderen geschichtlichen Ausleseverhältnisse innerhalb des besonderen jüdischen Rassengemisches zurückzuführen wäre. Man sieht, es ergeben sich in solchem Zusammenhange so verwickelte Verhältnisse, daß die Forschung kaum je über die Feststellung von Unterschieden hinaus zur lebensgesetzlich-geschichtlichen Erklärung dieser Unterschiede kommen wird.

i) Straftaten

Ein Unterschied der beiderseitigen Rassengemische, zu dem rassenseelische Verschiedenheiten beitragen, läßt sich erkennen beim Vergleiche der für die Juden kennzeichnenden Straftaten mit den für die Nichtjuden des gleichen Gebietes kennzeichnenden. Ein solcher Unterschied soll im Folgenden hauptsächlich durch die für die Juden im Deutschen Reiche bezeichnenderen Straftaten erwiesen werden. Bei der Feststellung solcher bei Juden häufigeren Straftaten ist jedoch immer zu bedenken, daß die amtlichen Aufzeichnungen nur die Juden mosaischen Glaubensbekenntnisses zählen, so wie sie eben nur Glaubensbekenntnisse erfassen, nicht etwa irgendwelche rassische Herkunft. Im Deutschen Reiche machen aber die Juden mosaischen Glaubensbekenntnisses nur einen Teil der Juden aus, so daß eine Reihe von Straftaten, die durch Juden verübt worden sind, in den amtlichen Listen zu denen gezählt werden, deretwegen Angehörige christlicher oder anderer nichtmosaischer Glaubensbekenntnisse bestraft worden sind. Die amtlichen Zählungen der Angehörigen des mosaischen Glaubensbekenntnisses haben für die Völker- und Rassenkunde demnach nur einen beschränkten Wert.

Eine verhältnismäßig große Zahl von Bestrafungen wegen Beleidigung fällt bei den Juden (mosaischen Glaubensbekenntnisses) auf; Aschaffenburg möchte sie erklären aus der „Lebhaftigkeit des Wesens, die sich in Gestikulationen, Wortschwall, in Schreien und leichter Erregbarkeit kundgibt".[1] Viel gesicherter sind die Juden vor einer Reihe von Gesetzesübertretungen, die meist mit dem Alkoholmißbrauch, öfters wohl zugleich mit einem Gefühl körperlicher Überlegenheit, zusammenhängen, wie z. B. Körperverletzung und Schlägerei. Eine gewisse Zunahme von Bestrafungen für solche Vergehen steht wohl im Zusammenhang mit einer von Sichel vermerkten „Anpassung an die allgemeinen Trinksitten".[2] Hingegen sind die Juden stärker, zum Teil viel stärker beteiligt, an verschiedenen mit Gewerbe, Handel und Geldverkehr zusammenhängenden Straftaten. „Die Juden, welche meist in Industrie und Handel tätig sind, weisen auch bei den Delikten dieser Erwerbszweige, bei Betrug (nicht bei Unterschlagung), Erpressung, Urkundenfälschung, betrügerischem und einfachem Bankerutt, Wucher und Vergehen gegen die Gewerbeordnung die höhere Kriminalitätsziffer gegenüber Christen auf."[3]

Im Diebstahl stehen die Juden günstig da, in der Hehlerei den „Christen" gleich, im Meineid ungünstiger. In Österreich weisen sie für Raub, Mord und Brandstiftung höhere Bestrafungsziffern auf, in Rußland hatten die Juden gegenüber den Angehörigen anderer Glaubensbekenntnisse die höchste Bestrafungsziffer für Sittlichkeitsstraftaten. In den Niederlanden sind sie an verschiedenen Sittlichkeitsvergehen und -verbrechen höher beteiligt, im Deutschen Reiche an Kuppelei und Zuhälterei, mehr als doppelt so hoch an der Verbreitung unzüchtiger Schriften und etwas höher auch an Abtreibung und Ärgernis durch unzüchtige Handlungen. Sie sind im Deutschen Reiche geringer beteiligt an Sittlichkeitsstraftaten wie Notzucht, Unzucht mit Kindern und widernatürlicher Unzucht. Blutschande scheint bei Juden überhaupt nicht vorzukommen, ebenso nicht Kindesmord. Nach der niederländischen und deutschen Bestrafungsziffer scheint die Verbreitung unzüchtiger Bilder und Schriften bezeichnend jüdisch zu sein, und fast nur von Juden scheint der Mädchenhandel betrieben zu werden. Wulffen urteilt: „Die meisten Mädchenhändler sind polnische und galizische Juden, die schon an sich zueinander in Beziehung stehen."[4] Ein

[1] Aschaffenburg, Das Verbrechen und seine Bekämpfung, 1906.
[2] Sichel, Die Geistesstörungen bei den Juden, 1909.
[3] Wulffen, Psychologie des Verbrechers, 1909.
[4] Wulffen, Der Sexualverbrecher, 1913.

jüdisches Blatt, The Jewish Chronicle, schrieb einmal (2. April 1910): „Wenn die Juden ausgeschieden werden könnten, würde der Mädchenhandel zusammenschrumpfen und verhältnismäßig geringen Umfang annehmen."

Auf gewisse Zusammenhänge zwischen Gaunertum und einzelnen jüdischen Kreisen weist auch eine große Anzahl hebräischer Wörter hin, die sich im sogenannten Rotwelsch, in der Gaunersprache, finden. Nach Hirt[1] enthält diese Sprache „eine Reihe eigentümlicher Ausdrücke, von denen eine große Anzahl aus dem Hebräischen, d. h. natürlich aus dem Jüdisch-Deutschen stammt. Es wirft dies ein klares Licht darauf, aus welchen Kreisen die Gauner stammten oder mit wem sie es zu tun hatten." Man hat schon ausgeführt, dem Judentum eigne eine große „Gewandtheit, Gesetzeskonflikten aus dem Wege zu gehen oder sich nicht erwischen zu lassen".[2] Es scheint auch, als ob die großen Geldmittel, die den im Judentum verhältnismäßig so zahlreichen Großkapitalisten zur Verfügung stehen, oft zum Versuch der Irreleitung der untersuchenden Gerichtsbeamten gebraucht würden. Außerordentliche Einblicke in die Macht solchen Kapitals bot der seinerzeit vielgenannte Sternbergprozeß, in dem es sich um viele Fälle der Unzucht an Kindern, begangen von einem Berliner Bankier, handelte: 50000 Mark waren einem Privatdetektivbüro zugesichert für den Fall der erreichten Freisprechung des Angeklagten, 12000 Mark waren schon ausbezahlt, ein Beamter bestochen, der an Sternberg verschuldete Polizeidirektor zur Einwirkung gegen die Durchführung des Prozesses gewonnen, Zeugen durch Geld umgestimmt, Arbeiter einzelner von Sternberg abhängiger Unternehmungen zur Sammlung von Unterschriften für ein Gnadengesuch beredet usw. — ist das Bild etwa bezeichnend für gewisse jüdische Verbrecher? Der Verbrechenswissenschafter Wulffen urteilt: „Die Ausführungsweise der Unzuchtverbrechen zeigt nun nichts Besonderes für das Judentum Charakteristisches, auch Christen greifen zu solchen Manipulationen. Aber jüdisch ist die Art und Weise, mit welcher Sternberg und seine Partei bei seiner Verteidigung das Großkapital gegen die Rechtsordnung aufmarschieren ließen."[3]

So scheint der Jude als Verbrecher in vielem findiger oder gerissener zu sein, während der nichtjüdische Verbrecher vielleicht roher, gewalttätiger und minder vorbedenkend und berechnend ist. Rassenzüge, rassenhaft-bedingte Unterschiede der Verbrechensarten,

---

[1] Hirt, Etymologie der neuhochdeutschen Sprache, 1919.

[2] Mönkemüller, Korrektionsanstalt und Landarmenhaus, 1908.

[3] Wulffen, Der Sexualverbrecher, 1913.

der Verbrechensdurchführung und des Verhaltens gegenüber der Strafuntersuchung sind zweifellos festzustellen, wenn auch aus den obengenannten Gründen eine Statistik, die wirklich den Juden feststellt, so lange nicht zu erreichen ist, als eben nicht das giltige Merkmal der Abstammung für das Merkmal des Glaubensbekenntnisses eingesetzt wird.

Eine verbrechenskundliche Untersuchung über bezeichnend jüdische Straftaten müßte, wie schon mehrfach gefordert worden ist, die bestraften Juden möglichst innerhalb ihres Berufszweiges mit den Nichtjuden vergleichen, da ja die Juden in gewissen Berufen viel stärker vertreten sind und so am ehesten doch zu denjenigen Straftaten neigen, die in diesen Berufen auch bei Nichtjuden häufiger sind. Eine solche Einreihung der Juden nach Berufszweigen müßte die ermittelten und ermittelbaren Verhältniszahlen für Bestrafungen von Juden verringern, während die so verringerten Zahlen wieder erhöht würden durch Erfassung aller Juden der Herkunft nach an Stelle der bisherigen Erfassung nur der Juden mosaischen Glaubensbekenntnisses. Eine Untersuchung der Bestrafungsziffern nach Einreihung der bestraften Juden in ihre Berufszweige ergab, daß die Juden an Meineid stärker beteiligt waren als die Nichtjuden gleichen Berufszweiges, noch stärker an Betrug und beträchtlich stärker an Wucher.[1]

In einem Überblick „Die Kriminalität der Juden in Deutschland“[2] versucht Segall nach den amtlichen Angaben für die Jahre 1915 und 1916 die Sonderheiten der jüdischen Gesetzesüberschreitungen zu erklären:

1. Der durchschnittlich größere Wohlstand der Juden verringere die Neigung zu gewissen Vergehen und Verbrechen gegen das Eigentum, wie z. B. Diebstahl und Raub; 2. die durchschnittlich bessere Bildung der Juden verhindere grobe Gewalttaten (Mord, Totschlag, Verbrechen gegen die öffentliche Sicherheit, Hausfriedensbruch, Vergewaltigung usw.); 3. die verschiedene gesellschaftliche Gliederung bei Juden und Nichtjuden, die stärkere Beteiligung der Juden an Handel und Industrie und an einzelnen Handelszweigen, wie Viehhandel, Lotterie, Geld- und Kredithandel, ihre stärkere Beteiligung an Tagesschriftstellertum und Schriftstellertum trage dazu bei, daß die jüdische Bestrafungsziffer höher sei in Fällen des Vergehens gegen die Konkursordnung, die Gewerbeordnung, der Gesetze über Sonntagsruhe und gegen Wucher.

[1] Vgl. Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie, Bd. 4, 1907, S. 412.

[2] Blätter für Demographie und Statistik der Juden, 1. Jahrg., Nr. 2, 1923.

Die Juden seien 4. an gewissen Straftaten wie Unzucht und Beleidigung als Großstadtbewohner stärker beteiligt; bei Beleidigungsklagen sei auch der Zusammenstöße bewirkende Antisemitismus von Nichtjuden zu bedenken.

Gegen Bestrafung schützend stehen dem Judentum neben der Nüchternheit auch der ererbte Familiensinn zur Seite und die — von Theilhaber, wie zu erwähnen sein wird, allerdings angezweifelte — „geschlechtliche Enthaltsamkeit der ledigen Jüdinnen" (Wulffen): z. B. gab es 1905 in Preußen bei jüdischen Müttern 3,74% uneheliche Geburten, bei nichtjüdischen 7,45%. Den Juden schützen ferner seine Sparsamkeit, ihn fördert ein gewisser Bildungseifer. Ungünstig wirkt auf ihn vor allem der „Handelsgeist der Juden" (Wulffen) und ganz allgemein wohl auch die rassische Fremdheit in nichtjüdischer, sittlich andersgearteter Umwelt.

k) Einiges über die Auffassungen des 19. Jahrhunderts und der Gegenwart von der rassischen Eigenart der Juden

Erst nach einem langen Streit der Anschauungen, bei dem die Streitenden sehr oft die Begriffe „Rasse" und „Volk" verwechselten oder nicht zu erfassen oder einzuhalten verstanden, nach einem Streit, in welchem sehr oft den Juden alles Rassenmäßige geradezu abgestritten worden war, so daß sie rassisch nahezu als nicht mehr von den abendländischen Völkern unterscheidbar erscheinen konnten, erst nach solchem Streit der Anschauungen, in welchem weder diejenigen recht behielten, die in den Juden eine „Rasse" sehen wollten, noch diejenigen, die eine besondere rassische Eigenart der Juden überhaupt bestreiten wollten, ist es in den letzten Jahren zu einer gewissen Einigung über das rassische Wesen des Judentums gekommen. Hier ein kurzer Überblick über die Anbahnung stichhaltiger Anschauungen über die rassische Eigenart des jüdischen Volkes:

Die Rassengeschichte und rassische Zusammensetzung des jüdischen Volkes ist zwar im ganzen 19. Jahrhundert und besonders lebhaft um die Wende des 19. zum 20. Jahrhundert erörtert worden. Aber befriedigende Einsichten und Auffassungen haben sich eigentlich erst seit kurzer Zeit ergeben. In außerwissenschaftlichen Kreisen gelten die Juden immer noch als „Semiten" im Sinne der Rasse oder der Zugehörigkeit zu einer noch andere morgenländische Völker umfassenden Rasse. Die Völkerkunde hatte die Juden auf Grund der Sprache ihrer hebräischen Vorfahren, des

Hebräischen und des Aramäischen, zu den „Semiten" gezählt, so z. B. noch Peschel in seiner „Völkerkunde" von 1897. In diesem Sinne, aber nur im Sinne ehemaliger Zugehörigkeit zu den Völkern semitischer Sprache, werden die Juden von der Völkerkunde auch heute noch am besten zu den Semiten gerechnet. Nur darf sich daraus nicht für den Laien die Vorstellung einer „semitischen Rasse" ergeben. Für die Rassenkunde und deren Einteilungen in erbgleiche Menschengruppen ist die Bezeichnung „semitisch" nicht verwendbar. Aus der völkerkundlich-sprachwissenschaftlichen Einteilung, nicht aus der Rassenforschung, ergab sich die Bezeichnung „Antisemitismus". Sie sollte etwa „Judengegnerschaft" bedeuten und war deshalb auch als völkerkundliche Bezeichnung schlecht gewählt, weil sich eine Judengegnerschaft auch in Geschichte und Gegenwart verschiedener Völker semitischer Sprache, auch der Araber, gezeigt hat und zeigt. Das Wort „Antisemitismus" scheint Wilhelm Marr, ein getaufter Jude, im Jahre 1879 zum erstenmal öffentlich gebraucht zu haben. Er war Gegner des Judentums geworden und gründete 1880 eine „Antisemitenliga".[1]

Der Gebrauch der völkerkundlichen Bezeichnung „semitisch" innerhalb rassenkundlicher Untersuchungen über das jüdische Volk hat die Erkenntnis der rassischen Zusammensetzung dieses Volkes bis auf unsere Zeit erschwert. Ilkow war anscheinend der erste, der das Judentum nicht wie seine Zeitgenossen und heute noch die Laien als eine Rasse ansah, sondern sie als ein Rassengemische erkannte. Er unterschied in diesem Rassengemische „brachykephale" [kurzköpfige] Nichtsemiten" und „dolichokephale [langköpfige] Semiten", fand diese besonders bei den Juden der Mittelmeerländer, jene besonders bei den Juden Rußlands vertreten.[2] So muß also Ilkow das Vorwiegen der vorderasiatischen Rasse bei den Ostjuden, das Vorwiegen der orientalischen Rasse bei den Südjuden schon erkannt haben. v. Luschan war es, der als ein Kenner der morgenländischen Bevölkerungen das jüdische Volk als ein vielfältiger zusammengesetztes Rassengemische erkannt hat. Er veröffentlichte 1892 eine Arbeit, worin er das jüdische Rassengemische in der Hauptsache zusammengesetzt sah aus „arischen" (nordischen) Amoritern, „echten Semiten" — wie er die Menschen orientalischer Rasse nannte — und vor allem „Het-

[1] Nach Haecker im Nachwort zu seiner Übersetzung von Belloc, Die Juden, 1927.

[2] Ilkow, Neue Beiträge zur Anthropologie der Juden, Archiv f. Anthropologie Bd. 15, 1884, S. 379.

titern" — wie er die vorderasiatische Rasse bezeichnete.[1] Später hat v. Luschan auf seine Annahme eines Einschlags der nordischen Rasse der Amoriter keinen Wert mehr gelegt — zu Unrecht, wie S. 54—58 und S. 149 ff. dieses Buches nachweisen sollte. Ob allerdings der nordische Einschlag der Hebräer mehr von den Amoritern oder mehr von anderen altpalästinischen Völkern mit nordischer Oberschicht abzuleiten ist, wird sich kaum feststellen lassen. Jedenfalls hat v. Luschan schon richtig erkannt, daß die „echten Semiten", d. h. Menschen überwiegend orientalischer Rasse, im jüdischen Volke schon seit dessen vollzogener Seßhaftwerdung in Palästina in der Minderheit waren, die „Hettiter", d. h. die Menschen vorwiegend vorderasiatischer Rasse, hingegen in der Mehrheit. Diese „Hettiter", als erbgleiche Menschengruppe aufgefaßt, bezeichnete er später als „armenoide" Rasse,[2] da er den betreffenden Menschenschlag am stärksten innerhalb des armenischen Volkes verbreitet fand. — Deniker unterschied 1900 in seinem Werke „The Races of Man" wieder wie Jlkow zwei Hauptschläge im jüdischen Volke: „der eine von ihnen der Araberrasse nahestehend, der andere der assyroiden" (S. 424) — somit nach den heutigen Bezeichnungen: die orientalische und die vorderasiatische Rasse. Beide Hauptschläge hätten sich dann in der Zerstreuung mit Rassen und Unterrassen verschiedener Länder vermischt. Die altpalästinische Herkunft eines gewissen nordischen Einschlags im jüdischen Volke, die v. Luschan erkannt hatte, scheint Deniker somit entgangen zu sein; er scheint sich diesen Einschlag durch spätere Vermischungen erklärt zu haben. Die ersten Messungen an jüdischen Gruppen nach durchaus neuzeitlichem Meßverfahren unternahm Wagenseil an spaniolischen und anderen Juden der Türkei. Nach seinen Ergebnissen berichtete Hauschildt 1920/21, daß man den „jüdischen Typus" als einen „Mischtypus" auffassen müsse zwischen dem „Hettitertyp" — wie er die vorderasiatische Rasse benannte — und dem „orientalischen Typ", d. h. der S. 22—40 geschilderten orientalischen Rasse. Zugleich stellte Hauschildt wie v. Luschan die Juden in den erdkundlich-völkerkundlichen Zusammenhang der ähnlich zusammengesetzten morgenländischen Völker ein, der die Aufhellung der Rassengeschichte des jüdischen Volkes seither ermöglicht hat.[3] Im Jahre 1922 er-

[1] v. Luschan, Korrespondenzblatt der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft, Nr. 9—10, 1892.

[2] v. Luschan, Korrespondenzblatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, Bd. 23, 1892, S. 98.

[3] Hauschildt, Die kleinasiatischen Völker und ihre Beziehungen zu den Juden, Zeitschrift f. Ethnologie 1920—21, S. 524.

schien dann Wagenseils eigene Darstellung „Beiträge zur physischen Anthropologie der Juden und zur jüdischen Rassenfrage“,[1] die nun auch die Rassenbezeichnungen „vorderasiatisch“ und „orientalisch“ weiterhin bekannt machte und eine Auffassung über die Zusammensetzung des jüdischen Rassengemisches aussprach, wie sie dann im Jahre 1921 durch die I. Auflage von Baur-Fischer-Lenz, Menschliche Erblichkeitslehre und Rassenhygiene, wieder ausgesprochen und in ihren Grundzügen 1922 von dem Anhang „Rassenkunde des jüdischen Volkes“ der I. Auflage der „Rassenkunde des deutschen Volkes“ aufgenommen worden ist — dem Anhang also, aus dem schließlich vorliegendes Buch entstanden ist. Im Jahre 1923 brachte der Band „Anthropologie“, Teil III. Abt. V des Sammelwerkes „Kultur der Gegenwart“, in dem von Fischer geschriebenen Überblick über die Menschenrassen der Erde die gleiche Auffassung über die rassische Zusammensetzung des Judentums wie vorher das Werk von Baur-Fischer-Lenz. Von Eugen Fischer stammt auch die Bezeichnung „orientalische Rasse“ die alsbald von Mollison[2] aufgenommen wurde, während die Bezeichnung „vorderasiatische Rasse“ anscheinend zuerst von R. Pöch gebraucht worden ist. Durch „orientalisch“ und „vorderasiatisch“ wurden nun v. Luschans Bezeichnungen „semitisch“ und „armenoid“ verdrängt.

Wagenseil und Fischer hatten nun die rassenkundliche Erklärung gegeben für den Unterschied zwischen den (vorwiegend orientalischen) Südjuden und den (vorwiegend vorderasiatischen) Ostjuden, den Ilkow (1884) schon erkannt hatte. Man kann also sagen, daß die Auffassung über das Rassentum der Juden in den Grundzügen erst seit etwa 1920/21 feststeht. Damit war aber nun auch vielen unfruchtbaren Erörterungen wissenschaftlicher und außerwissenschaftlicher Art über das Rassentum der Juden ein

[1] Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie, Bd. 23, Heft 1, 1922. — Wagenseil sieht in „den von Anfang an orientalisch und schwach nordisch durchsetzten Vorderasiaten den jüdischen Urtyp, von dem die aschkenasischen Juden nach der vorderasiatisch-mongolid-alpin-[ostisch]-mediterranen [westischen] Seite, die sephardischen nach der orientalisch-mediterranen abgewichen sind“. — Faßt man in dieser Ausführung Wagenseils den „jüdischen Urtyp“ als das Ursprünglich-Hebräische auf, so muß man, anders als Wagenseil, die orientalische Rasse als diesen „Urtyp“ bezeichnen, wie der III. Abschnitt dieses Buches zeigen sollte. Nimmt man hingegen das hebräische Volk der vorchristlichen Jahrhunderte als maßgebend, so wird zu diesem Zeitabschnitt zahlenmäßig die vorderasiatische Rasse im jüdischen Volke überwogen haben und als „Urtyp“ erschienen sein.

[2] Vgl. Mollison bei Thorbecke, Im Hochland von Mittelkamerun, Bd. III, 1919, S. 3.

Ende gemacht. Von völkisch-jüdischer Seite war vorher ebenso leidenschaftlich wie von judengegnerischer (antisemitischer) Seite behauptet worden, die Juden stellten eine bestimmte „Rasse" dar; von den sogenannten liberalen Juden oder Assimilationsjuden wie von manchen Nichtjuden war dem leidenschaftlich widersprochen worden: es gebe keine „jüdischen Rassenmerkmale". Indem die Juden als ein bestimmtes Rassengemische erkannt wurden, ergab sich ebenso zwingend, daß sie nicht als „Rasse" aufgefaßt werden dürften, wie daß ihnen viele Rassenmerkmale eigen seien, die sich zwar nicht nur im jüdischen Volke fänden und deshalb nicht als „jüdisch" bezeichnet werden dürften, die aber deutlich die Zugehörigkeit zu einem Volke außereuropäischer Rassenherkunft erwiesen.

l) Einiges über Vererbungserscheinungen bei Juden und Judenmischlingen

Zugleich hatte sich nun auch ergeben, daß durch Vermischungs- und Auslesevorgänge die Juden nur noch verhältnismäßig wenig von derjenigen Rasse bewahrt hatten, die ursprünglich leiblich und seelisch das Wesen der Stämme semitischer Sprache bestimmt hatte, nämlich der orientalischen Rasse. Es war vielmehr erkannt worden, daß die Hauptmasse des jüdischen Volkes rassenmäßig der Hauptmasse des armenischen nahe stehe. Das hatte schon Sofer ausgesprochen und aus der Ähnlichkeit der rassischen Zusammensetzung beider Völker gefolgert, „daß die große Ähnlichkeit in dem Gehaben beider Völker nicht nur auf äußere Momente (Verfolgungen, Auswanderungen usw.), sondern gewiß auch auf den Rassenfaktor zurückzuführen ist"[1] — d. h. also auf die ererbten seelischen Züge der beiden Völkern gemeinsamen vorderasiatischen Rasse.

Vor der Wiederentdeckung der sogenannten Mendelschen Gesetze (vgl. S. 199), vor dem auf diese Wiederentdeckung folgenden großartigen Ausbau der Lehre von Vererbung und Auslese konnte noch dieses und jenes leibliche Merkmal, dieser und jener Zug seelischen Verhaltens im jüdischen Volke im lamarckistischen Sinne als durch Umwelt (Geschichte, Lebensweise, Geisteshaltung usw.) „erworbene" und durch Umweltänderung entsprechend verlierbare Eigenschaft angesehen werden. Eine Reihe leiblicher und seelischer Züge, die sich bei Juden fanden, sind in lamarckistischem Sinne immer wieder aus der Umwelt erklärt worden, als viel-

[1] Sofer, Armenier und Juden, Zeitschr. f. Demographie und Statistik der Juden, 1905, Nr. 5, S. 65.

leicht ein paar Geschlechter lang vererbbare „erworbene Eigenschaften", Einwirkungen des Ghettolebens, der talmudischen Denkweise, der Verfolgungen und des Judenhasses der jeweiligen nichtjüdischen Umgebung usw. — Seitdem die Vererbungsforschung in ihren bedeutendsten Vertretern sich gegen alle Annahmen einer „Vererbung erworbener Eigenschaften", gegen den Lamarckismus für den Darwinismus — d. h. die Lehre von der Entwicklung der Lebewesen durch „natürliche Auslese" — ausgesprochen hat, hat sich umgekehrt die Notwendigkeit ergeben, solche geschichtlichen Erscheinungen wie den Talmud, das Ghetto, die Judengegnerschaft wie die leiblichen Erscheinungen der im jüdischen Volke vorkommenden Kopfformen, Nasenformen, Augenfarben usw. aus Erbanlagen und besonderen Auslesevorgängen zu erklären.

Der erste, der die Mendelschen Gesetze an Juden und Judenmischlingen und deren Nachkommenschaft zu erforschen versuchte, war der jüdische Rassenforscher Salaman. Er untersuchte mit einigen jüdischen Mitarbeitern die Eltern und die Nachkommenschaft in 136 jüdisch-englischen und jüdisch-halbjüdischen bzw. halbenglischen Mischehen. Salamans Ergebnis ist rassenkundlich und vererbungswissenschaftlich nur mit Einschränkung verwendbar, weil er die Juden einerseits, die Engländer andererseits als „Rassen" auffaßte, während beide Völker doch Rassengemische darstellen. Eine jüdisch-englische Mischehe entspricht also nicht dem einfachen Mendelschen Versuch der Kreuzung zweier Rassen, sondern einem viel verwickelteren Kreuzungsvorgang. Die Zahlenverhältnisse, die Salaman erhielt, sind demnach von geringerem Werte; von größerem Werte aber ist die Feststellung der bestimmten Vererbbarkeit der einzelnen als „jüdisch" erscheinenden Züge, einer Vererbbarkeit, die nach allen Vererbungsversuchen und solchen Untersuchungen wie denen Eugen Fischers an den Rehobother Bastards (vgl. S. 199) zu erwarten ist.

Salaman fand die Kinder in den von ihm und seinen Helfern untersuchten Mischehen in der Minderzahl „jüdisch" aussehend — wobei die Kennzeichnung „jüdisches Aussehen" durch die verschiedenen Untersucher begreiflicherweise nicht ein vollgiltiges rassenkundliches Untersuchungsverfahren darstellt. Das Verhältnis der „jüdisch" aussehenden Kinder zu den „nichtjüdisch" aussehenden ergab sich als 1 : 13 — ein Ergebnis, dem gegenüber man gleich vermuten würde, daß die jüdischen Ehegatten der von Salaman untersuchten Mischehen schon durch ziemlich starke Einschläge europäischer Rassen gekennzeichnet waren und somit

größtenteils nicht „echt jüdisch" aussahen: die von Salaman veröffentlichten Bilder legen diese Vermutung auch nahe.[1] Salaman meint (S. 288), das „nordeuropäische" Gesicht habe sich in diesen Fällen dem „jüdischen" Gesicht gegenüber als überdeckend (dominant) erwiesen. Ob er noch das gleiche Verhältnis von 1:13 erhalten hätte, wenn er die Nachkommen aus diesen Mischehen alle bis in das erwachsene Alter hinein verfolgt hätte? Es scheint doch, als ob „jüdische" Züge sich erst im erwachsenen Alter ganz entfalteten. Vorher „unjüdisch" aussehende Mädchen können zwischen 16 und 20 Jahren rasch sehr „jüdisch" werden, männliche Juden oder Judenmischlinge zwischen 18 und 25.

In 9 Mischehen von Juden mit Halbjüdinnen bzw. Halbengländerinnen fand Salaman das Verhältnis der „nichtjüdisch" aussehenden Kinder zu den „jüdisch" aussehenden wie 13:12; in 4 Mischehen von Halbjuden bzw. Halbengländern mit Jüdinnen wie 2:5; zusammen in den 13 Fällen das Verhältnis der „nichtjüdisch" aussehenden zu den „jüdisch" aussehenden wie 15:17. Da das Verhältnis nach Mendel, und wenn es sich um zwei gekreuzte Rassen handelte, wie 16:16 sein müßte, will Salaman daraus schließen: „Die Schlüsse, zu welchen diese Ergebnisse unvermeidlich führen, ist, daß das jüdische Gesicht, ob man nun annehme, es beruhe auf einer faßbaren (gross) anatomischen Grundlage oder es sei die Widerspiegelung einer besonderen seelischen Anlage in der Gesichtsmuskulatur, ein Merkmal (character) darstellt, das den Mendelschen Gesetzen unterworfen ist."[2] Innerhalb des Judentums vermutet Salaman (S. 289) bei Kreuzungen ein überdeckendes Verhalten (Dominanz) sephardischer (südjüdischer) Züge gegenüber aschkenasischen (ostjüdischen) — wobei er also auch diese beiden Schläge sich in der Kreuzung einfach wie Rassen vorstellt.

So sind die Salamanschen Untersuchungen zu einer Aussage über überdeckendes und überdeckbares Verhalten einzelner Rassenmerkmale des jüdischen Volkes noch nicht verwendbar; sie können nur als ein Beleg für die Vererbung solcher Merkmale selbst gelten — als Beleg einer Vererbungstatsache, die sich auch dem Laien im Abendlande beim Anblick von Nachkommen aus jü-

[1] Gerade in England, wo das im wesentlichen nordische Züge tragende Auslesevorbild des gentleman die Gattenwahl mehr oder weniger beeinflußt, werden in mittleren und oberen Volksschichten kaum ausgesprochen „jüdisch" aussehende Juden oder Jüdinnen geheiratet worden sein.

[2] Salaman, Heredity and the Jew, Journal of Genetics, Bd. I, 1910/11, S. 280.

disch-nichtjüdischen Mischehen häufig aufdrängt. Wie wenig etwa Umweltverhältnisse zur Entstehung „jüdischer" Gesichtszüge beizutragen vermöchten, ergab sich für Salaman aus seiner Feststellung: „Ich habe oft neugeborene Kinder gesehen mit einem unverkennbar jüdischen Gesichtsschnitt (cast of feature)."

Man begegnet in außerwissenschaftlichen Kreisen öfters der Ansicht, „jüdische" Rassenmerkmale hätten in der Vererbung eine besondere „Durchschlagskraft" gegenüber nichtjüdischen. Diese Ansicht ist dadurch zu erklären, daß einzelne als „jüdisch" angesehene Merkmale, also zumeist Merkmale der vorderasiatischen und der orientalischen Rasse, die vielleicht bei den Kindern aus einer Mischehe nicht aufgetreten waren, sich bei Enkeln, Urenkeln und späteren Nachkommen wieder zeigen. Tatsächlich erscheint ja die verhältnismäßig große Seltenheit „jüdischen" Aussehens bei den Kindern aus Mischehen, die Salaman beobachtet hatte — das oben erwähnte Verhältnis 1 : 13 — mit sonst zu beobachtenden Fällen solcher Mischehen nicht vereinbar; auch würde Salaman wahrscheinlich bei den Enkelgeschlechtern im Falle der von ihm beobachteten Mischehen wieder mehr „jüdische" Züge gefunden haben. Aber durch das Verfahren Salamans lassen sich, wie oben ausgeführt wurde, die Fragen, die sich hier ergeben, gar nicht lösen. Bei Rassenkreuzungen besitzt überhaupt nicht, wie das öfters vermutet wird, die eine der gekreuzten Rassen als solche irgendwelche „Durchschlagskraft", irgendein Übergewicht, sondern es vererben sich die einzelnen Erbanlagen, die sich dann in leiblichen und seelischen Zügen auswirken, entweder überdeckend (dominant) oder überdeckbar (rezessiv).[1] Diejenige Rasse, die mehr überdeckende Erbanlagen besitzt, wird bei Kreuzung stärker „durchzuschlagen" scheinen als diejenige, die weniger überdeckende und mehr überdeckbare besitzt. In den Nachkommengeschlechtern wird für den alltäglichen Beobachter vor allem diejenige früher gekreuzte Rasse vorwiegen oder vorzuwiegen scheinen, die mehr solche überdeckenden Erbanlagen besitzt, wie sie der Entfaltung besonders auffälliger leiblicher und seelischer Züge zugrunde liegen.

„Die Ansicht, daß einzelne Rassen als solche durchschlagen, wird dann noch durch einen psychologischen Irrtum gestützt, vor allen Stücken, wenn es sich um die Kreuzung der europäischen Rassen mit Juden handelt. In den Enkel- (F^2-) und folgenden Generationen findet man sehr häufig wieder einzelne „jüdische" Merkmale

[1] Diese Begriffe können hier nur erwähnt, nicht weiter erörtert werden. Für alle Vererbungserscheinungen vgl. die S. 199, Fußnote 3, erwähnten Bücher.

auftreten in Fällen, wo F[1] vielleicht gar nicht jüdisch ausgesehen hat; man sieht aber dabei über alle jene Fälle hinweg, bei denen umgekehrt nur nichtjüdische Merkmale festzustellen sind, wo man dann also eigentlich folgerichtig von einem Durchschlagen des nichtjüdischen Teiles sprechen müßte. Exakte Untersuchungen von Kreuzungen mit Juden haben gezeigt, daß auch hier, wie es selbstverständlich ist, nur jedes einzelne dominante Merkmal durchschlägt, also das schwarze Haar, die konvexe Nase und vielleicht auch das eine oder andere in der Physiognomie. Bei Kreuzung zwischen breitnasigen Ostjuden und Nordeuropäern mit scharfer schmaler Nase ist umgekehrt diese nordische Nase deutlich dominant."[1]

Würde sich bei rassenkundlichen Untersuchungen der Nachkommenschaften aus jüdisch-nichtjüdischen Mischehen — Untersuchungen, die noch zu unternehmen sind — ergeben, daß die im Rassengemische des Judentums vertretenen Rassen mehr überdeckende und weniger überdeckbare Erbanlagen besäßen als die im Rassengemische der abendländischen Völker vertretenen Rassen, so ließe sich die volkstümliche Annahme eines gewissen Übergewichts „jüdischer" Rassenmerkmale bestätigen. Bedenkt man, daß sich allein für die Nasenform mindestens vier sich unabhängig voneinander vererbbare „Erbfaktoren" (Form der Nasenwurzel, des Nasenrückens, der Nasenflügel, der Nasenspitze) ergeben, so zeigt sich gleich die besondere Schwierigkeit solcher Untersuchungen, eine Schwierigkeit, gegenüber der z. B. Salamans Untersuchung kindlich erscheint.

Gegen die strenge Vererblichkeit der im jüdischen Volke auftretenden Rassenmerkmale wird gelegentlich eingewandt, daß ja die Juden eines Landes sich von denen eines anderen in ähnlicher Weise unterschieden wie die Einheimischen dieses Landes von dem des anderen. Die Juden Deutschlands hätten „etwas Deutsches" erhalten, die Juden Frankreichs „etwas Französisches" usw. — Bei Behauptungen dieser Art ist immer zu prüfen, auf welche einzelnen Merkmale der Beobachter geachtet hatte. Viele Menschen nämlich achten weniger auf die Menschen selbst als auf deren Kleidung und sonstige Ausstattung: dann wird sich allerdings ein englischer Jude in den meisten Fällen stark von einem russischen unterscheiden, der englische Jude vielen Engländern, der russische vielen Russen nahezustehen scheinen. Die meisten Menschen fassen an anderen Menschen, wenn nicht Kleidung und sonstige Ausstat-

[1] Fischer in Baur-Fischer-Lenz, Menschliche Erblichkeitslehre und Rassenhygiene, Bd. I, 1927, S. 138.

tung, so doch am meisten Züge ins Auge, die weniger ererbt sind als erworben, nicht-vererbliche, vom Einzelmenschen für sein Einzelleben erworbene Züge des Auftretens, Gebarens und des Sprechens, auch erworbene Züge der feineren Ausgestaltung der Gesichtsmuskulatur; gerade für die Beobachtung feinerer Ausgestaltungen der Gesichtszüge haben viele Menschen einen guten Blick. In diesen Einzelheiten aber sind gewisse Überprägungen — paratypische Abwandlungen, um es mit einer Bezeichnung der Erblichkeitsforschung zu benennen — möglich, die tatsächlich manchem englischen Juden irgend etwas „Englisches" verleihen können, manchem deutschen irgend etwas „Deutsches", genau so wie auch ein Deutscher bei langem Aufenthalt in Frankreich im Auftreten, Sprechen und Gesichtsausdruck „etwas Französisches" bekommen kann. All dies sind paratypische Abwandlungen der ererbten Merkmale, die erworben und wieder verloren werden können und die zu erwerben gerade einem Volke mit stärkerem vorderasiatischem Einschlag wie dem jüdischen wohl leichter werden wird als etwa dem deutschen oder englischen; denn der vorderasiatische Einschlag bewirkt ja zumeist eine Gabe der Einfühlung in fremdes Seelenleben, die eine Bedingung ist zur sicheren unbewußten oder bewußten Angleichung an eine bisher ungewohnte menschliche Umgebung.

Vor allem scheint die Sprache und innerhalb einer Sprache jede Mundart eine bestimmte (paratypische) Wirkung auszuüben, indem sie die ererbten und vererblichen Gesichtszüge leicht in einer bestimmten Richtung hin abwandelt. Ferner mögen volkstümliche Bewegungen und Gebärden oder eine volkstümliche Unlust zu Bewegungen und Gebärden, der ganze „Stil" des Umgangs der Menschen miteinander, die ererbten und vererblichen Züge des gesamten Muskelbaus eines Menschen, der sich einem solchen „Stil" anpassen will, durch allmähliche Angewöhnung leicht abwandeln. So entstehen nicht-vererbliche Überprägungen des ererbten Merkmalbestandes — und eben solche Überprägungen zu beachten, sind die meisten Menschen in verkehrsreicheren Städten ziemlich geübt; daher scheinen eben solche Überprägungen für viele Menschen ein besonderes Gewicht zu haben, ein solches Gewicht, daß sie bei etwaigem Nachdenken über diese Erscheinungen an umgestaltende vererbliche Umwelteinflüsse zu glauben versucht sind. Was von Umwelteinflüssen auf die verschiedenen Judengruppen der Erde öfters erwähnt wird, von durchaus „englisch" oder „französisch" oder „deutsch gewordenen" Juden, läßt sich meist als eine solche (paratypische) Einwirkung erklären; das gilt vor allem auch für

die Erscheinungen des seelischen Lebens, wo gerade Menschen der vorderasiatischen Rasse durch ihre Einfühlungsgabe, ja ihr Sichhineinsteigern, eine starke Überprägung durch ihnen fremden Geist erfahren können.

R. Virchow hat die Möglichkeit und Reichweite solcher Überprägungen erwogen, gerade am Beispiel verschiedener Judengruppen. In seinem Werke „Crania ethnica Americana" (1897) schreibt er (S. 4/5): „Ich meine den physiognomischen Einfluß, der hauptsächlich durch die Muskeln, in erster Linie die mimischen Muskeln, bewirkt wird. Die Verschiedenheit der deutschen, der englischen, der spanischen, der polnischen Juden beruht sicherlich nicht allein auf der fortschreitenden körperlichen Vermischung, obwohl eine solche gewiß auch mitwirkt, sondern vielmehr auf der Nachahmung und Anpassung der Muskelstellung und Muskelbewegung an volkstümliche Vorbilder. Wie weit die mimische Muskulatur aber die Gestaltung der Gesichtsknochen zu bestimmen imstande ist, das festzustellen wäre eine ganz neue Aufgabe."

Gewisse Überprägungen durch die Übernahme von Eigenheiten der Sprechweise, der Gangart und der sonstigen Bewegungen und Gebärden, Überprägung vor allem auch durch Anpassung an die seelischen Züge der menschlichen Umgebung, sind immer möglich und haben die (paratypischen) Abwandlungen im Bilde der Juden verschiedener Länder bewirkt. Erbändernde Umwelteinwirkungen auch auf jüdische Gruppen sind gelegentlich behauptet worden, nachdem der jüdische Rassenforscher Boas (nordamerikanischer Staatsangehörigkeit) Kinder von in Amerika eingewanderten Juden durchschnittlich etwas langköpfiger, Kinder von eingewanderten Sizilianern durchschnittlich etwas kurzköpfiger gefunden hatte als ihre Eltern.[1] Nun stellen aber weder Juden noch Sizilianer Rassen dar, sondern Rassengemische, bei denen sehr wohl die Kinder eine Anzahl anderer Merkmale aufweisen können als die Eltern. Boas selbst möchte aber — im Gegensatz zu denjenigen, welche seine Untersuchungen als Einwand gegen das Bestehen von Rassenunterschieden gebrauchen wollten — keine erbbildlichen (idiotypischen) Änderungen annehmen, sondern allein erscheinungsbildliche (phänotypische): „Es könnte sein, daß dieselben Menschen, in ihre alte Umwelt zurückversetzt, zu ihren früheren leiblichen Zügen zurückkehrten."[2] — Gegenüber allen Vermutungen

[1] Radoslajewitsch hat jedoch gegen die Arbeitsweise der Boasschen Untersuchungen schwerwiegende Einwände gerichtet; vgl. American Anthropologist, 1911, S. 394; Boas' Antwort in Ztschr. f. Ethnologie, 1913, S. 1.

[2] Boas, New Evidence in Regard to the Instability of Human Types, Proc. Nat. Acad. of Sciences II, 1916.

über eine die Rasse abändernde Macht der Umwelt und gegenüber einer Reihe veralteter lamarckistischer Vorstellungen sind ja schon für die Betrachtung des aufmerksameren Laien gerade die Juden eines der besten Beispiele dafür, wie unabhängig leibliche und seelische Erbanlagen von der jeweiligen Umwelt sind. Die S. 203 ff. betrachtete weitgehende Erkennbarkeit der Juden als solcher läßt schon vermuten, wie wenig der Jahrhunderte lang wiederholte Ortswechsel, Sprachenwechsel, Wechsel der Gewohnheiten und Berufe, Wechsel der gesellschaftlichen Schicht, des Besitzes, des Glaubensbekenntnisses und der Staatsangehörigkeit eines Volkes und seiner Teile bedeuten gegenüber dem von all dem unabhängigen Bestand der Erbanlagen.

Wenn man die bildlichen Darstellungen von Juden der vorchristlichen Jahrhunderte vergleicht mit den leiblichen Zügen heutiger abendländischer Juden und wenn man die Nachrichten der Ägypter, Hellenen und Römer über das seelische Verhalten von Juden, wie sie Willrich[1] zusammengestellt hat, vergleicht mit den Angaben bedeutender neuzeitlicher Männer des Abendlandes über das seelische Wesen vieler Juden, so erkennt man eine auffallende Übereinstimmung, die nur durch eine Zusammenstellung unwandelbarer Erbanlagen des Leibes und der Seele zu erklären ist.

Schon die Erkenntnis solcher Übereinstimmungen über 2 bis 3 Jahrtausende hinweg kann mißtrauisch machen gegen verschiedene immer wieder auftauchende Annahmen lamarckistischer Art, als hätten Verfolgungen und Leiden, denen das jüdische Volk im Mittelalter ausgesetzt war, auf dem Wege einer „Vererbung erworbener Eigenschaften" dessen leiblich-seelisches Wesen unmittelbar abgewandelt, bestimmt oder gar geschaffen. Die mittelalterlichen Lebensverhältnisse der Juden haben sicherlich einen gewissen Einfluß auf die Auslese des Volkes ausgeübt, indem sie, wie S. 201 vermutet worden ist, zu einem größeren Kinderreichtum gerade der „jüdischsten" Juden und ebenso zur Entstehung der heutigen Gesundheitslage der Juden beitrugen. Aber das seelische Wesen des Judentums, bedingt durch Erbanlage, stand in den vorchristlichen Jahrhunderten schon fest.

[1] Willrich, Die Anfänge des Antisemitismus, 1922.

IX. Die Judenfrage

Wer es heutzutage unternimmt, öffentlich von einer „Judenfrage" zu sprechen, der sieht sich einem größeren Teil der abendländischen Bevölkerungen gegenüber öfters in der Lage, überhaupt erst nachweisen zu müssen, daß es eine „Judenfrage" gibt: eine Lage, die den Urteilsfähigeren an sich schon auf das Bestehen einer solchen „Frage" aufmerksam machen kann. Es gehört eben zur „Judenfrage", daß deren Erörterung im gegenwärtigen Zeitabschnitt von vielen Juden und Nichtjuden als störend empfunden wird. Bei vielen Nichtjuden scheint dabei die Furcht vor der wirtschaftlich-politischen Übermacht des Judentums — das ja heutzutage den Kern des die Völker beherrschenden Internationalen Leihkapitals ausmacht — keine geringe Rolle zu spielen. Haecker spricht im Nachwort zu seiner Übersetzung des von ihm als die eigentlich katholische Betrachtung der Judenfrage bezeichneten Buches „The Jews" von Hilaire Belloc die Überzeugung aus: „Es gibt manche geistige Menschen, die sich in der Judenfrage mutig zur Feigheit bekennen, die von ihr gar nichts hören oder wissen wollen, die gestehen, daß vor ihr eine Angst, ja ein Grauen sie packt" („Die Juden", 1927, S. 217). Bei seiner mittelbaren oder unmittelbaren Abhängigkeit vom Internationalen Leihkapital verschweigt auch der größte Teil der Presse aller abendländischen Völker am liebsten schon das Bestehen einer Judenfrage, vermeidet aber fast durchweg eine ernsthaftere Erörterung dieser Frage. Trotzdem haben gerade in unseren Tagen sehr viele Juden und Nichtjuden die Empfindung, daß die Judenfrage zu einer der brennendsten Fragen überhaupt und zwar für alle abendländischen und amerikanischen Staaten und Völker und alle Kreise und Schichten dieser Völker zu werden begonnen hat. Sie erscheint vielen geradezu, wie einer der gründlichsten Kenner der hier berührten Verhältnisse, Sombart, sich ausgedrückt hat, als „ein Problem, von dessen Lösung der letzte von uns aufs empfindlichste berührt wird".[1]

Die ruhige Erörterung der Judenfrage ist seit den vorchristlichen Jahrhunderten, welche die Zerstreuung der Juden sahen, immer wieder unterbrochen und unmöglich gemacht worden durch eine sprichwörtlich gewordene „jüdische Empfindlichkeit", die allen Erörterungen alsbald einen unsachlichen Ton gegeben hat, einen Ton, der es meistens bewirkt hat, daß viele von den feinsinnigen

[1] Sombart, Die Zukunft der Juden, 1912, S. 8.

Juden und Nichtjuden sich den Erörterungen überhaupt entzogen haben. Jüdische Schriftsteller haben selbst auf diese „jüdische Empfindlichkeit" hingewiesen, so Maximilian Harden, der einmal in der „Zukunft" (Juni 1904) schrieb: „Darf man über jede andere Religion, jede Rasse und Klasse rücksichtslos reden und nur gegen Israel nicht ein kritisches Wörtchen wagen? Das wäre eine wunderliche Forderung, um so wunderlicher, als sie von Leuten gestellt zu werden scheint, die täglich Toleranz heischen?" — Über eine „brutale, geradezu barbarische Unduldsamkeit", die sich bei Juden im Widerspruch zu deren „Schreien" nach Duldung äußere, hat mit sehr krassen Worten der jüdische Schriftsteller Conrad Alberti in der „Gesellschaft" (Nr. 12, 1889) geschrieben, wobei er auch das Totschweigen der Anschauungen anderer „spezifisch jüdisch" nannte. Diese „Unduldsamkeit" und dieses „Totschweigen" haben andererseits zu den Übersteigerungen eines „Antisemitismus" beigetragen, der sich trotz solchen Versuchen, Erörterungen zu verhindern, Gehör zu verschaffen versucht hat.

Auf die „jüdische Empfindlichkeit" scheint Cicero (Pro Flacco, 28) als erster hingewiesen zu haben, dann auch Fichte und im neuen Deutschen Reiche öffentlich als erster wohl Rudolf Virchow.[1] Während ein Teil der Juden — wie auch die Verfassernamen des in vorliegendem Buche genannten Schrifttums dartun können — in vorbildlicher Weise wissenschaftlich tätig ist, die Eigenart ihres Volkstums zu erforschen, während ein anderer Teil der Juden eifrig und in aufopfernder Weise tätig ist, unter ihren Volksgenossen Kenntnisse über das Wesen des Judentums und Liebe zum eigenen Volkstum zu verbreiten, ist anscheinend gerade der durch Reichtum und Pressebeziehungen mächtige Teil des Judentums jeder völkerkundlichen und rassenkundlichen Betrachtung ihres Volkes und anderer Völker abgeneigt.[2] Lenz macht aufmerksam auf eine „Vorliebe der Juden für den Lamarckismus, d. h. die Lehre von einer angeblichen Vererbung erworbener Eigenschaften."[3]

[1] Im Archiv für Pathologische Anatomie, Bd. 44, S. 138—144.

[2] Daß die Erörterung von Rassenfragen einem an internationaler Macht reichen Teil des Judentums unerwünscht ist, auch wenn gar nicht das jüdische Volk an sich betrachtet werden soll, ergibt sich aus einem Bericht des amerikanischen Rassenforschers Grant: „Wir haben das Zeugnis eines der hervorragendsten Anthropologen Frankreichs, daß die rassenkundliche Untersuchung der französischen Heerespflichtigen bei Beginn des Weltkriegs durch jüdischen Einfluß verhindert worden ist, welcher Einfluß darauf abzielte, jegliche Aufmerksamkeit auf Rassenfragen in Frankreich zu unterdrücken." (Grant, The Passing of the Great Race, 4. Aufl. 1923).

[3] Lenz in Baur-Fischer-Lenz, Menschliche Erblichkeitslehre und Rassenhygiene, Bd. I, 1927, S. 562.

„Die Vertreter des Lamarckismus sind zum allergrößten Teil, die Gegner des Lamarckismus nur zum sehr kleinen Teil jüdischer Abstammung." — Das Bild habe sich allerdings in den letzten Jahren verschoben, da der Lamarckismus überhaupt stark an Gläubigen verliere. Die Neigung der Juden zum Lamarckismus sei offenbar aus dem Wunsche geboren, daß es keine unüberbrückbaren Rassenunterschiede geben möge. So äußert sich also eine Art Verhüllungs- oder Ableugnungswunsch vieler Juden selbst mitten in naturwissenschaftlichen Forschungen. Diesem Verhüllungswunsch entspricht es, wenn einzelne Juden das Judentum immer wieder als eine Glaubensgemeinschaft ausgeben und ein Volkstum der Juden ebenso zu leugnen versuchen wie eine besondere rassische Zusammensetzung und eine rassische Verschiedenheit der Juden von ihren Umgebungen, sogar ihren abendländischen Umgebungen.

Der in diesem Buche öfters erwähnte jüdische Rassenforscher Weißenberg nennt das Ableugnen eines besonders zusammengesetzten jüdischen Rassengemisches durch einzelne Juden „eine schlechte Verteidigungsmethode, indem es das Ziel nicht erreicht, dafür aber entwürdigend in eigenen und fremden Augen wirkt".[1] Ein solcher Verhüllungswunsch regt sich vor allem in den Kreisen des sogenannten „liberalen" Judentums und bei den sogenannten „Assimilationsjuden"; in den gleichen Kreisen, den innerhalb des abendländischen Judentums weitaus einflußreicheren, findet sich auch die Ableugnung eines Volkstums der Juden und entsprechend die Behauptung, das Judentum stelle eine Glaubensgemeinschaft dar.[2]

Dem Einfluß der zu den erwähnten Verhüllungen und demgemäß zu einer besonders starken „jüdischen Empfindlichkeit" neigenden Juden ist es in der Hauptsache zuzuschreiben, wenn eine öffentliche Erörterung der Judenfrage als störend gilt, ja wenn womöglich das Bestehen einer Judenfrage nicht zugegeben werden soll und wenn — was besonders häufig der Fall ist — schon eine ruhige wissenschaftliche Erörterung der Judenfrage von vielen Juden und Nichtjuden als „Antisemitismus" bezeichnet wird.

---

[1] Weißenberg, Der jüdische Typus, Globus, Bd. 97, 1910.

[2] Hiergegen wendet sich ein jüdisch-völkisch denkender Jude wie Grabowski — wobei er allerdings die Bezeichnung „Rasse" nicht in dem strengeren Sinne dieses Buches (vgl. S. 12) anwendet: „Es ist natürlich ein Hansnarrenspiel des liberalen Judentums, wenn es leugnet, daß es eine jüdische Rasse mit ganz besonderen Rassenmerkmalen gibt und wenn es aus dem Judentum eine bloße Religion machen will. In Wirklichkeit ist die jüdische Religion für die Stellung des Judentums in Deutschland, wie überhaupt in der westlichen Welt, etwas relativ Belangloses. Was den Juden auszeichnet und kennzeichnet, ist seine Rasse." (Israelitische Wochenschrift vom 10. Januar 1913.)

Für die Rassenkunde erklären sich Erscheinungen wie die „jüdische Empfindlichkeit" außer aus dem zu bestimmten Verhüllungen neigenden seelischen Wesen der im Judentum stark vertretenen vorderasiatischen Rasse auch dadurch, daß viele Juden sich dauernd als Artfremde in nichtjüdischer Umgebung fühlen, daß sie so eine Fremdheit empfinden, die sich schon an sich leicht bis zum Haß gegen alles Nichtjüdische steigern wird, auch wenn diese Juden dem Einfluß talmudischer Haßgebote gar nicht unterlegen sind; ferner auch dadurch, daß sich viele Juden dem Fremdgefühl mancher Nichtjuden ausgesetzt fühlen, einem Fremdgefühl, das sich oft ebenso bis zum Haß steigern kann. Solche Empfindungen hat der Zionist Cheskel Zwi Klötzel einmal in einem Aufsatze „Das große Hassen" beschrieben: „Wie wir Juden von jedem Nichtjuden wissen, daß er irgendwo in einem Winkel seines Herzens Antisemit ist und sein muß, so ist jeder Jude im tiefsten Grunde seines Seins ein Hasser alles Nichtjüdischen. . . . In Wirklichkeit ist nichts in mir so lebendig als die Überzeugung davon, daß, wenn es irgend etwas gibt, was alle Juden der Welt eint, es dieser große erhabene Haß ist."[1]

Man sieht, jede Erörterung der Judenfrage führt unwillkürlich zu einer Betrachtung seelischer Vorgänge, die für viele etwas Unheimliches haben und bei vielen diejenige scheue Furcht erwecken, die Haecker (vgl. S. 293) als Kennzeichen derer angegeben hat, die von einer „Judenfrage" lieber gar nichts wissen wollen. Im folgenden sollen nun durchaus nicht alle Seiten der „Judenfrage" und Erscheinungsformen ihrer Erörterung betrachtet werden, sondern in der Hauptsache nur diejenigen Seiten, zu deren Erhellung die Rassenforschung etwas beizutragen hat. So soll zunächst die Frage der jüdisch-nichtjüdischen Rassenvermischungen erörtert werden, dann die Frage einer Einwirkung jüdischen Geistes auf den rassenseelisch anders bedingten Geist der abendländischen Völker. Beide Erörterungen — als Erörterungen völkerkundlich-rassenkundlicher Art geschrieben — mögen zugleich Belege dafür sein, daß eine „Judenfrage" tatsächlich besteht.

a) Die jüdisch-nichtjüdische Mischehe

Über jüdisch-nichtjüdische Mischehen unterrichtet in lichtvoller Weise der Aufsatz „Zur Biologie der christlich-jüdischen Mischehe" von M. Marcuse.[2] „Christlich-jüdisch" faßt Marcuse dabei als

[1] Janus, Heft 2, 1912/13.
[2] Die Umschau, 32. Jahrgang, Heft 27, 1928.

eine Bezeichnung auf, die eigentlich vermieden werden müßte, wo nicht von Glaubensbekenntnissen, sondern von Abstammungsgemeinschaften die Rede ist. Lieber hätte er die für seine (Verhältnisse im Gebiet des Deutschen Reiches erörternde) Arbeit zutreffenden Bezeichnungen „deutschstämmig" und „judstämmig" gewählt, wenn ihm diese nicht „sprachlich unsympathisch" erschienen wären. Bei den Ziffern für „christlich-jüdische" Ehen ist ja stets zu bedenken, daß — wie im Falle der „jüdischen" Straftaten — für die amtlichen Aufzeichnungen nur Juden mosaischen Glaubensbekenntnisses erfaßt werden. Die Ehe zwischen einem Juden und einer Jüdin, die beide christlichen Bekenntnisses sind, zählt amtlich als „christliche" Ehe; die Mischehe zwischen einem Juden christlichen Glaubensbekenntnisses und einer Deutschen christlichen Glaubensbekenntnisses zählt nicht als Mischehe, sondern ebenfalls als „christliche" Ehe.

Im folgenden werden die Zahlenangaben und der größte Teil des Gedankengangs, soweit nicht anders vermerkt, der angegebenen Arbeit Marcuses entnommen.

Die jüdisch-nichtjüdischen Mischehen, die anscheinend seit dem ersten Drittel des 19. Jahrhunderts allmählich zugenommen haben, haben im Zeitraume zwischen 1901 und 1925 um mehr als 100% zugenommen; auf 100 rein „jüdische" Ehen entfielen im Zeitraum zwischen 1921 und 1925 durchschnittlich 42 „christlich-jüdische" Mischehen. Die Mehrheit der jüdisch-nichtjüdischen Mischehen wird geschlossen zwischen einem Juden und einer Nichtjüdin, die Minderheit zwischen einer Jüdin und einem Nichtjuden. Von den christlichen Bekenntnissen gehen die Protestanten leichter jüdisch-nichtjüdische Mischehen ein als die Katholiken. 71,5 % der jüdisch-nichtjüdischen Mischehen im Deutschen Reiche entfallen auf die protestantische Seite.[1]

Nach J. Müller[2] haben im Jahre 1923 von den verheirateten jüdischen Männern 78,7 % eine jüdische, 19,6 % eine „christliche" Frau gewählt.

Eheschließungen im Deutschen Reiche

	zwischen Juden	zwischen „Juden" und „Christen"
1901—1910	38332	8225
1911—1924	52425	20266

Die Unzulänglichkeit der Statistik bewirkt es nach Marcuse, daß „von den christlich-jüdischen Mischehen nur Mindestzahlen"

[1] Vgl. Hanauer, Die jüdisch-christlichen Mischehen, Allgemeines Statistisches Archiv, Bd. 17, Heft 4, 1927, S. 513 ff.

[2] J. Müller, Deutsche Bevölkerungsstatistik, 1926.

erfaßt werden können. Für die amtliche Statistik verschwinden auch dauernd Mischehen, in denen durch Angleichung des Bekenntnisses eines Gatten an das des anderen ein Ausgleich der Glaubensbekenntnisse eintritt — ein Ausgleich, der aus der überwiegenden Anzahl vorheriger Mischehen nun „christliche" Ehen macht. Damit werden zugleich eine größere Anzahl solcher vorheriger Mischehen der Statistik entzogen, die verhältnismäßig kinderreicher sind, als dies die übrigen Mischehen im Durchschnitt sind: die seelische Umwelt einer bekenntnisgleichen oder bekenntnisgleich gewordenen Ehe bewirkt in der Regel eine größere Neigung zu Erzeugung und Aufzucht von Kindern oder doch eine Abnahme der Neigung zur Geburtenbeschränkung. Durch diesen Ausfall in der Statistik erscheint die „christlich-jüdische" Mischehe durchschnittlich noch kinderärmer, als sie dies ohnehin ist. Die preußischen Zählungen ergeben 11% kinderlose Ehen im allgemeinen, hingegen 35% kinderlose christlich-jüdische Mischehen; sie ergeben eine durchschnittliche Kinderzahl: bei rein katholischen Ehen von 5, bei rein protestantischen Ehen von 4, bei rein jüdischen Ehen von 3,8, bei christlich-jüdischen Mischehen von nur 1,7 Kindern.

Hanauer (a. a. O.) hatte für die jüdisch-nichtjüdischen Mischehen kennzeichnend gefunden: häufige Kinderlosigkeit, eine höhere Anzahl von Totgeburten, häufige Ehescheidungen und Entartungserscheinungen bei der Nachkommenschaft.

Marcuse zählt die Gründe auf, die zu der gewollten Kinderarmut der Mischehen führen — um eine gewollte Kinderarmut handelt es sich, nicht etwa um eine Unfruchtbarkeit oder Minderfruchtbarkeit solcher Ehen, die — wie gelegentlich angenommen wird — durch die Rassenkreuzung bedingt sei. Nach bisherigen Untersuchungen sind Mischverbindungen zwischen den verschiedenen Menschenrassen und -rassengemischen unbeschränkt fruchtbar, auch bei Kreuzung von Rassen, die einander ferner stehen als diejenigen, die im jüdischen Rassengemische einerseits, im Rassengemische der abendländischen Völker andererseits vertreten sind.

Die Gründe zur Geburtenbeschränkung in Mischehen zwischen Juden und Nichtjuden sind in der seelischen Umwelt solcher Ehen zu suchen. „Die Mehrzahl dieser Eheschließungen entspringt entweder zweckbedachtem Opportunismus oder unbesinnlicher Leidenschaft. In beiden Fällen besteht in der Regel Abneigung gegen eine eigentliche Familiengründung" (Marcuse S. 534). Die Mischehe wird nach Marcuse zumeist durch „modernen", „sachlichen" Geist ermöglicht, der besonders zur „Rationalisierung der Ehe" neige. Auch sei die christlich-jüdische Mischehe in der Haupt-

sache „eine Stadt-, vor allem Großstadterscheinung". Im Jahre 1926 kamen in Groß-Berlin auf 861 jüdische Ehen 553 christlich-jüdische Ehen. Schon als Großstadtehe sind diese Mischehen kinderärmer. Dazu kommt, daß sie — als Verbindungen, die meist bei den beiderseitigen Familien starke Hindernisse zu überwinden haben, oft den Tod des Vaters oder der Mutter eines Ehewilligen oder beider abzuwarten haben— vielfach Spätehen sind, andererseits aber auch häufig Frühehen „sehr jugendlicher" Ehewilliger, die „erotischer Rausch", Trotz oder eine neurotische „Verwirrung der Gefühle" oder „Krisen einer späten Pubertät" zusammenführen. Auch in diesem Falle wirkten die Verhältnisse oder Veranlagungen — „Wir zwei sind uns selbst genug" — auf Kinderlosigkeit oder Kinderarmut hin.

„Durchweg findet man in den Ehen, in denen der Mann Christ ist, eine höhere Kinderzahl als in den Ehen, in welchen der Mann Jude ist. Die Erklärung ist darin gegeben, daß die jüdisch-christlichen Mischehen höheren sozialen Schichten anzugehören pflegen als die christlich-jüdischen." (Marcuse S. 535.) Mit der höheren Schicht nimmt aber die durchschnittliche Kinderzahl ab.

Die Beschaffenheit der Kinder aus solchen Mischehen? — „Tatsache ist m. E. der hohe Prozentsatz sowohl über- wie unterdurchschnittlichwertiger Kinder aus solchen Verbindungen." Man findet unter diesen Kindern „verhältnismäßig viele Psychopathen und Neurotiker und auch körperlich Abartige". „Nach Maretzki sollen auch Verbrecher relativ häufiger christlich-jüdische Mischlinge sein." Andererseits finden sich unter diesen Kindern auch eine verhältnismäßige beträchtliche Anzahl Hochbegabter, auch anscheinend eine verhältnismäßig beträchtliche Anzahl von Sportsleuten und sicherlich eine verhältnismäßig sehr hohe Zahl von begabteren Bühnenkünstlern und -künstlerinnen.[1] Es gelingt Marcuse die wahrscheinlichen Gründe hierfür den Vererbungsgesetzen

[1] Als „christlich-jüdische Mischlinge" nennt Marcuse die folgenden: „Die Dichter Paul Heyse, Anatole France, Hugo von Hoffmannsthal, Karl Sternheim, die Maler Hans von Marées und Kokoschka, die Biologen E. Metschnikoff und O. Warburg, die Chemiker Nobel und v. Baeyer und von den Lebenden Alexander Herzfeld, ferner der französische Philosoph Montaigne, der eben verstorbene [Prof. d. Philos.] Max Scheler, der englische Astronom W. Herschel und seine bedeutende Schwester Caroline, der Jurist Dernburg, der Historiker Max Duncker, der Kliniker Brugsch, Otto Braun, der ‚Frühvollendete', — sind Kinder aus christlich-jüdischer Mischehe erster Generation." — Nach Fishberg (in dem Sammelwerke „Eugenics in Race and State", Bd. II, Baltimore, 1923) sind noch zu erwähnen: Paul Lindau, der Schauspieldichter, Ebers, der Ägyptenforscher, Gambetta, der französische Staatsmann, Sullivan und Halévy, beide Tonsetzer. — W. Herschel scheint jedoch von Marcuse zu Unrecht mitgezählt zu werden.

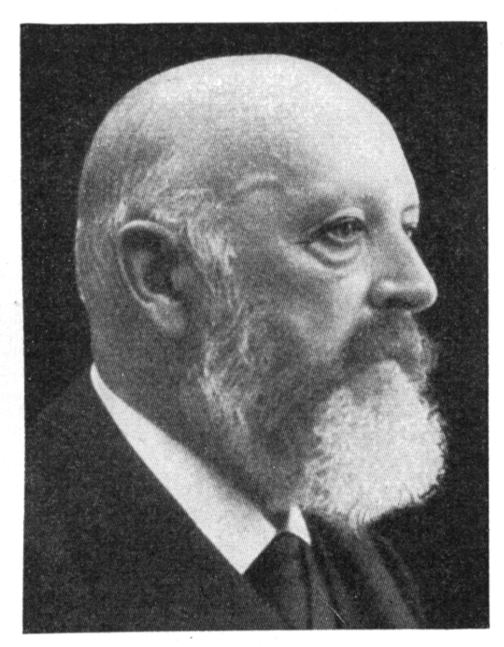


Abb. 251. Adolf v. Baeyer
Nordisch-vorderasiatisch? 1835—1907
Chemiker. Mutter und Frau Jüdinnen

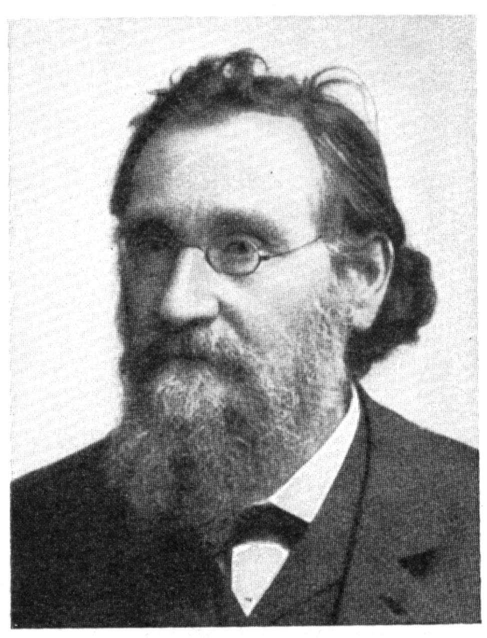


Abb. 252. Elias Metschnikoff
Vorwiegend vorderasiatisch?
1845—1916. Zoologe

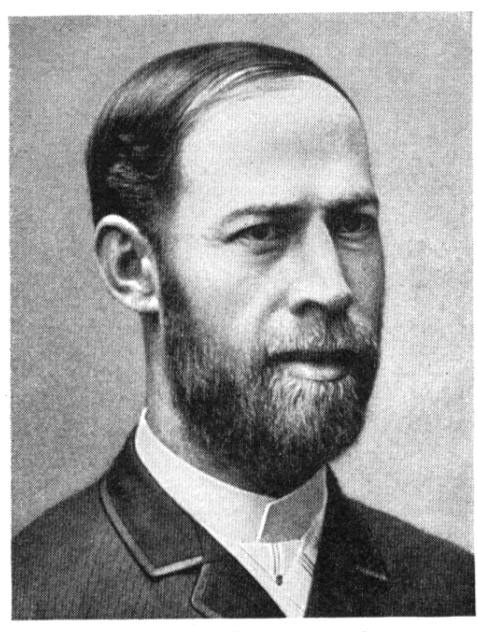


Abb. 253. Heinrich Hertz
Anscheinend nordisch-orientalisch
1857—94. Physiker



Abb. 254. Hugo v. Hofmannsthal
1874—1929. Dichter. Mutter Nichtjüdin. Vorwiegend oriental. mit nordischem und mit Einschlag einer breitgesichtigen Rasse*

„Halbjuden"

entsprechend aus der Besonderheit der elterlichen Erbanlagen abzuleiten. Die zu einer solchen Mischehe sich zusammenschließenden Menschen stellen eben in den allermeisten Fällen eine bestimmte Auslese aus ihrem Volke dar, denen eine Mischehe möglich geworden ist auf Grund seelischer Erbanlagen, die sich in den Nachkommen ebenso oft zu sittlich bedenklichen und krankhaften wie zu geistig überdurchschnittlichen Veranlagungen oder zu einer Mischung

* Der breitgesichtige Einschlag ist auf anderen Bildern besser sichtbar.

aus solchen Erbanlagen verbinden können. Marcuse meint, ein vererbungswissenschaftlich belehrter, zu Rate gezogener Arzt werde bei Beratungen, ob eine Mischehe zu schließen oder zu verhindern sei — „weit entfernt von einer grundsätzlichen Ablehnung der Mischehe als solcher, vielmehr ihre besonderen hochwertigen Möglichkeiten voll anerkennend —, dennoch in den konkreten Einzelfällen sehr häufig an den Personen und in der Familiengeschichte der beiden Ehewilligen ärztliche Feststellungen machen können, die ihm die Heirat als bedenklich oder gar als nicht empfehlenswert erscheinen lassen muß". (S. 538.)

Die Gattenbeziehungen selbst sind im Falle der Mischehen durch eine Scheidungsziffer gekennzeichnet, die diejenige der „christlichen" Ehen übersteigt. Nach Theilhaber[1] wurden um 1911 12% der Mischehen geschieden. Im Deutschen Reich wurden 1926 durchschnittlich 14¼% Ehen geschieden. Es ist aber zu bedenken, daß die (nach Marcuse noch höhere) Scheidungsziffer im Falle der jüdisch-nichtjüdischen Mischehen wieder nur der Zählung nach Glaubensbekenntnissen, nicht der nach Abstammung entspricht. Marcuse meint, man dürfe die erhöhte Scheidungsbereitschaft der Mischehen in der Hauptsache der gekennzeichneten „modernen" Denkweise zuschreiben, die ja gerade für diese Ehen kennzeichnend sei, dann auch der größeren Häufigkeit der Kinderlosigkeit solcher Ehen, da ja kinderlose Ehen nach der Statistik viel häufiger geschieden werden als Ehen mit Kindern, endlich auch dem die Gatten trennenden Einfluß der beiderseitigen Familien.

Man sieht, Marcuse nimmt weder bei seiner Betrachtung der leiblich-seelischen Beschaffenheit des Nachwuchses aus Mischehen, noch bei Betrachtung der größeren Scheidungsbereitschaft jüdisch-nichtjüdisch gemischter Ehen eine unmittelbare Einwirkung der gegenseitigen Rassenverschiedenheit der Ehegatten bzw. Erzeuger an. Er sucht die Gründe einerseits in der besonderen Auslese der Erzeuger, die solche Ehen eingehen, andererseits in den gesellschaftlichen und gesittungsmäßigen (kulturellen) Schwierigkeiten, denen solche Ehen ausgesetzt sind. Im Falle der größeren Scheidungsbereitsschaft solcher Mischehen wird man aber doch auch die rassenseelische Verschiedenheit als unmittelbar wirkenden Trennungsgrund bedenken müssen. Sowohl der „zweckbedachte Opportunismus" wie die „unbesinnliche Leidenschaft", die nach Marcuse hauptsächlich zu Mischehen führen, werden es öfters bewirken, daß in der Ehe nach kürzerer oder längerer Zeit eine

[1] Theilhaber, Der Untergang der deutschen Juden, 1911, S. 115, nach A. Kahn, Bericht der Großloge für Deutschland, Nr. 7, 1907.

Einsicht oder Ernüchterung eintritt, welche die Aufmerksamkeit beider Ehegatten auf gegenseitige seelische Züge lenkt, die doch zumeist gerade Auswirkungen auffälligerer rassenseelischer Erbanlagen sein werden, auch wenn sie als soche nicht empfunden oder erkannt werden. Die Darstellung ihrer Ehe mit dem bekannten, nunmehr verstorbenen jüdischen Verleger Cassirer, die neuerdings von der Schauspielerin Tilla Durieux in einem Buche gegeben worden ist, läßt eine rassenseelische „Kluft" erkennen, wie sie sich sehr wahrscheinlich in vielen Mischehen auftun wird, auch wenn diese Ehen nicht durch Scheidung enden.

Aber auch im Falle der Nachkommenschaft aus Mischehen wird man an eine gewisse Schädlichkeit der Rassenkreuzung als solcher denken dürfen. Zwar läßt sich dies heute kaum erweisen, denn die vielen bekannten Beispiele der Minderwertigkeit von Mischlingen aus einander fernerstehenden Rassen lassen sich in der Regel auch durch die meist ungünstige Auslese derjenigen erklären, die solche Mischverbindungen eingehen. Aber ich möchte vermuten, daß die Forschung, wenn ihr Blick erst einmal auf die Möglichkeit von Kreuzungsunstimmigkeiten gelenkt ist — über diese vgl. S. 269 —, auch manches finden wird, was eine gewisse Schädlichkeit der Rassenkreuzung wahrscheinlich macht. Es scheint mir zwar nach den bisherigen Ergebnissen der Rassen- und Erblichkeitsforschung und nach den vorliegenden Aussagen der Forscher etwas zuviel behauptet, wenn Basler schreibt: „Von den meisten Rassenforschern wird — unzweifelhaft mit Recht — die Auffassung vertreten, daß Kreuzung stark abweichender Rassen unter Umständen für die Nachkommenschaft ungünstig ist."[1] — Die Ungünstigkeit könnte immer noch durch die minderwertige Auslese der Erzeuger von Mischlingen bedingt sein; aber ich vermute, daß genauere Nachforschung Baslers Annahme bestätigen wird.

Man könnte dem entgegenhalten, daß eine Kreuzung der europäischen Rassen doch seit Jahrtausenden vor sich gehe und demnach, falls Rassenkreuzung an sich schädlich werden könnte, im Rassengemische der europäischen Völker ebensoviele Abweichungen vom Durchschnitt oder von der Norm sich ergeben müßten, wie im Falle jüdisch-nichtjüdischer Mischehen nach Marcuse aufzutreten pflegen. Gegen diesen Einwand läßt sich ausführen, daß durch jahrtausendelange Ausmerze der aus einer europäischen Rassenkreuzung stammenden Minderwertigen in der abendländischen Bevölkerung heute viel weniger schädlich wirkende Zusammenstel-

[1] Basler, Die Ehe auf dem Lande und in der Stadt, in Marcuse, Die Ehe, S. 315.

lungen gekreuzter Erbanlagen möglich sind als im Falle der erst seit etwa 100 Jahren in nennenswerter Zahl vorkommenden jüdisch-nichtjüdischen Mischehen, die meist ein erstmaliges Zusammentreffen europäischer mit außereuropäischen Erbanlagen bedeuten.

Sombart hat einmal an Beispielen darzulegen versucht, daß jüdisch-nichtjüdische Verbindungen in vielen Fällen irgendwie bedenklich veranlagte Kinder ergeben, daß „die Blutmischung zwischen Germanen und Semiten" oft dadurch gekennzeichnet sei, daß ihr „von Natur disäquilibrierte Menschen" entstammen.[1] Eine derartige Wirkung deutsch-jüdischer oder — ganz allgemein — abendländisch-jüdischer oder — noch umfassender — abendländisch-morgenländischer Mischverbindungen, also eine unmittelbare Schädlichkeit mancher solcher Rassenkreuzungen — nicht nur eine mittelbare Bedenklichkeit durch die Besonderheit der sich verbindenden Einzelmenschen, wie sie Marcuse schildert — ließe sich durchaus annehmen; eine solche Annahme würde nicht zu Widersprüchen mit den bekannten Tatsachen der Vererbung führen. Es ist doch auch auffällig, daß viele hochbegabte jüdisch-nichtjüdische Mischlinge etwas Zwiespältiges, nach Sombart Disäquilibriertes haben, das sie für ihre menschliche Umgebung oder staatliche Verwendbarkeit noch fragwürdiger macht, als wenn ihre Begabung geringer wäre. Was Stoddard einmal als „befleckten Begabten" (tainted genius) bezeichnet hat[2] — dieser Menschenschlag scheint doch unter den „Halbjuden" besonders zahlreich vertreten zu sein. Es ist natürlich andererseits nicht zu übersehen, daß die Stellung eines Menschen zwischen den Rassen und zwischen den Völkern schon an sich zu Gefährdungen des seelischen Verhaltens führen wird, und daß dann, durch Hinzutreten erworbener Züge seelischen Verhaltens, die Ermittlung der durch Rassenkreuzung ererbten Züge sehr erschwert wird. Erst eine sehr genaue Untersuchung solcher Fälle könnte Grundlagen zu einer Erörterung schaffen, ob jüdisch-nichtjüdische Kreuzungen für die Nachkommen an sich schädlich seien oder erst durch sich ergebende Schwierigkeiten verschiedener Art Schädigungen des leiblich-seelischen Befindens der Mischlinge bewirken. —

Alle diese Fragen sind von großer Bedeutung für ein Volk, das wie das deutsche eine verhältnismäßig große Zahl von Juden unter sich wohnen hat und eine steigende Zahl seiner Männer und

[1] Sombart, Der proletarische Sozialismus, 1924.

[2] Stoddard, The Revolt against Civilisation. The Menace of the Underman, 1924. In deutscher Übersetzung von Heise, Der Kulturumsturz. Die Drohung des Untermenschen, 1925.

Frauen jüdisch-nichtjüdische Mischehen eingehen sieht. Ist auch die Kinderzahl in solchen Mischehen geringer als in anderen Ehen, so wird dem deutschen Volke durch sie doch eine zunehmende Zahl von Menschen zugeführt, die ihm in den meisten Fällen nicht — wie dies bei Mischehen von Deutschen mit Angehörigen anderer abendländischer Völker der Fall ist — etwa die rassischen Erbanlagen zubringen, die auch sonst im deutschen Volke vertreten sind, sondern Erbanlagen außereuropäischer, dem deutschen Volke bisher nahezu fremder Rassen. Man muß bedenken, daß nur etwa 10% der Nachkommen aus jüdisch-nichtjüdischen Mischehen dem Judentum verbleiben,[1] die übrigen aber sich, meist dem Willen ihrer Eltern entsprechend, vom mosaischen Glauben abwenden oder ihm überhaupt nicht zugeführt werden und sich fortan dem Deutschtum bzw. dem Volkstum ihrer Umgebung zuwenden. Hat das deutsche Volk, wie ich in mehreren meiner rassenkundlichen Bücher darzulegen versucht habe, schon durch die verschieden starke Vermehrung der in ihm vertretenen Rassen und eine sich in der Hauptsache aus der verschieden hohen Kinderzahl der einzelnen europäischen Rassen erklärende Verarmung an nordischer Rasse, durch diese Entnordung, schon einen Rassenwandel erfahren, der ihm viel von seinem ursprünglichen Wesen, seinem „germanischen" Geiste genommen hat, so droht ihm durch die sich mehrenden Einschläge vorderasiatischer und orientalischer Rasse, die ihm die Nachkommen aus den betrachteten Mischehen zubringen, gleichzeitig eine Art „Semitisierung" oder „Vermorgenländerung" — da eben das, was man im allgemeinen als „semitischen" oder „morgenländischen" Geist ansieht, eben durch die seelischen Erbanlagen dieser beiden Rassen bedingt ist.

Nicht nur auf ehelichem Wege, sondern auch auf außerehelichem dringen Einschläge der das Judentum kennzeichnenden Rassen ins deutsche Volk wie in die anderen abendländischen Völker ein. Die Anzahl solcher außerehelicher Mischverbindungen läßt sich begreiflicherweise nicht abschätzen. Ist die Zahl der aus ihnen hervorgehenden Kinder wahrscheinlich noch geringer als die der Kinder aus Mischehen, so wird andererseits die Zahl solcher außerehelichen Verbindungen nicht gering sein, zumal bei deren Zustandekommen der überdurchschnittliche Wohlstand der Juden keine geringe Rolle spielen mag.

Die „Frankfurter Zeitung" brachte (am 24. Jan. 1928) einen Aufsatz von Ernst Henschel über „Das Haus Hirsch". Darin heißt es vom Begründer dieses Handelshauses, Jakob Hirsch: „Noch

[1] Nach einer Schätzung bei Ruppin, Die Juden der Gegenwart, 1904.

als Jakob über die Siebenzig war, unterlag mehr als ein Mädchen, das in seinem Betriebe arbeitet, der Geschlechtkraft des Alten." Vom Sohne Siegfried Hirsch wird berichtet: „Siegfried hatte mehr als eine Frau, und ob man nicht noch manchen unbekannten Menschen zu seiner Nachkommenschaft zählen kann, weiß ich bis heute nicht." — Nun sind aber die Juden verhältnismäßig viel häufiger Arbeitgeber als die Angehörigen der Völker, unter denen sie wohnen, besonders häufig aber Arbeitgeber für eine große Anzahl weiblicher Angestellter (Schreibmaschinenfräulein, Verkäuferinnen, Handarbeiterinnen usw.). Man weiß, daß solche Angestellte nicht selten eine geschlechtliche Verbindung mit ihrem Arbeitgeber eingehen. Sind unter diesen Arbeitgebern die Juden verhältnismäßig zahlreicher vertreten und sind unter diesen Juden häufiger Menschen von dem eben erwähnten Schlage Jakobs und Siegfried Hirschs, so würde sich aus solchen geschlechtlichen Beziehungen wohl erklären lassen, daß in den unteren und mittleren Schichten der abendländischen Großstadtbevölkerungen so verhältnismäßig viele Menschen mit vorderasiatischen und orientalischen Einschlägen auftreten. Dem Verfasser ist das sogar in Stockholm aufgefallen, in einer Stadt also, in der die Zahl ansässiger und durchreisender Juden doch verhältnismäßig gering ist. Aus ehelichen Verbindungen können solche jüdisch-nichtjüdische Mischlinge nur zum geringsten Teile stammen, da Juden und Jüdinnen selten in die unteren und mittleren Stände der abendländischen Völker einheiraten. Eine solche Mischlingsschicht läßt sich aber in Kopenhagen erkennen wie in Berlin, in Wien wie in Paris. Sie scheint für den Anblick der europäischen Großstädte allmählich geradezu kennzeichnend werden zu wollen, so wie andererseits eheliche jüdisch-nichtjüdische Mischlinge für viele Adelsgeschlechter der abendländischen Völker kennzeichnend sind.[1]

Bei ehelichen und außerehelichen Verbindungen der Juden

[1] Über Adelsgeschlechter deutschen Namens mit jüdischem Blut vgl. Theilhaber, Genealogie einer jüdischen Familie, Archiv f. Rassen- und Gesellschaftsbiologie, Bd. 9, 1912. Theilhaber führt darin an, daß eine Fürstin Reuß (geb. Meyer) und eine Fürstin von Monaco aus jüdischem Hause stammten, daß ferner die Familien Baron Oppenheimer, v. Heine, v. Friedländer, v. Fuld, v. Eichthal, v. Löwenthal, v. Rachel, v. Ukro, v. Oppenfeld, v. Renard, v. Moßner, v. Halle und Grafen v. Schwanental jüdischer Herkunft seien (nicht aber nach Theilhabers späterer Berichtigung v. Lösch), er führt ferner eine Reihe adliger und hochadliger Familien an, in denen einzelne männliche Mitglieder Jüdinnen geheiratet haben, und nennt weitere Bücher, welche solche Verbindungen darstellen, so daß obige Behauptung verhältnismäßig viel häufigeren jüdischen Bluteinschlags im Adel dadurch sehr bestärkt wird. Besonders gilt dies für den österreichischen Adel.

mit Angehörigen der nichtjüdischen Völker scheinen die Juden mit besonderer Vorliebe Menschen mit einem stärkeren nordischen Einschlag zu wählen, vor allem solche mit blondem Haar und blauen Augen, aber auch mit Zügen, die im Abendlande als „edler" gelten — und das sind eben zumeist Züge der nordischen Rasse. Schon bei der Gattenwahl innerhalb ihres eigenen Volkes bevorzugen, wie S. 239 mitgeteilt worden ist, viele Juden einen blonden Schlag mit mehr oder minder starkem nordischem Einschlag. Die jüdische Schriftstellerin Anselma Heine berichtet von einem in diesem Zusammenhange zu erwähnenden Zuge bei Betrachtung des jüdischen Dichters Jacobowski: „Zuletzt suchte er nur noch das Raffinierte und Verworrene. Es war ihm eine rachsüchtige Wonne, über die Frauen Macht zu zeigen, und nie markierte er höhnischer den Plebejer, als wenn er sich rühmte, mit brutaler Kraft die feinen Frauen der Edelinge unterjocht zu haben."[1]

Eheliche und außereheliche jüdisch-nichtjüdische Mischverbindungen machen aber einen Teil der Judenfrage aus. Große Teile der abendländischen Bevölkerungen beobachten mit Sorge, ja mit Entsetzen die Zunahme solcher Verbindungen und deren Folgen: die rassische Durchfremdung der Erbanlagen ihres eigenen Volkes; aber auch der streng-mosaische sowie der jüdisch-völkisch denkende Teil des Judentums sehen in diesem Vermischungsvorgang so etwas wie einen Zersetzungsvorgang, jedenfalls eine immer brennender werdende „Frage", deren unvoreingenommene Erörterung nottut.[2]

Die Frage der Mischehen wird um so brennender, als eine immer größere Anzahl von Juden — meist aus „äußeren Gründen", nicht aus religiösen, wie die Encyclopaedia Judaica (Bd. II, 1928, S. 1218 unter „Apostasie") ausspricht — das mosaische Glaubensbekenntnis ablegt und entweder zu einem der christlichen Bekenntnisse übertritt oder bekenntnislos wird.[3] Eben diese nicht-

[1] Literarisches Echo, Heft 3, 1912.

[2] Die Zionisten sind zum größten Teil gegen Mischverbindungen abweisend; doch hat sich Brüll (Die Mischehe im Judentum im Lichte der Geschichte, 1905) vom zionistischen Standpunkte aus für die Zulassung einzelner Mischehen ausgesprochen, da nämlich die Frau der abendländischen („arischen") Völker wertvolle Erbanlagen mitbringen könne: Erbanlagen, die sich in hervorragenden kriegerischen und staatenbildenden Fähigkeiten und vaterländischem Opfersinn ausdrückten; solche Erbanlagen könne der Zionismus eben brauchen.

[3] Nach Angaben an der eben mitgeteilten Stelle sind in Preußen zwischen 1800 und 1924 21020 mosaische Juden zum protestantischen Bekenntnis übergetreten; zwischen 1881 und 1926 haben in Wien 24949 Juden das mosaische Glaubensbekenntnis abgelegt, 4997 haben es wieder angenommen, der Verlust ist 19952 Juden mosaischen Glaubensbekenntnisses.

mosaischen oder christlich gewordenen Juden begegnen bei der Absicht, eine jüdisch-nichtjüdische Mischehe einzugehen, bei ihren eigenen Angehörigen wie bei der Familie, in die sie hineinheiraten wollen, geringeren Schwierigkeiten, zumal weite nichtjüdische Kreise im Falle der Juden Volks- und Rassenzugehörigkeit mit Glaubensbekenntnis verwechseln und unter ihnen die Meinung herrscht, der Jude, der das mosaische Glaubensbekenntnis abgelegt habe, habe damit auch sein Judentum, die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Abstammungsgemeinschaft, verloren. Die — nicht in jüdischen, wohl aber in den meisten nichtjüdischen Kreisen herrschende — übliche Unkenntnis der Vererbungs- und Rassefragen ermöglicht es, daß man als „Juden" fast nur die Angehörigen eines besonderen Glaubensbekenntnisses ansieht, nicht aber in den Juden die Angehörigen eines Volkes außereuropäischer Rassenherkunft mit besonderen vererblichen Zügen der Seele und des Leibes erkennt. Diese Unkenntnis der meisten nichtjüdischen Abendländer macht die Frage und Gefahr der jüdisch-nichtjüdischen Mischehen um so ernster.

b) Einwirkungen jüdischen Geistes

Einer der führenden Forscher auf dem Gebiete der Völkerkunde M. Haberlandt schreibt in seinem Buche „Die Völker Europas und des Orients" (1920): „Über die Gesamteinflüsse kultureller und geistiger Art, die vom Judentum auf die europäische Entwicklung ausgegangen sind und fortwährend durch die gewaltigsten Machtmittel: Geldwirtschaft, Bankwesen, Literatur, Presse und umfassende Vereinsorganisationen auf sie einwirken, muß sich auch die Völkerkunde Rechenschaft ablegen." Haberlandt umschreibt auch, in welchen besonderen Erscheinungen die völkerkundliche Eigenart des Judentums sich ausdrückt: „Es ist ohne Beispiel im Völkerleben der Erde, wie ein in seinem einstigen politisch-religiösen Heimatszentrum vollständig entwurzelter Volksstamm, dem die großen, führenden Mächte Europas vom Altertum bis zur Neuzeit: Hellenismus, Römertum und Christentum, äußerlich und innerlich als unversöhnliche Feinde gegenüberstehen, obwohl in allen Richtungen der Windrose zerstreut, seinem angestammten, religiös versteinerten Volkstum zäh und unbeugsam treu bleibt; wie dies Volk sich kraft seiner Rasse, Religion und Überlieferung überall als in sich eins und zusammengehörig fühlt und den bei ihm auf die Spitze getriebenen allgemein-semitischen Volkswahn, das „auserwählte Volk" zu sein, mit einem typischen

Parasitismus auf die erstaunlichste Art zu verbinden weiß. Wenn irgendwo, sprechen sich hierin starke Rasseninstinkte und ein durch die Überlieferung unablässig geschultes Volksbewußtsein und Stammesgefühl aus."

In diesem Buche kann der Versuch nicht unternommen werden, die von Haberlandt erwähnten Einflüsse des Judentums auf Wirtschaftsleben, Geistesleben und Staatsleitung der abendländischen Völker im einzelnen aufzuzählen; nur ein paar Hinweise können gegeben werden. Die übermächtigen Einflüsse des Judentums auf das Wirtschaftsleben hat in mustergiltiger Weise Werner Sombart dargestellt in seinem Werke „Die Juden und das Wirtschaftsleben" (2. Aufl. 1927), einem Werke, das nach Landsberger „vielleicht einmal den Ausgang bei Lösung des Judenproblems abgeben wird".[1] — Sombart, der nicht etwa judengegnerisch, sondern eher judenfreundlich gesinnt ist — auch die jüdisch geleitete Presse hat die Unseitigkeit (Unparteiischkeit) seines eben erwähnten Werkes betont — leitet den Kapitalismus unserer Zeit unmittelbar aus dem Geiste des Judentums, vor allem des mosaisch-talmudischen Judentums, ab: „Judaismus und Kapitalismus sind identisch." Er belegt „die zweitausendjährige Geschichte eines jüdischen Leihverkehrs" und damit die „Irrigkeit jener Geschichtskonstruktion", die Juden seien während des Mittelalters, vor allem seit den Kreuzzügen, „in das Geldleihgeschäft hineingezwungen worden". Sombart weist nach, wie gerade die seelischen Eigenschaften, die für Juden kennzeichnend sind, zur immer mannigfaltigeren Ausbildung kapitalistischer Wirtschaftsformen führen mußten. Auch läßt sich nach Sombart „mühelos feststellen, daß, solange es eine jüdische Geschichte gibt, die Anhäufung großer Reichtümer bei einzelnen Juden, ebenso wie die durchschnittliche größere Wohlhabenheit der jüdischen Bevölkerung, nicht bezweifelt werden kann". — Den „Amerikanismus", d. h. jene — der Gesamtheit des nordamerikanischen Volkes zu Unrecht zugeschriebene — Geistesrichtung, die im menschlichen Leben nichts als einen Zusammenhang selbstischer Zwecke und Gewinnabsichten, als eine Welt schrankenlosen Wirtschaftskampfes und schrankenloser Freiheit der Geldmächte sieht — dieser „Amerikanismus", heute im Abendlande gerne als „Sachlichkeit" auftretend, erweist sich nach Sombarts Darlegungen als Auswirkung jüdischen Geistes oder doch desjenigen im Judentum vertretenen Geistes, den Goethe in seinen „Maximen und Reflexio-

[1] Landsberger im Vorwort zu Sombart, Judentaufen, 1912.

nen" so beschrieben hat: „Keiner, auch nicht der kleinste, geringste Jude, der nicht ein entschiedenes Bestreben verriete, und zwar ein irdisches, zeitliches, augenblickliches." —

Auch nach Pinkus haben die Juden im Abendlande zur Entfaltung des Erwerbstriebes angetrieben, und hat die ihrem Wesen nach kapitalistische „Zwischenwirtschaft" der Juden den neuzeitlichen Kapitalismus hervorgerufen.[1] Nach Sombart stammte schon vor dem Weltkriege in Berlin ein Drittel des versteuerten Vermögens und Einkommens von jüdischer Seite. „Man weiß, daß überall, wo man Vergleiche anstellen kann, die Juden drei- bis viermal so reich sind wie die Christen"[2] — so nach den amtlichen Zählungen der Juden mosaischen Glaubensbekenntnisses in den Vorkriegsjahren.

Dieser Reichtum ermöglicht den Juden in einem Zeitalter wie dem unseren, wo Geldreichtum entscheidet, einen außergewöhnlich weitreichenden Einfluß. Sombart führt die Zählungen an, die angeben, wie stark die Juden in den Direktorenstellungen aller Aktiengesellschaften schon in den Vorkriegsjahren vertreten waren, und schildert, wie das Judentum nicht nur die Großbanken beherrsche, sondern durch diese über die Großindustrie entscheidend bestimmen könne. Die Jahre seit Vorbereitung und Ausbruch des Weltkriegs haben die entscheidende Bedeutung des vom Judentum geleiteten internationalen Leihkapitals auch für die Geschicke der Großmächte dargetan. Wie jüdisches Kapital die Völkergeschicke beeinflussen kann, erweist eine solche Tatsache, wie sie die „Jüdische Presse" (Wien, 15. Oktober 1920) mitgeteilt hat: Jakob Schiff, der Leiter des größten jüdischen Bankhauses in Amerika, Kuhn, Loeb & Co., habe das kapitalsarme Japan im russisch-japanischen Krieg gestützt, „um das Zarentum zu erschüttern", und habe ebenso im Frühjahr 1917 den russischen Umsturz mit Geldmitteln versorgt.[3] Nach einer Angabe der „Frankfurter Zeitung" vom 6. Oktober 1915 beteiligten sich an den Anleihen des Feindbundes im Weltkriege unter den führenden Banken Ame-

---

[1] Pinkus, Studien zur Wirtschaftsgeschichte der Juden von der Völkerwanderung bis zur Neuzeit, 1906.

[2] Sombart, Die Zukunft der Juden, 1912, S. 34.

[3] Soll man diese Erschütterung einer Staatsmacht als Beispiel dafür nehmen, daß das Judentum jede besonders gefestigte staatliche Macht als für sich ungünstig betrachtet. „Das Judentum wird vor allem die Aufgabe zu erfüllen haben, innerhalb der künftigen Weltkultur ein Gegengewicht gegen die drohende Gefahr der Übersteigerung des Machtprinzips zu bilden" (Goldmann, Von der weltkulturellen Bedeutung und Aufgabe des Judentums, 1916).

rikas allein elf „deutsch-amerikanische" Banken, deren Firmennamen aber alle jüdische Namen deutscher Herkunft zeigten. — So baut sich auf den „jüdischen Kapitalismus" ein „jüdischer Imperialismus" (Dickel) auf, den ein Jude selbst, Disraeli, in seinem Romane „Tancred" (1877) beschrieben hat: Schmitz schildert ein Gespräch dieses Romans, das ein Engländer mit einer in Palästina wohnenden Jüdin führt: Sie frägt Tancred, was in Europa am meisten gewertet werde, und er muß antworten: „Das Gold." Auf die Frage: „Und der, welcher das meiste Gold hat, ist er ein Christ?" — „Ich glaube, er ist deiner Rasse und deines Glaubens", antwortete Tancred. „Wer ist der reichste Mann in Paris?" — „Ich glaube, der Bruder des reichsten Mannes in London." — „Wien kenne ich selbst", sagte das Mädchen lächelnd, „dort macht Caesar die Männer meines Stammes zu Baronen des Reichs, und mit Recht, denn es würde in einer Woche in Stücke fallen ohne ihre Hilfe."[1] Diese Schilderung eines Staatsmannes von der Erfahrung Disraelis bestätigt nach seinen volkswirtschaftlichen Untersuchungen Werner Sombart, Die Juden und das Wirtschaftsleben: „Sie wurden Herren des Geldes, und durch das Geld, das sie sich untertan machten, Herren der Welt." Sombart betont auch, „wie viel mehr die Juden an den ‚Segnungen' der höheren Bildung teilnehmen als die Christen"[2] — eben durch ihre durchschnittlich viel größere Wohlhabenheit. Er erwähnt ferner die Anzeichen für ihren außerordentlichen Einfluß auf die Staatsleitungen schon für die Zeit vor dem Weltkriege: „In Frankreich sollen vor kurzem von 84 Präfekturen 21 in ihren Händen gewesen sein. In Deutschland speisen sie mit goldenen Löffeln am Tische des Kaisers" (a. a. O. S. 36). Der Weltkrieg hat dann die Macht des internationalen jüdischen Leihkapitals erheblich gesteigert, und welche entscheidende Rolle das Judentum auch im Bolschewismus sowohl in Rußland wie in anderen Ländern gespielt hat, ist öfters von jüdischer wie von nichtjüdischer Seite geschildert worden.

Eine solche Stellung des Judentums wäre aber kaum zu erreichen gewesen ohne die Beherrschung und Überwachung der Presse, wie andererseits die heutige Beherrschung der Presse und des gesamten Nachrichtendienstes der Erde durch die Juden ohne deren großen Reichtum nicht zu erreichen gewesen wären. Die sog. öffentliche Meinung aller Länder erhält ihre Bestimmung hauptsächlich durch diesen Nachrichtendienst und diese Presse. Da-

[1] Schmitz, Die Kunst der Politik. Lord Beaconsfield, 1911.
[2] Sombart, Die Zukunft der Juden, 1912, S. 34.

rum hat der jüdische Schriftsteller Junius schon im Jahre 1910 die Stellung des Judentums als einzigartig bezeichnet: „Die Juden regen sich in jeder Keimzelle der Nation mit solcher Frische und Lebendigkeit, daß man schon von einer jüdischen Renaissance reden hört. Es geht ihnen gut, nicht nur geschäftlich." ... „Es gibt kaum einen Bezirk nationalen Wirkens, in welchem kein jüdisches Element steckt. Es gibt kaum eine judenreine Aktion großen Stils." ... „Darum ist der Jude als Großbänker, Großhändler, Großreeder, als Finanzier aller Kollektivbedürfnisse zwar nicht der offizielle Politikus, wenigstens nicht in dem noch vom Beamtentyp geleiteten Staate; aber hinter den Kulissen ist er ohne Unterlaß tätig und unentbehrlich: er ist der eigentliche Drahtzieher und Akteur, klug genug, die dekorative Geste andern zu überlassen. Und darum, weil der Jude so tief im kapitalistisch-gerichteten Leben nistet, schwirrt es an höchsten und allerhöchsten Orten von Ballins, Rathenaus, Fürstenbergs. Darum macht Sir Ernest Cassel Weltgeschichte. Darum waren Sonnino und Luzzatti in Italien Finanzminister und Ministerpräsidenten."[1]

Mit ähnlichen Worten hatte Disraeli in seinem „Coningsby" (1844) die Weltmacht der Juden geschildert: „Die Welt wird von ganz anderen Menschen regiert, als diejenigen meinen, die nicht hinter die Kulissen sehen." Disraeli wollte sogar annehmen, auch die deutsche Revolution von 1848 sei „durch die Einflüsse der Juden" (Coningsby) zustande gekommen.

Es ist klar, daß sich die wirtschaftlich-politische Macht der Juden schon allein durch ihre Beherrschung der Presse im gesamten Geistesleben der abendländischen Völker auswirken muß. Der jüdische Schriftsteller Goldstein hat dies einmal am Beispiel des deutschen Geisteslebens dargestellt: „Auf allen Posten, von denen man sie nicht gewaltsam fernhält, stehen plötzlich Juden; die Aufgaben der Deutschen haben die Juden zu ihrer eigenen Aufgabe gemacht; immer mehr gewinnt es den Anschein, als sollte das deutsche Kulturleben in jüdische Hände übergehen." ... „Wir Juden verwalten den geistigen Besitz eines Volkes, das uns die Berechtigung und die Fähigkeit dazu abspricht. Diese in solcher scharfen Formulierung ungeheuerliche Tatsache, die Juden ebenso wie Nichtjuden das Blut aufregen muß, fordert unerbittlich zu Maßregeln auf. Dieser Konflikt muß auf irgendeine Weise gelöst werden." ... „Niemand bezweifelt im Ernst die Macht, die die Juden in der Presse besitzen. Namentlich die Kritik ist,

[1] Neue Rundschau, 1. April 1912.

wenigstens in den Hauptstädten und ihren einflußreichsten Zeitungen, geradezu im Begriff, jüdisches Monopol zu werden. Ebenso bekannt ist ja das Vorherrschen des jüdischen Elementes im Theater; fast sämtliche Berliner Theaterdirektoren sind Juden. Ein großer, vielleicht der größte Teil der Schauspieler desgleichen, und daß ohne jüdisches Publikum ein Theater- und Konzertleben so gut wie unmöglich wäre, wird immer wieder gerühmt oder beklagt. Eine ganz neue Erscheinung ist, daß auch die deutsche Literaturwissenschaft im Begriff scheint, in jüdische Hände überzugehen. Wir predigen nicht mehr eine ‚mosaische Konfession', sondern glauben an ein jüdisches Volk mit angeborenen unverwischbaren Merkmalen."[1]

Könnten solche Worte als Übertreibungen eines Juden erscheinen, der auf die Stärke des jüdischen Einflusses besonders stolz ist, so würde eine Feststellung Sombarts die Worte Goldsteins weitgehend bestätigen: „Unnütz zu sagen, daß sie [die Juden] unseren Kunst-, unseren Literatur- und unseren Musikmarkt, daß sie unsere Theater, daß sie unsere ganze Presse, wenn nicht ausschließlich in den Händen haben, so doch ganz wesentlich, man darf getrost sagen: entscheidend beeinflussen."[2] — Von jüdischer Seite hat Goldmann die Einwirkung jüdischen Geistes auf das deutsche Volk besonders betont. „Kein europäisches Volk ist im letzten Jahrhundert von Juden und jüdischem Geist stärker beeinflußt worden als das deutsche Volk."[3]

Eine starke Einwirkung, ja geradezu eine Führung durch jüdischen Geist, ließ der internationale Expressionismus in den Künsten erkennen und zwar sowohl nach der Seite der Kunst und des Kunstgewerbes wie nach der Seite des Kunsthandels. Die vorderasiatische Rassenseele mit ihrem Sichhineinsteigern (vgl. S. 33/34) schien sich im Expressionismus besonders unmittelbar ausdrücken zu können. Für die expressionistische Malerei hat Berl die Führung durch Juden dargestellt: in Rußland seien Kandinsky, Chagall, Segall und Steinhardt, in Frankreich Picasso und Simon Levy, in Deutschland Pechstein, Meidner und Feininger führend aufgetreten.[4]

Von römisch-katholischer Seite ist der Einfluß des Juden-

---

[1] Kunstwart, März 1910.

[2] Sombart, Die Zukunft der Juden, 1912, S. 35.

[3] Goldmann, Von der weltkulturellen Bedeutung und Aufgabe des Judentums, 1916.

[4] Berl, Die Juden in der bildenden Kunst der Gegenwart, Der Jude, Bd. VIII, 1924, Heft 5/6.

tums einmal durch Paul Keppler, der später einer der geistig führenden deutschen Bischöfe wurde, als verderblich für die abendländischen Völker bezeichnet worden, da das Judentum „den Christenvölkern wie ein Pfahl im Fleische sitze, ihnen das Blut aussauge, sie knechte mit den goldenen Ketten der Millionen und mit den Rohrzeptern giftgetränkter Federn, die öffentlichen Brunnen der Bildung und Moral durch Einwerfen ekliger und eiteriger Stoffe vergifte".[1] — Aus solchen und den anderen oben angeführten Worten ist deutlich zu ersehen, daß auch die Einwirkungen jüdischen Geistes zum Aufkommen einer „Judenfrage" beigetragen haben, deren Bestehen immer wieder von manchen Juden und Nichtjuden geleugnet wird.

Der Aufrechterhaltung und Mehrung des jüdischen Einflusses dienen mehrere umfassende internationale Vereinigungen, so z. B. die Alliance Israélite Universelle, der United Order Bnei Brith und andere, und von jüdischer Seite ist neuerdings der Freimaurerorden als eine „jüdische Einrichtung" (Jewish institution) bezeichnet worden.[2] Die „engen Beziehungen zwischen Freimaurerei und Judentum" in Frankreich hat nach seinen Einblicken Erzberger („Erinnerungen", 1920, S. 145) betont. Er stellt dort fest, daß die leitenden Männer der Alliance Israélite fast vollständig dieselben seien wie die des Großorients von Paris.

Außerordentlich wertvoll ist für das Judentum dessen zahlreiche Vertretung in den Lehrkörpern der abendländischen Hochschulen. In diesen sind durchschnittlich viel mehr Juden vertreten, als dem Anteil der Juden in der betreffenden Bevölkerung entspricht. Nach Segall haben die jüdischen Lehrkräfte seit 1875 an den deutschen Hochschulen verhältnismäßig viel stärker zugenommen als die nichtjüdischen.[3] An der Universität Wien zählt man etwa 40% jüdische Lehrkräfte. Von großer Bedeutung sind ferner die Juden, die Lehrstühle der Theologie und Stellungen innerhalb der verschiedenen christlichen Kirchen und Sekten der Erde innehaben. v. Luschan erwähnt den „großen Prozentsatz von ostjüdischen Namen", die sich „in den Listen der englischen Bischöfe und der berühmtesten Kanzelredner der Hochkirche befinden".[4]

[1] Keppler, Wanderfahrten und Wallfahrten im Orient, 2. Aufl., 1895, S. 302.

[2] The Jewish Guardian vom 5. Oktober 1923.

[3] Segall, Die beruflichen und sozialen Verhältnisse der Juden in Deutschland. Veröffentlichungen des Bureaus für Statistik der Juden, Heft 9, 1912.

[4] v. Luschan, Völker, Rassen, Sprachen, 1922, S. 170.

Der jüdische Geist hat es gerade deshalb so verhältnismäßig leicht, sich im Abendlande zu behaupten und auszubreiten, weil die Lehren und verbreiteteren Anschauungen der christlichen Kirchen die „Große Täuschung" aufrechterhalten, die Delitzsch in seinem so benannten Werke (vgl. S. 121) mit besonderer Entschiedenheit aufdeckt, den geschichtlichen Irrtum nämlich, als sei die Gottesvorstellung des Galiläers Jesus von Nazareth und die von dieser beeinflußte abendländische Gottesvorstellung eine Art Fortsetzung oder Weiterentwicklung der jüdischen Jahwevorstellung. Ein Werk eines so gründlichen Geschichtskenners wie das Eduard Meyers „Ursprung und Anfänge des Christentums" (1921—1925), das die Schärfen der Delitzschen Darstellung nicht teilt, kann doch erweisen, wie wenig geschichtliche Wahrheit der kirchlichen und volksläufigen Meinung zukommt, das Christentum habe seine Hauptwurzeln im Judentume.[1] Wie eng die Zusammenhänge des christlichen Glaubens mit dem Judentum entgegen der geschichtlichen Wahrheit heute noch aufgefaßt werden können, zeigt z. B. die folgende Ausführung des Elberfelder evangelischen Wochenblatts „Aus Licht und Leben" (Nr. 22, 1921): „Israel allein ist Gottes auserwähltes Volk und bleibt es trotz seiner Verstockung; Gottes Gaben und Berufung können ihn nicht reuen; nach seiner Bekehrung wird Israel als das wahre Adelsvolk unter den Nationen der Erde an der Spitze stehen. Alle anderen Völker bleiben ‚Heidenvölker', sind vor Gott wie der Tropfen im Eimer, wie das Scherflein in der Wage. Er kann sie zerbrechen wie der Töpfer einen mißratenen Topf." — Nur die „Große Täuschung" (Delitzsch), als ob Jahwes „Gaben und Berufung" irgend etwas mit dem Willen eines im christlichen und abendländischen Sinne erfaßten Gottes gemein hätten, kann solch einen Ausspruch ermöglichen. Ist dem Christentum von Anfang an auch mehr morgenländischer — wenn auch nicht gerade hebräischer — Geist eigen, als Erbt (Jesus, der Heiland aus nordischem Blute und Mute, 1926) annimmt, der ihm im wesentlichen nordischen Geist zuschreibt, so muß die Völkerkunde doch feststellen „das große geschichtliche Mißverständnis, als verdanke die europäische Geisteswelt und Gesittung dem Judentum ihren Monotheismus und ihr Christentum".[2] Die Lehren der christlichen Kirchen des Abendlandes bedeuten jedenfalls für die Einwirkung jüdischen Geistes auf das Abendland eine erhebliche För-

[1] Vgl. auch Dubnow, Weltgeschichte des jüdischen Volkes, Bd. III, 1926, § 11: „Das antijudaistische Element im Neuen Testament".

[2] M. Haberlandt, Die Völker Europas und des Orients, 1920.

derung.[1] Die kirchlichen Lehren lähmen den abendländischen Geist in seiner geschichtlich hergebrachten und dauernden Auseinandersetzung mit dem Geiste des Morgenlandes, insbesondere dem des Judentums.

Durch seine Beherrschung der Presse und des Nachrichtendienstes ist es heute für das Judentum gar nicht mehr schwierig, dem Zeitgeist jeweils die den Juden am zweckmäßigsten erscheinende Richtung zu geben, das Geistesleben der nichtjüdischen Völker von deren angestammten geistigen Werten abzulenken und es immer mehr zu den geistigen Werten hinzuführen, die dem Judentum als die maßgebenden erscheinen. So hat das Judentum dazu beigetragen, den „modernen Geist" im Leben der Völker, auf welche die Presse einwirken kann, vorherrschend zu machen, ja Weininger, der hochbegabte scharfe Sichter dieses Geistes, behauptet sogar: „Jüdisch ist der Geist der Modernität, von wo man ihn betrachtet."[2] Vom deutschen Geistesleben sagt der oben erwähnte Goldstein (a. a. O.) aus: „Die deutsche Kultur ist zu einem nicht geringen Teile jüdische Kultur." — Für das gesamte Geistesleben des Abendlandes hat auch Lenz diese Verquickung abendländischen und jüdischen Wesens kennzeichnend gefunden: „Der jüdische Geist ist neben dem germanischen die hauptsächlichste treibende Kraft der modernen abendländischen Kultur."[3]

Aus diesem Sachverhalt nun ergibt sich ohne weiteres eine „Frage", die „Judenfrage", und man sieht sogleich, daß für den ernsthafteren Beurteiler nicht die erreichte wirtschaftliche Vormachtstellung der Juden den Kern der Judenfrage ausmachen kann — wer in dieser Vormachtstellung den Kern erblicken wollte, würde leicht dem „Neid der besitzlosen Klasse", einem bloßen Hinaufhassen[4] verfallen —, sondern daß der Kern der Judenfrage in der durch wirtschaftlich-politische Übermacht erreichten Beeinflussung des Geistes der abendländischen Völker durch das Judentum liegt.

Es wäre kaum zu einer ernster zu nehmenden Judenfrage gekommen, wenn die Juden nur die Reicheren und Reichsten inner-

---

[1] Nicht für das Christentum, wie es ein Eduard Meyer, ein Delitzsch, ein Erbt zu erweisen versuchen, wohl aber für viele Erscheinungen des abendländischen Kirchenchristentums ließe sich der Satz Disraelis aus dem „Tancred" (1877) anführen: „Christentum ist Judentum für die Menge."

[2] Weininger, Geschlecht und Charakter, 1919.

[3] Lenz in Baur-Fischer-Lenz, Menschliche Erblichkeitslehre und Rassenhygiene, Bd. I, 1927, S. 562.

[4] „Hinaufhassen" ist die von L. F. Clauß eingeführte Verdeutschung von „Ressentiment".

halb nichtjüdischer Bevölkerungen wären, denn Reichtum an sich wird nur der Neidische beargwöhnen. Die Judenfrage wäre auch wahrscheinlich minder ernst oder brennend geworden, wenn sie nur die Frage bestimmter jüdisch-nichtjüdischer Blutmischungen wäre; denn diese sind im Verhältnis zu den Bevölkerungszahlen des Abendlandes bisher noch nicht so zahlreich geworden, daß nicht immer wieder die Menschen der europäischen Rassen gegenüber solchen Mischlingen die kinderreicheren hätten werden können. Was die Judenfrage aber heute so brennend gemacht hat, ist die jüdische Einwirkung auf den Geist der abendländischen Völker, gegen welche der arteigene Geist dieser Völker sich deshalb nur so schwach verteidigen kann, weil ihm weder die Geldmittel noch die Presse noch das Nachrichtenwesen zur Verfügung stehen, über die das jüdische internationale Leihkapital leichthin verfügen kann. Diese Einwirkung jüdischen Geistes macht auch nach Haberlandt den Kern der Judenfrage aus — „denn hier handelt es sich um die ungestörte Entwicklung der höchsten Kulturträger der Menschheit, die durch einen weiteren Verschmelzungsprozeß mit jenen Sendlingen des Orients in Gefahr kommen, physisch und geistig aus den ihnen vom eigenen Genius gewiesenen Bahnen zu geraten".[1] Es würde schwierig sein, die geistigen Werte, die dem Abendlande durch seine schöpferischen Menschen gewiesen worden sind, so wie Haberlandt dies annimmt, als die „höchsten" der „Menschheit" zu erweisen, da sich ja kaum ein für alle Völker und Rassen verwendbarer Maßstab für geistige Werte finden läßt; aber so viel ist gewiß, daß diese Werte für jeden Abendländer gesunden Empfindens, der nach einer fruchtbaren Weiterentfaltung abendländischen — enger gefaßt: englischen, französischen, deutschen usw. — Geistes sucht, die höchsten sein müssen, zugleich die Werte sein müssen, die er gegen eine Zersetzung durch Überfremdung verteidigen wird. Die heute übermächtig gewordenen Einwirkungen jüdischen Geistes bedeuten aber die Gefahr der Durchfremdung des abendländischen Geistes.

c) Die Wurzel des „Antisemitismus"

Diese — von dem Juden Marr (vgl. S. 281) anscheinend zum ersten Male öffentlich gebrauchte — Bezeichnung ist, wie in vorliegendem Buche mehrfach betont worden ist, schlecht gewählt. Eine bessere Bezeichnung, die auch im Folgenden öfters gebraucht werden soll, ist „Judengegnerschaft".

[1] M. Haberlandt, Die Völker Europas und des Orients, 1920.

Eine Judengegnerschaft läßt sich verfolgen seit der Zerstreuung der Juden in den vorchristlichen Jahrhunderten. Beer sieht den hellenistischen „Antisemitismus“, dem ein ägyptischer, ein babylonischer und ein persischer vorausgegangen waren, als einen Gegenschlag an gegen „das geräuschvolle Einrücken der Juden in die griechische Kulturwelt“.[1] Willrich, Die Anfänge des Antisemitismus, 1922,[2] hat die Urteile hellenistischer und römischer Schriftsteller über die sich ausbreitenden Juden zusammengestellt: sie zeigen einen zunehmenden „Antisemitismus“. Der beherrschende Hauptgrund für diesen „Antisemitismus“ war die Unduldsamkeit des Jahweglaubens, der grundsätzlich eine Verneinung der Götter anderer Völker aussprach und diese Völker selbst als „unrein“, die Berührung mit ihnen und den von Fremdvölkischen gebrauchten Gegenständen als „verunreinigend“ ansah. Einzelne Bemerkungen über den auffälligen Reichtum der Juden finden sich schon bei nichtjüdischen Schriftstellern des Römischen Weltreichs; sie stellen aber mehr eine der Ausdrucksformen der Judengegnerschaft dar als den Kern, die Ursache dieser Gegnerschaft. Die Ursache war das als überheblich angesehene Verhalten einer als artfremd empfundenen und sich starr von Andersartigen abschließenden einflußreichen Minderheit.

Mit dem politischen Siege des Christentums im 4. Jahrhundert erhielt die Judengegnerschaft allmählich mehr die Züge einer Glaubensgegnerschaft: morgenländische Unduldsamkeit in Glaubensfragen bestimmte sowohl Judentum wie Christentum, wie später, doch in geringerem Maße, den Islam. Zu diesen „religiösen“ — doch nur im Sinne morgenländischer Auffassungen „religiösen“ — Gründen der jüdisch-nichtjüdischen Gegnerschaft kam etwa seit dem 11. Jahrhundert im Abendlande ein wirtschaftlicher Grund hinzu: die Geldleihgeschäfte der Juden. Man muß bedenken: „Die abendländischen Völker steckten noch tief in gemeinschaftlicher Agrarwirtschaft, als die Juden bereits eine von der antiken Welt übernommene hochentwickelte Kapital- und Individualwirtschaft pflegten, so daß die Juden mit Rechtsbewußtsein ausübten, was den Nichtjuden noch als Unrecht erschien (Geldzins, Wechselwesen, Aktienwesen, Börsenspekulation u. a.).“ — So schreibt das „Jüdische Lexikon“ (Bd. I, 1927, unter „Antisemitismus“). Hinzuzufügen wäre, daß die wirtschaftliche Judengegnerschaft seit dem Mittelalter nicht nur darin begründet liegt, daß die

[1] Beer, Die Bedeutung des Ariertums für die israelitisch-jüdische Kultur, 1922, S. 23.

[2] Sonderdruck aus „Deutschlands Erneuerung“.

Juden eine Kapital- und Individualwirtschaft ausübten, sondern auch darin, wie sie sie ausübten: das geht aus Sombart, Die Juden und das Wirtschaftsleben (1927) hervor.

Hatten einzelne Kirchenväter schon im 4. Jahrhundert über die Habsucht vieler Juden geklagt, so wird seit dem 12. Jahrhundert gegen die Juden der Vorwurf des Wuchers gerichtet. Das Kanonische Recht der mittelalterlichen Kirche verbot christlich-jüdische Mischehen, es verbot den Juden, christliches Gesinde zu halten und Ämter zu bekleiden, den Christen, einen jüdischen Arzt zu berufen, bei Juden zu wohnen und Häuser und Güter an Juden zu verpachten. Im Reformationszeitalter bestand sowohl auf römisch-katholischer wie auf protestantischer Seite wie auch auf seiten vieler Humanisten ausgesprochene Judengegnerschaft. Das Zeitalter der französischen Revolution brachte, zuerst in Frankreich, die Gleichstellung der Juden mit den Bürgern der Staaten, in denen sie wohnten, eine Gleichstellung, die — gegen den Widerspruch großer Teile der abendländischen Völker; man erinnere sich auch an Goethes bedeutsamen Widerspruch dagegen[1] — im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts allmählich von allen abendländischen Staaten durchgeführt wurde: es ist das Zeitalter der sog. Judenemanzipation. Die Judengegnerschaft dauerte fort, verhältnismäßig schwach um die Mitte des 19. Jahrhunderts, dann allmählich zunehmend, bis sie in den Jahren nach dem Weltkriege, durch dessen Begleiterscheinungen und Folgen sie eine erhebliche Steigerung erfahren hatte, wieder „brennend" wurde, nun aber auch zum ersten Male seit dem Untergang des Römischen Reiches wieder als eine alle Völker gemeinsam angehende „Frage" empfunden wird. Scheffers volkswirtschaftlich und rassenkundlich gleich bedeutungsvolles Buch „Der Siegeszug des Leihkapitals" (1924) zeigt, daß in politisch-volkswirtschaftlicher Hinsicht die Judenfrage sich heute nahezu mit der Frage des internationalen Leihkapitals deckt.

Seit Gobineau und Chamberlain, seit Ammon und de Lapouge, seit Wilser, Woltmann, Hentschel u. a. m. ist aber die Judenfrage immer mehr ihrer religiösen und wirt-

[1] Vgl. Goethe, Wilhelm Meisters Wanderjahre III, 11, wo ausgeführt ist, der Jude sollte unter den abendländischen Völkern nicht geduldet werden: „Denn wie sollten wir ihm Anteil an der höchsten Kultur vergönnen, deren Ursprung und Herkommen er verleugnet?" — Der jüdische Geschichtsforscher Graetz schreibt in seiner „Geschichte der Juden" (Bd. 11, 1870, S. 245): „Hätte Goethe eine Stimme in einem deutschen Parlamente gehabt, so würde er wohl dasselbe [wie im „Wilhelm Meister"] gegen Zulassung der Juden zum Staatsleben geltend gemacht haben."

schaftlichen Gründe entkleidet worden und — vor allem seit etwa der Jahrhundertwende — zu einer völkerkundlich-rassenkundlichen Frage geworden.[1] Seit der Jahrhundertwende aber hat die Betrachtung völkerkundlicher Erscheinungen, vor allem aber aller rassenkundlichen Erscheinungen, diejenigen entscheidenden Vertiefungen erfahren, die von der Forschertätigkeit eines Mendel, Galton, Schallmayer und Ploetz ausgegangen sind, Vertiefungen, die durch die erstaunlich reiche Entfaltung der Erblichkeitsforschung verursacht wurden. In zunehmendem Maße entnahmen nun auch die Judengegner ihre Begründungen den Ergebnissen der Rassen- und Erblichkeitsforschung. Es zeigte sich schließlich, daß die Judenfrage weder eine Glaubensfrage war, noch eine wirtschaftliche Frage, sondern eine Frage der Volkstümer und der Rassen.

Eine Glaubensfrage kann die Judenfrage heute schon deshalb nicht mehr darstellen, weil die Zugehörigkeit zu einem Glaubensbekenntnisse im heutigen Abendlande gar keine „Frage" mehr werden kann. Das Zeitalter der Glaubenskämpfe war im Abendlande schon lange einem Zeitalter gewichen, in dem — wenn man weniger die in Worte gefaßten Glaubensbekenntnisse der Menschen als ihre Handlungen und deren Beweggründe erwägt — die Zugehörigkeit der Menschen zu einem Glaubensbekenntnis eine sehr geringe Rolle spielt gegenüber einem bei Gläubigen und Nichtgläubigen gleich vorherrschenden materialistischen und atheistischen Geiste. Darum wirkt auch bei Erörterung der Judenfrage heute ein Hinweis auf Lessings „Nathan den Weisen" so veraltet und unzutreffend, wie das Sombart betont hat: „Wenn wir heute Nathan den Weisen lesen, so verstehen wir nicht recht, warum alle Beteiligten sich immer nur um die verschiedenen Religionen und deren relativen Wert sorgen und nicht ein einziger auf den Gedanken kommt, wes Blutes etwa Recha und der Tempelritter waren, und daß hier die sonderbaren Rassenmischungen doch eigentlich die wirklichen Konflikte herbeiführen müssen."[2] Schon zu Lessings Zeitalter waren, dem Geiste der „Aufklärung" folgend, so viele einflußreiche Juden aus der mosaischen Glaubensgemeinschaft ausgetreten, daß die Judenfrage schon damals nicht mehr anders als in unfruchtbarer Weise als eine Glaubens-

[1] Über die Gedankenwelt der genannten Forscher vgl. Günther, Der Nordische Gedanke unter den Deutschen, 2. Aufl., 1927, I. Abschnitt, „Das Erwachen des Nordischen Gedankens. Des Nordischen Gedankens weltanschauliche Grundlagen".

[2] Sombart, Die Zukunft der Juden, 1912, S. 52.

frage behandelt werden konnte. Die im 19. Jahrhundert sich mehrenden Judentaufen können nur zum geringsten Teil als religiöse Erscheinungen gewertet werden, noch weniger die unserer Tage; das stellt die Encyclopaedia Judaica (vgl. S. 305) fest. Schon Heinrich Heine (Chaim Bückeburg), der sich taufen ließ, schrieb: „Der Taufzettel ist das Entreebillet zur europäischen Kultur"[1] und blieb seinem jüdischen Volkstum treu (vgl. Fußnote 1, S. 16). Im Laufe des 19. Jahrhunderts wurde aber die Frage des Glaubensbekenntnisses schließlich so belanglos, daß der Eintritt in die „europäische Kultur" auch dem streng mosaischen Juden nicht mehr erschwert wurde — ausgenommen etwa noch der preußische Offiziersstand, der nur getaufte Juden aufnahm.

Wenn Glaubensfragen und politisch-wirtschaftliche Fragen nur verschiedene Ausdrucksformen der Judengegnerschaft ausmachen, worin beruht dann deren Wesen? — Welches ist die Wurzel des „Antisemitismus"? — Das „Jüdische Lexikon" (Bd. I, 1927, unter „Antisemitismus") hat darauf eine Antwort gegeben, die man im ganzen wohl als zutreffend bezeichnen darf: „Die Wurzel des Antisemitismus ist ohne Zweifel der in den selbständigen Völkern wohnende Drang, sich gegen alles Andersseiende gefühlsmäßig abzugrenzen, das Eigene durch Verehrung zu befestigen, das Fremde aber durch Beiseiteschiebung für die eigene Art ungefährlich zu machen." —

Die Überfremdung der abendländischen Völker durch Einwirkungen des politisch-wirtschaftlich übermächtig gewordenen Judentums — so ist oben S. 314 ausgeführt worden — macht den Kern der Judenfrage aus. Die Abwehr gegen die Gefahren einer solchen Überfremdung macht — auch dem „Jüdischen Lexikon" zufolge — das Wesen des „Antisemitismus" aus. „Wir wollen nicht, daß auf die Jahrtausende germanischer Gesittung ein Zeitalter deutsch-jüdischer Mischkultur folge" — so hat Heinrich v. Treitschke im Jahre 1880 die Lage für das Deutschtum ausgedrückt.[2] Ganz entsprechend will der noch zu erwähnende Zionismus unter den Juden nicht, daß auf die Jahrtausende einer jüdischen Gesittung nunmehr eine jüdisch-abendländische Mischkultur der Juden folge.

Es ist auffällig, daß in vielen Völkern sich eine Reihe hochbegabter und höchstbegabter Menschen gegen die Einflüsse jüdischen Wesens ausgesprochen haben, auffällig auch, wie überein-

[1] Heine, Werke, herausgegeben von Walzel, Bd. 10, 1915, S. 243.
[2] v. Treitschke, Ein Wort über unser Judentum, 1880.

stimmend sich etwa Cicero, Juvenalis, Quinctilianus, Seneca, Mohammed, Peter von Clugny, Luther (und sein Gegner Eck — beide jedoch einer ausgesprochen judengegnerischen Zeit entstammend), Giordano Bruno, Friedrich der Große, Napoleon I., Pestalozzi, Tieck, Victor Hugo, Bismarck, Treitschke u. a. judengegnerisch ausgesprochen haben. Der hervorragend begabte Jude Weininger will, andere Namen anführend, sich diese Judengegnerschaft so erklären: „Daß hervorragendere Menschen fast stets Antisemiten waren (Tacitus, Pascal, Voltaire, Herder, Goethe, Kant, Jean Paul, Schopenhauer, Grillparzer, Wagner) geht eben darauf zurück, daß sie, die so viel mehr in sich haben als andere Menschen, auch das Judentum besser verstehen als diese."[1] Betrachtet man die Reihe dieser Männer, so ergibt sich, daß bei weitaus den meisten von ihnen Glaubensfragen oder eine Unduldsamkeit in Glaubensdingen und wirtschaftlichen Fragen, darunter etwa irgendein „Neid der besitzlosen Klasse" nicht als Grund ihrer judengegnerischen Aussagen vermutet werden dürfen, sondern daß die Wurzel ihrer Gegnerschaft zumeist eben die gewesen sein muß, die oben nach dem „Jüdischen Lexikon" angegeben worden ist. Renan hat einmal über die Judengegnerschaft im Römischen Reiche geäußert: „Verachtung für und Haß gegen die Juden sind das Kennzeichen aller hochgebildeten Geister (de tous les esprits cultivés)."[2] Daß eben eine Reihe der hochbegabten und der schöpferischen Menschen aller Völker, in denen die Juden zahlreicher vertreten waren, sich gegen den Einfluß jüdischen Geistes ausgesprochen haben, muß wohl zusammenhängen mit dem vertieften Empfinden der Verantwortung für den angestammten arteigenen Geist, das solchen Männern eigen war. Sie müssen die Durchfremdung ihres eigenen Volkstums befürchtet haben.

„Wir wünschen von Herzen, daß diese unnatürliche Vermengung einmal würde ein Ende nehmen, zum Heil jeder besonderen Art" — so kennzeichnet Sombart[3] die heutige Lage, indem er zugleich für die Erhaltung des Judentums, dessen Festigung als

[1] Weininger, Geschlecht und Charakter, 1919. — Weiningers Beispiel zeigt, daß selbst einzelne Juden die Fragwürdigkeit eines im Abendlande zerstreut wohnenden Judentums erkennen, mehr noch, daß einzelne Juden sogar zu einer solchen Kennzeichnung des seelischen Wesens des Judentums gelangen können, wie sie in „Geschlecht und Charakter" gegeben ist. Ob Weiningers früher Freitod mit der ihm zuteil gewordenen Erkenntnis des Judentums zusammenhängt?

[2] Renan, Les apôtres, 1866.

[3] Sombart, Die Zukunft der Juden, 1912.

Volkstum, eintritt. Es ist ein weiteres Kennzeichen der heutigen Lage, daß ein solcher Wunsch zur Lösung der Judenfrage von vielen Juden schon als ein Zeichen von „Antisemitismus", als Ausfluß einer bösartig unduldsamen Gesinnung, ausgegeben wird, wie es eben zur „Judenfrage" gehört, daß schon die öffentliche Behauptung, es gebe eine solche Frage, von dem einflußreicheren Teil des Judentums als Ausdruck „antisemitischer" Gesinnung angeklagt wird.

Von diesem Teil der Juden wird gerne behauptet, der „Antisemitismus" werde von irgendwelchen Kreisen oder Menschen, womöglich aus selbstischen Gründen, künstlich hervorgerufen oder er sei ein Ausfluß „niedriger Instinkte" oder Ausdruck einer Zeit- oder Tagesströmung, eines unbegründeten Massenwahns. Selbstische Absichten, „niedrige Instinkte", Vorstellungen eines Massenwahns mögen zu allen Zeiten und innerhalb aller Völker, in denen es zu einer Judengegnerschaft kam, auch mitgespielt haben; aber sie scheinen doch jeweils mehr einzelnen Erscheinungsformen der Judengegnerschaft angehaftet zu haben; Ursache der Gegnerschaft waren sie nicht. Das hat der jüdische Schriftsteller Fromer betont, indem er den so urteilenden Juden entgegnete: „Ihr antwortet, dieser Zustand sei von irgendeiner Person oder Strömung künstlich hervorgerufen worden, und müsse daher mit dem Verschwinden dieser Person oder Strömung aufhören. Aber wie erklärt ihr, daß dieser Haß — offen oder versteckt — noch heute fast in allen Ländern, wo ihr in erheblicher Zahl vorhanden seid, vorherrschend ist? und wie erklärt ihr die unbestreitbare Tatsache, daß zu allen Zeiten und überall, wo ihr mit anderen Völkern in Berührung gekommen seid, dieser Haß stets unter den verschiedensten Namen, Vorwänden und Formen gelebt hat?"[1]

Die Fremdheit der Juden in rassisch andersgearteten Umgebungen ist im Abendlande immer wieder die Ursache zur gegenseitigen Abneigung geworden, zu einer Abneigung, die bei den streng mosaischen Juden von jeher als ein Gebot Jahwes gegolten hat, einer Abneigung, die auf nichtjüdischer Seite immer wieder zum „Antisemitismus" geworden ist. Das notwendige Nichtverstehen zwischen zwei verschieden zusammengesetzten Rassengemischen, den Juden einerseits, den abendländischen Völkern andererseits, bedingt die gegenseitige Abneigung. Cheskel Zwi Klötzel schildert den „großen erhabenen Haß" der Juden gegen alles Nichtjüdische (vgl. S. 295) und spricht davon, daß „irgendwo in einem Winkel seines Herzens" jeder Nichtjude „Antisemit"

[1] Zukunft, 18. Juni 1904.

sei. Wer öfters erfahren hat, wie Nichtjuden verschiedener abendländischer Völker, die ihren ausgesprochenen „Überzeugungen" nach jeglichen „Antisemitismus" weit von sich abweisen, bei Gelegenheit der Erwähnung einzelner Juden oder gesamtjüdischer Eigenheiten den von Cheskel Zwi Klötzel aufgedeckten „Winkel ihres Herzens" unwillkürlich, fast gegen ihre „Grundsätze", entblößen, der ist geneigt, Cheskel Zwi Klötzel recht zu geben. Man wird sagen können, daß zwischen rassisch so verschieden zusammengesetzten Menschengruppen wie den Juden einerseits, den Abendländern andererseits, freundliche Beziehungen zwar immer wieder von einzelnen zu einzelnen möglich sind, nicht aber, wie die weltgeschichtliche Erfahrung zeigt, von einer Gruppe zur anderen. Der „Antisemitismus" ist eine Gruppenerscheinung — wie F. Bernstein ihn richtig bezeichnet hat.[1]

Wenn aber F. Bernstein ausspricht, der „Antisemitismus" sei die Auswirkung „unheilvoller und unglückseliger Instinkte, die, in den Abgründen des menschlichen Seins verankert, oft mit Anstrengung zurückgedrängt worden und doch immer wieder mit Naturgewalt hervorgebrochen sind" (a. a. O. S. 222), so erfaßt er mit solcher Erklärung nicht das Wesentliche, wie er ja hierbei auch die von anderen Juden betonte Gegenseitigkeit der Abneigung übersieht. Nicht „unheilvolle und unglückselige Instinkte", sondern rassenseelische Kräfte — Kräfte, die nach allen Erfahrungen der Geschichte das Erhabene wie das Unheilvolle umfassen — bewirken solche Gegnerschaften, wie auch die von Bernstein erwähnte „Naturgewalt" solcher Gegnerschaften. Bernstein hat die Bedeutung des Rassenseelischen kaum erkannt; so haben die Darlegungen seines Buches oft etwas von Gedankengespinsten, „Konstruktionen", an sich.

Die Judengegnerschaft, so weit sie als eine Erscheinung des Geisteslebens beachtenswert ist, entstammt jeweils der Sorge um die fruchtbare Weiterentfaltung des angestammten eigenen Wesens; das sollten schon die Ausführungen S. 319 und 320 dartun. Für die Erneuerung deutscher Gesittung (Kultur) muß für den Deutschen gelten, was für den Juden zur Erneuerung jüdischer Gesittung gelten muß:

> „Was euch nicht angehört,
> müsset ihr meiden;
> was euch das Inn're stört,
> dürft ihr nicht leiden." (Goethe.)

[1] F. Bernstein, Der Antisemitismus als Gruppenerscheinung. Versuch einer Soziologie des Judenhasses, 1926.

Eine jegliche Gesittung beruht auf einer Begrenzung und auf Pflege der arteigenen schöpferischen Kräfte. Es bedarf keiner künstlichen Machenschaften, daß in einem Volke, welches auf die Weiterentfaltung arteigenen Geistes noch nicht verzichtet hat, eine Abwehr gegen solchen artfremden Geist entsteht, dem seine politisch-wirtschaftliche Übermacht einen entscheidenden Einfluß sichert.

So ist die Judengegnerschaft wie das Jahrtausende alte jüdische Haßgebot gegen alles Nichtjüdische eine rassenseelische Gruppenerscheinung der abendländischen Geschichte. Die „Judenfrage" ist somit vor allem eine rassenkundliche Erscheinung.

Die Fremdheit des Juden in rassisch anders zusammengesetzter Umgebung ist von Juden mehrfach betont worden. Michelsohn hat im „Israelitischen Familienblatt" (Nr. 7 vom 17. Februar 1921) überhaupt die Möglichkeit des Verstehens jüdischer Seelenartung für einen Nichtjuden bestritten: „Die Erfahrung hat gelehrt, daß eine wahre Psychoanalyse eines Juden von einem nichtjüdischen Arzt nur in den allerseltensten Fällen aus Gründen, die hier nicht erörtert werden sollen, zustande kommt." — Daher betont Michelsohn „die Notwendigkeit einer jüdischen Heilanstalt für nervöse und gemütskranke Juden". Das Nichtverstehen zwischen Juden und Nichtjuden, das deutlich zutage tritt, sobald irgendwelche Gebiete menschlichen Wirkens berührt werden, die nicht nur die äußeren Beziehungen zwischen Menschen und Dingen betreffen, wird in Europa im allgemeinen desto ausgesprochener werden, je weniger eine Bevölkerung rassisch selbst mit den Menschenschlägen Süd- und Osteuropas und des Morgenlandes verwandt ist. Rassenkundlich ist es ja bedeutungsvoll, daß eine gegenseitige Abneigung bei vielen einzelnen, noch deutlicher aber von Gruppe zu Gruppe, nicht nur zwischen Juden und Abendländern bestanden hat und besteht, sondern auch zwischen großen Teilen der ägyptischen, syrischen und kleinasiatisch-griechischen Bevölkerung einerseits und den Abendländern andererseits. Die Hellenen empfanden die Phoinikier als „Erzschurken" (Odyssee XV, 416). Zwischen morgenländischen Christen, besonders denen vom Schlag des „Levantiners",[1] und den Abendländern besteht zumeist eine Abneigung, die derjenigen zwischen Juden und Abendländern sehr ähnlich ist. Daraus läßt sich schließen, daß eine Empfindung besonderer Artfremdheit sich vor allem zwischen Abendländern einerseits und

[1] Vgl. auch Clauß, Levantisierung, Zeitschrift f. Menschenkunde, Jahrg. IV, Heft 2, 1928, S. 65 ff.

überwiegend vorderasiatischen Menschengruppen andererseits auswirken mag. Es ist ja auch auffällig, daß der „Antisemitismus", der im allgemeinen in einem Volke desto stärker auftritt, je zahlreicher die Juden unter diesem Volke wohnen, gegenüber südjüdischen (sephardischen) Judengruppen in der Regel entschieden schwächer ist als gegenüber ostjüdischen (aschkenasischen). Die bei den Südjuden stärker vertretene orientalische Rasse wird nicht in dem Maße als fremd empfunden wie die vorderasiatische Rasse, die bei den Ostjuden stärker vertreten ist. Man darf annehmen, daß es eine „Syrierfrage" und eine „Armenierfrage" gäbe, wenn diese Völker mit ihrem starken Einschlag vorderasiatischer Rasse im Abendlande und in Amerika stärker vertreten wären. Zu dem rassenseelischen Abstand zwischen Juden und Abendländern scheint doch am meisten die vorderasiatische Seele im Judentum beizutragen, während die orientalische und auch die hamitische Rassenseele für viele Abendländer geradezu anziehende Züge haben. Die „Judenfrage" wäre anders beschaffen und würde sich anders auswirken, wenn die Juden noch etwa so überwiegend orientalische Menschen wären wie ihre hebräischen Vorväter im 2. Jahrtausend v. Chr. Für das abendländische Judentum der Gegenwart kann aber gelten: „Der Kern der jüdischen Seele wird von vorderasiatischen Wesenszügen gebildet."[1] —

Diejenigen „Antisemiten", die versuchen, irgendeine rassische „Minderwertigkeit" der Juden zu erweisen, werden von rassenkundlich-vererbungswissenschaftlicher Seite kaum Zustimmung erfahren, denn es würde schwer sein, irgendeinen brauchbaren allgemeinen Maßstab zur Beurteilung von Rassen und Völkern zu finden (vgl. S. 315). Auch wenn im jüdischen Volke sich mehr als in anderen Völkern solche krankhaften Erbanlagen gemehrt hätten, wie sie von der Erbgesundheitsforschung (Eugenik, Rassenhygiene) als „minderwertig" bezeichnet werden — dies ist aber nicht wahrscheinlich —, so ließe eine solche „Minderwertigkeit" kaum einen Vergleich mit anderen Völkern zu, da deren „Minderwertigkeiten" wieder durch andere Zusammenstellungen krankhafter Erbanlagen bedingt wären.

Nicht irgendeine „Minderwertigkeit" des jüdischen Rassengemisches macht den Kern der Judenfrage aus, sondern dessen rassischbedingte **Andersartigkeit**, vor allem dessen rassenseelische Fremdheit innerhalb der rassisch anders zusammengesetzten abendländischen Völker.

---

[1] Lenz in Baur-Fischer-Lenz, Menschliche Erblichkeitslehre und Rassenhygiene, Bd. I, 1927, S. 557.

Zur Verschärfung der abendländisch-jüdischen Gegensätze trägt am meisten die Einwanderung von Ostjuden bei. Bei Betrachtung der Karte der Verteilung der Juden in Europa (Karte V, S. 327) hat schon Ripley geäußert: „Deutschland erschauert vor der dunklen und drohenden Wolke einer Bevölkerung unwissender und elender (wretched) Art, die über seine Ostgrenze hereindrängt."[1] Die Ereignisse seit 1914 haben diese Frage der Ostjuden nur noch brennender gemacht. Die Ostjuden sind zu vielen Tausenden nach Mittel- und Westeuropa und nach Nordamerika abgewandert und haben auch in England und Amerika nach jüdischer Schilderung „der bis dahin als bescheidenes Hauspflänzchen im Verborgenen blühenden Abneigung gegen gewisse Schichten der Juden zu üppigem Wachstum verholfen".[2] Auch jüdische Kreise haben schon eine Sperrung der Grenzen gegen Ostjuden beantragt. Auf die besonderen Gefahren der Ostjudeneinwanderung hat eine jüdische Darstellung besonders eindringlich hingewiesen. Im Mitteilungsblatt nationaldeutscher Juden Nr. 7, 1922, schreibt Hobrecht in bezug auf die Ostjuden: „Sie haben ganz recht, diese Leute, von ihrem Standpunkt aus, wenn sie den Staub der Pogromländer von ihren Füßen schütteln und nach dem milderen Westen ziehen. Auch die Heuschrecken haben von ihrem Standpunkt aus recht, die im Wanderschwarm unsere Felder verheeren. Aber nicht minder recht hat der Mensch, wenn er die Stätten verteidigt, an denen sein Brot und seine Erholung wächst. Daß sie in Schwärmen kommen, wer will es leugnen? Wo wir gehen und stehen, sind sie um uns her. Ganze Straßenzüge Berlins gehen in ihre Hände über, ohne daß einer seiner Hausbewohner seinen ‚Wirt' jemals zu sehen bekommt. Sie pfeifen auf die Mieteinnahmen, sie pfeifen auf die Behörden, die Steuern und Instandhaltung verlangen, sie pfeifen vor allem auf die Wünsche der Mieter. Ihnen liegt nur an dem ‚Objekt', das sie bei passender Gelegenheit weiterverschieben. Aber sie sind nicht einseitig auf Häuser erpicht, beileibe nicht. Was für Geld zu haben ist, ist ihnen Kaufs- und Verkaufsobjekt.

„Niemand kann sagen, wieviel Ostjuden in Deutschland sind. Nur das eine wissen wir, daß alle Statistiken lügen, die amtlichen wie die privaten, auch die des Arbeiterfürsorgeamts der jüdischen Organisationen. Die Leute, von denen wir reden, bemühen das Fürsorgeamt nicht. Der Hauptstrom kommt zu uns aus Deutschösterreich. Sie kommen mit einwandfreien Pässen und sind österreichische Staatsbürger jüdischen Glaubens. Von Tarnopol und den umliegenden Orten aus haben sie Wien erobert, von Wien aus erobern sie jetzt Berlin. Wenn sie auch Berlin unterworfen haben, werden sie ihre Etappenlinie verlängern und von hier aus Paris erobern. Der leere Raum, der durch Sinken des Geldwertes entsteht, saugt sie nach. Von Österreich kommen sie „vorübergehend" nach Deutschland, in der Brusttasche den Reisepaß mit Lichtbild und Sichtvermerk. Ist der Paß einmal abgelaufen, was tut's? Es können Monate vergehen, ehe einmal kontrolliert wird, und — mit brennender Scham müssen wir es gestehen —, im ausgehungerten Deutschland gibt es Beamte genug, die mit sich reden lassen. Und hat der Familienvater erst einmal das Gelände erkundet, so folgt nach einiger Zeit die Frau mit den Kindern. Und wenn dann die Familie versammelt ist, so findet sich eine geeignete Wohnung sozusagen von selbst. Freilich, es soll deutsche Familien

[1] Ripley, The Races of Europe, 1910.

[2] Naumann, Mitteilungen des Verbands nationaldeutscher Juden, Nr. 1, 1923.

geben, die jahrelang keine Unterkunft finden. Das ist eben Pech, wenn unsere Freunde aus dem Osten mehr Glück haben, so kann man dagegen wirklich nichts sagen.

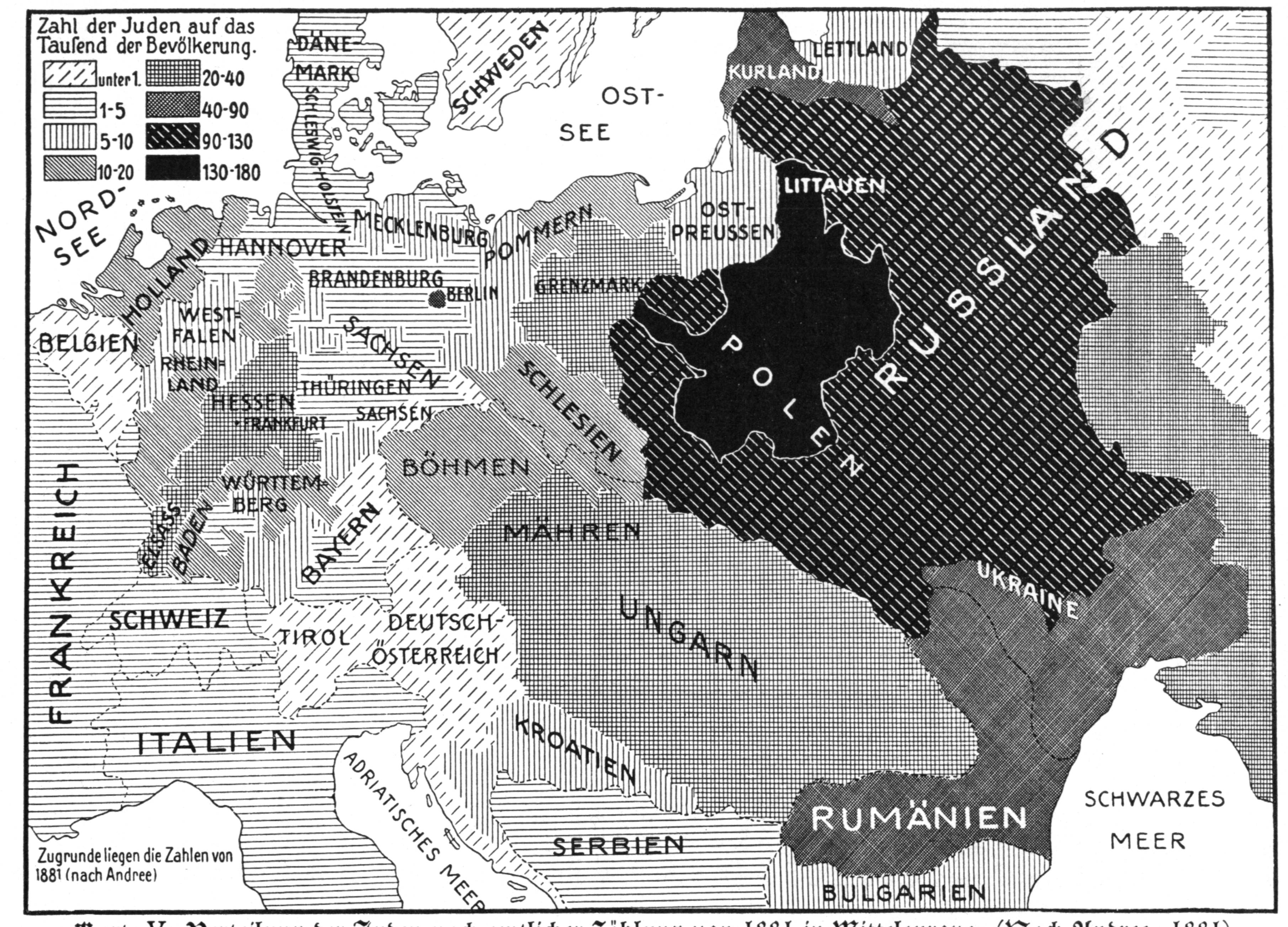
„So erobern sie Berlin und nicht nur Berlin. Aus allen größeren Städten, in denen es etwas zu handeln gibt, wird gleiches gemeldet. Und überall finden sie gebrauchsfertig die Organisation, die ihnen das Einnisten erleichtert, überall finden sie auch deutsche ‚Glaubensgenossen', die ihnen selbstlos behilflich sind. Ein Verband der Ostjuden besteht schon längst. Jetzt hat er — nach einem Referat des Berliner Rechtsanwalts Klee, des Zionistenführers — beschlossen, eine ‚Spitzenorganisation' zu schaffen und die ‚galizisch-polnischen Vereine mit den russischen Vereinen und den Vereinen der Juden aus den Randstaaten zu gemeinsamer organisatorischer Arbeit zusammenzuführen'. Wir dürfen hoffen, daß die Spitzenorganisation in erster Linie die Zuwanderung selbst organisieren und, wie man heute so schön sagt, ‚verreichlichen' wird."

d) Die rassenbiologische Zukunft der Juden

Die vermuteten Gesamtzahlen der Juden früherer Zeitabschnitte sind S. 134 und S. 180 genannt worden. Nach L. Livi[1] schätzt man für das Ende des 15. Jahrhunderts 1500000 Juden, für das Ende des 18. Jahrhunderts 2500000; für 1910 ergibt sich nach den Zählungen der Juden mosaischen Glaubensbekenntnisses die Zahl von 12290000 Juden. Man muß ja auch hier wieder bedenken, daß die amtlichen Zählungen keineswegs die Juden vollständig erfassen, sondern nur die Juden mosaischen Glaubensbekenntnisses, daß also die erhaltenen Zahlen um so ungenauer sind, je weiter sie zeitlich vom Beginn des 19. Jahrhunderts entfernt liegen und je mehr sie die Juden West- und Mitteleuropas betreffen. So ist auch in Deutschland die Zahl der deutschen Staatsangehörigen jüdischen Volkstums und jüdischer Abstammung weit größer als die der deutschen Staatsangehörigen mosaischen Glaubens. Man wird die Zahl der Juden in Deutschland wohl auf das Doppelte der Zahl der Juden mosaischen Glaubens, die deutsche Staatsbürger sind, schätzen dürfen. Hinzu kommen ja immer auch eine ziemlich große Anzahl von Juden fremder Staatsangehörigkeit und — seit dem russischen Umsturz — von „staatenlosen" Juden, die sich in Deutschland aufhalten.

Im folgenden eine Übersicht über die gegenwärtige Verteilung der Juden mosaischen Glaubensbekenntnisses in den einzelnen Erdteilen nach den Angaben Leſtschinskys:

[1] L. Livi, Gli Ebrei alla Luce della Statistica, Bd. I, 1918, S. 29.



Karte V. Verteilung der Juden nach amtlicher Zählung von 1881 in Mitteleuropa. (Nach Andree, 1881)

Anzahl der jüdischen Einwohner mosaischen Glaubensbekenntnisses:

Land	Jahr	absolut	% der Gesamtbevölkerung	Land	Jahr	absolut	% der Gesamtbevölkerung
I. Europa	—	9232576	2,1	II. Asien	—	596622	0,1
Polen	1921	2829456	10,4	Asiat. Rußland	1920	170813	0,5
Europ. Rußland	1920	2626667	2,8	Sibirien	1920	32731	0,4
Ukraine	1920	1772479	6,9	Mesopotamien	1920	87488	3,1
Übriges Rußland	1920	854188	1,2	Palästina	1922	83794	11,1
Rumänien	1919	834344	4,8	Persien	1922	55000	0,7
Deutschland	1919	575000	1,0	Syrien u. Libanon	1922	35000	1,0
Ungarn	1920	473310	5,9	Arabien	1920	25000	0,5
Tschechoslowakei	1921	354342	2,6	Indien	1921	21778	0,0
England u. Irland	1921	286000	0,7	China u. Japan	1920	6000	0,0
Österreich	1923	300000	4,6	III. Afrika	—	426253	1,0
Litauen	1923	155126	7,6	Brit. Süd-Afrika	1921	62103	0,8
Frankreich	1921	155000	0,4	Transvaal	1921	33515	1,6
Niederlande	1920	115229	1,7	Franz. Marokko	1919	84302	1,6
Griechenland	1920	110000	2,2	Span. Marokko	1922	18000	3,0
Lettland	1920	79644	5,0	Algerien	1921	73967	1,3
Europ. Türkei	1922	85000	4,5	Ägypten	1917	59581	0,5
Jugoslawien	1921	64221	0,5	Tunis	1921	47640	2,3
Belgien	1920	50009	0,7	Tripolis	1918	18660	2,4
Bulgarien	1920	45600	0,9	Tanger	1922	12000	24,0
Italien	1921	45000	0,1	IV. Amerika	—	3844089	2,1
Schweiz	1920	20955	0,5	Verein. Staaten	1920	3600000	3,0
Schweden	1920	6474	0,1	Kanada	1921	126196	1,4
Dänemark	1921	5924	0,2	Argentinien	1921	100000	1,4
Spanien	1919	4000	0,02	Mexiko	1921	20000	0,1
Portugal	1920	2000	0,03	Brasilien	1920	27000	0,1
Finnland	1920	1618	0,05	V. Australien	—	24002	0,4
Norwegen	1920	1457	0,05	Neu-Süd-Wales	1921	10150	0,5
Luxemburg	1922	1270	0,5	Viktoria	1921	7677	0,5
				Im ganzen	—	14163542	1,0

Die Juden bilden aber für die einzelnen Länder, in denen sie wohnen, nicht einen so bodenständigen, sondern einen viel freizügigeren Bevölkerungsteil als ihre Umgebungen. Die Wanderungen der Ostjuden konnte schon die oben (S. 325 ff.) gegebene Schilderung erweisen. Aber auch die übrigen Juden befinden sich in einer mehr oder minder langsamen Wanderbewegung. In allen Ländern Mittel- und Westeuropas gehören alteingesessene Judenfamilien zu den Seltenheiten. Lestschinsky hat die „Jüdischen Wanderungen im letzten Jahrhundert"[1] geschildert. Da ergibt sich für das 19. Jahrhundert eine starke Abwanderung jüdischer Familien nach Frankreich und England. Diese Abwandernden machen nach Lestschinsky den größten Teil der Vorfahren der jüdischen „Mittel- und Großbourgeoisie" des heutigen Frankreichs und Eng-

[1] Weltwirtschaftliches Archiv, Bd. 25, 1927, S. 69 ff.

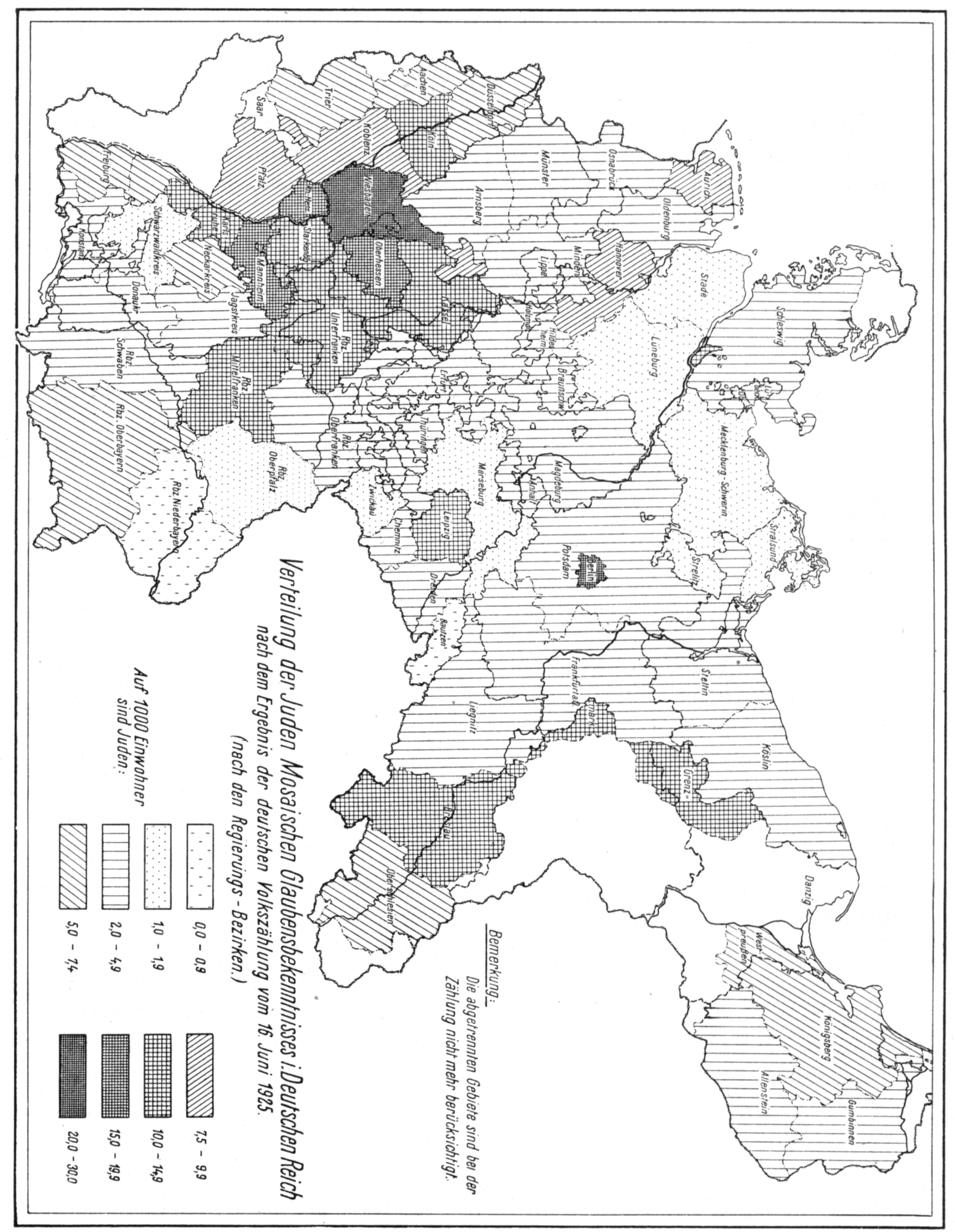
lands aus. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts begann die seither immer mehr zunehmende Massenauswanderung russisch-polnischer Juden, zum geringeren Teil nach Mittel- und Westeuropa, zum größten Teil nach Nordamerika. Lestschinsky meint, ein Land sei um so weniger anziehend für die Juden, je weniger es industriell entwickelt sei. Infolge dieser bald beschleunigten, bald verlangsamten Wanderbewegungen des jüdischen Gesamtvolkes verschieben sich die Zahlenverhältnisse für den Anteil der Juden an der Bevölkerung eines Landes dauernd, wie auch folgende Übersicht nach Lestschinsky andeutet:

Erdteil	in absoluten Zahlen		in % der Gesamtjudenheit	
	1897	1925	1897	1925
Europa	8 652 000	9 343 882	83,66	63,03
Amerika	986 000	4 351 000	9,53	29,32
Asien	406 000	662 000	4,00	4,47
Afrika	282 000	448 500	2,73	3,03
Australien . . .	16 000	25 450	0,08	0,15
insgesamt	10 342 000	14 830 832	100,0	100,0

Heute ist die Haupterscheinung des jüdischen Wanderns jedenfalls die Zerstreuung der Juden Osteuropas über alle Länder mit entwickelterer Geldwirtschaft.

Bis ins 19. Jahrhundert ist das jüdische Volk dem Gebote „Seid fruchtbar und mehret euch" (vgl. S. 132) gefolgt, und seine Volkszahl, die man ziemlich viel höher als die Zahl der Juden mosaischen Glaubens annehmen darf, steigt immer noch so, daß die gesamtjüdische Geburtenzahl kaum hinter den Geburtenzahlen der abendländischen Völker zurückbleiben wird. Noch für einen längeren Zeitabschnitt wird man mit einer Zunahme des jüdischen Volkes rechnen dürfen. Die Vermehrung innerhalb des jüdischen Volkes geht in der Hauptsache vom Kinderreichtum der strenggläubigen Juden Osteuropas aus. Das bedeutet in rassenkundlicher Beziehung zugleich, daß der orientalische Bestandteil im Judentum immer weiter schwinden, der vorderasiatische, ostbaltische, ostische und inneraseatische immer mehr zunehmen wird. Der nordische Bestandteil wird trotz der Nachfrage nach ihm, die aus den S. 239 erwähnten Heiratsanzeigen hervorgeht, kaum zunehmen, weil die auf nordische Merkmale achtenden Juden im allgemeinen derjenigen wohlhabenden oder reichen Schicht des jüdischen Volkes angehören werden, die stark zur Geburtenbeschränkung neigt.

Im mittel- und westeuropäischen Judentum kann man, vor allem gegenüber dem osteuropäischen Judentum, schon von Kinder-



Karte VI. Verteilung der Juden in Deutschland

Die Karte beruht auf der Volkszählung vom 16. Juni 1925.

Erfaßt sind daher nur die Juden mosaischen Glaubens, nicht die Dissidenten und Religionslosen. Als Einheit wurde der Regierungsbezirk gewählt, da-

durch erscheinen die Landbezirke in der Nachbarschaft judenreicher Großstädte jüdischer als sie sind. So z. B. Breslau Stadt 47.7 ‰, dagegen die Landkreise 1.8—3 ‰, Regierungsbezirk Breslau dagegen 13.9 ‰. Das schwächste Judenvorkommen finden wir in der Oberpfalz, in Niederbayern und Sachsen und in den Regierungsbezirken Magdeburg und Lüneburg. Das stärkste in den ländlichen Bezirken in Hessen und Franken. Auffallend ist vermehrtes Judenvorkommen in den Grenzbezirken im Nordwesten und Osten und in den großen Kurorten (Juni!).

Städte im Deutschen Reich mit stärkerem Vorkommen von Juden mosaischen Glaubens. Von je 1000 Einwohnern waren Israeliten

(nach Volkszählung vom 16. Juni 1925)

Allenstein	16.7	Göttingen	12.9	Marburg	15.9
Altona	13.0	Gumbinnen	10.4	Marienwerder	13.9
Ansbach	10.6			Mayen	17.6
Aschaffenburg	18.9	Halberstadt	19.5	Meiningen	16.1
		Hamburg	17.3	Memmingen	12.1
Baden	17.0	Hanau	14.7	München	14.8
Bamberg	19.4	Hannover	13.1		
Belgard	10.5	Heidelberg	18.5	Neustadt a. d. H.	16.8
Bensheim	14.9	Heilbronn	19.8	Norden	21.0
Beuthen	52.2	Hersfeld	28.1	Nordhausen	12.5
Bielefeld	10.0	Hindenburg	14.0	Nördlingen	27.1
Bingen	49.2	Homburg v. d. H.	29.1	Nürnberg	21.9
Bonn	12.9	Horb	30.1		
Breslau	47.7			Offenbach	21.2
Brieg	9.9	Jever	19.5	Offenburg	17.5
Bruchsal	36.6			Oppeln	12.7
Bückeburg	12.6	Kaiserslautern	12.5	Ortelsburg	14.0
		Karlsruhe	23.2		
Darmstadt	18.4	Kassel	16.6	Pforzheim	11.2
Deutsch-Krone	22.7	Kissingen	53.0	Pirmasens	15.2
Dinkelsbühl	10.7	Kitzingen	41.0		
Dortmund	11.9	Koblenz	12.2	Rastatt	14.1
Dresden	8.2	Köln	23.0	Ratibor	17.0
Düsseldorf	11.9	Königsberg i. Pr.	14.5		
		Konstanz	17.2	Schneidemühl	15.0
Eisenach	9.3	Krefeld	12.4	Schweinfurt	11.4
Elberfeld	13.9	Kreuzburg	13.9	Siegburg	13.1
Emden	24.8	Kreuznach	24.0	Speyer	13.1
Eschwege	34.0			Stettin	10.0
Essen	9.0	Lahr	12.3	Stolp	11.3
Euskirchen	17.7	Landau	50.5	Stuttgart	13.3
		Landsberg a. d. W.	11.5		
Frankfurt a. M.	62.8	Lauenburg	17.1	Tilsit	12.7
Frankfurt a. d. O.	9.4	Leer	23.6	Trier	13.8
Freiburg i. Br.	15.5	Leipzig	18.5		
Friedberg	34.4	Leobschütz	10.0	Ulm	9.8
Fulda	43.6	Liegnitz	11.4		
Fürth	34.0	Limburg	23.5	Wiesbaden	30.1
		Ludwigshafen	11.9	Wolfenbüttel	14.2
Gießen	30.3	Lyck	12.3	Worms	25.4
Gleiwitz	23.3			Würzburg	25.1
Glogau	21.1	Mainz	25.2		
Göppingen	16.0	Mannheim	28.2	Zweibrücken	11.7

armut sprechen. Zwei seelische Einwirkungen — neben anderen — sind in der Regel mit einer Abnahme der Geburten verbunden: 1. die Lösung vom überlieferten Glaubensbekenntnis oder überhaupt schon jede „liberalere" Auffassung der Glaubensbindungen, 2. die Zunahme an Wohlhabenheit, vor allem aber ein rasches Erwerben größeren Reichtums. Beide Einwirkungen lassen sich an den Vermehrungsziffern der abendländischen Völker, Stände und Einzelfamilien erkennen, beide Einwirkungen treffen besonders einen großen Teil des mittel- und westeuropäischen Judentums. Sowohl die durchschnittliche Stärke der Glaubensbindung wie die durchschnittliche wirtschaftliche Lage läßt sich für denjenigen, der solche Beziehungen zu beachten gelernt hat, ablesen aus folgenden Zahlen, die nach Krose gegeben werden sollen:[1]

Auf je eine Eheschließung fielen in Preußen eheliche Geburten:

	1891—95	1913
aus rein katholischen Ehen	5,16	4,75
aus rein protestantischen Ehen	4,18	2,93
aus rein mosaischen Ehen	3,29	2,22

Neuere Zahlen aus anderen Ländern lassen vermuten, daß bei weiterer Geburtenabnahme nun die protestantische Geburtenzahl der mosaischen folgt, die katholische aber noch schneller der protestantischen. Nach Theilhaber, Der Untergang der deutschen Juden (2. Aufl. 1921), einem Werke, das im folgenden noch mehrfach zu nennen sein wird, entfielen auf eine rein mosaische Ehe in Preußen zwischen 1820 und 1830: 5,2 Geburten, zwischen 1906 und 1908: 2,4 Geburten. Im Jahre 1875 kamen auf 1000 Juden in Preußen 32 Geburten, im Jahre 1910 nur noch 17 Geburten — wie man schließen darf, ein Anzeichen, wie schnell in diesem Zeitraum die Strenggläubigkeit dieser Juden geschwunden, ihr durchschnittlicher Reichtum zugenommen hatte. Durchschnittlich 3,4 Kinder auf 1 Ehe machen das „Erhaltungsminimum" einer Menschengruppe aus.

Theilhaber entwirft nach seinen statistischen Berechnungen in dem eben genannten Werke ein düsteres Bild der Zukunft des mitteleuropäischen Judentums: dieses schwinde dahin durch seine „Assimilation", d. h. das Ablegen des mosaischen Glaubens, das Schwinden des Gefühls für das eigene Volkstum, das Aufgehen in den Anschauungen der nichtjüdischen Umgebungen; es schwinde dahin durch die zunehmenden Mischehen, deren Kinder doch (vgl. S. 303) zumeist dem jüdischen Volkstum verloren gehen;

[1] Krose, Geburtenrückgang und Konfession, im Sammelwerke „Des deutschen Volkes Wille zum Leben", herausgeg. von Faßbender, 1917.

Taufen, Austritte aus der mosaischen Glaubensgemeinschaft, Schwinden und Verlust des Rassebewußtseins, Mischehen, Zweikindersystem, eine Verachtung der Mutterschaft und ein „Evangelium des Komforts", Selbstsucht, Zunahme der Selbstmorde und kapitalistisches Denken — in solchen Einzelzügen drückt sich nach Theilhaber das Wesen der untergehenden abendländischen Judengeschlechter aus. Die geringe Zahl der unehelichen Geburten im Judentum, die Wulffen noch anders erklären wollte (vgl. S. 280), schreibt Theilhaber nicht einer strengeren sittlichen Haltung der ledigen Jüdinnen zu, sondern „Kenner behaupten, daß gerade z. B. unter den reichen Mädchen von Berlin W mit der alten Keuschheit gänzlich gebrochen wurde" (a. a. O. S. 78). — Theilhaber sieht für den abendländischen Teil des Judentums keine Rettung mehr, zumal gerade diejenigen Juden von anderen Juden am heftigsten verfolgt zu werden pflegten, welche am tatkräftigsten das jüdische Volkstum zu erhalten suchten.

Sollte Theilhaber nicht doch zu schwarz sehen? — Jedenfalls geht aus seinen Schilderungen hervor, wie gering die Zahl alteingesessener Judenfamilien in Mittel- und Westeuropa sein muß gegenüber den neuzugewanderten aus Osteuropa. Man hat ja auch schon öfters ausgeführt, daß im Deutschen Reiche heute kaum noch Juden wohnen würden, wenn bei Reichsgründung 1871 die Ostgrenze gegen jüdische Einwanderung gesperrt worden wäre. Ein „deutsches Judentum" im Sinne alteingesessener jüdischer Geschlechter würde heute nur eine kleine Anzahl Menschen ergeben. Wie auffallend klein diese Anzahl wäre, würde eine leider noch fehlende Zählung derjenigen jüdischen Familien des Deutschen Reiches ergeben, deren Ahnen schon etwa um 1800 unter deutschsprachigen Bevölkerungen gelebt haben.

An dem von Theilhaber erwiesenen „Untergang der deutschen Juden" kann kaum gezweifelt werden, auch wenn dieser Untergang sich nicht so schnell und unter den Begleiterscheinungen vollzöge, wie Theilhaber es schildert. Für das Gesamtjudentum ist die entscheidende Frage die, ob das osteuropäische Judentum die Verluste des abendländischen Judentums durch Glaubensaustritte, Mischehen und Geburtenbeschränkung wird ersetzen können, ob bei dem dauernden Einrücken von osteuropäischen Juden in die abendländischen und nordamerikanischen Bevölkerungen diese Ostjuden im Gegensatz zu früheren ostjüdischen Auswanderern strenggläubig und damit kinderreich bleiben werden, ob sie bei der zu erwartenden mehr oder minder raschen Zunahme ihres Wohlstands sich den die Geburtenzahl bedrohenden Einwirkungen

dieses Reichtums besser entziehen werden als frühere ostjüdische Auswanderer. — Es wird sich kaum eine sittliche Macht nennen lassen, die den „Untergang“ dieser Judengeschlechter aufzuhalten imstande sein könnte — ausgenommen vielleicht der Zionismus.

Wenn man den „modernen Geist“ hinsichtlich seiner Wirkung auf die Vermehrung der Völker prüft, so zeigt sich, daß er ganz gewiß zur Senkung der Kinderzahl beiträgt; er zersetzt den Zeugungswillen. Nun ist aber andererseits kein Zweifel, daß eben Juden die Hauptverbreiter des „modernen Geistes“ sind; das ist von jüdischer Seite mehrfach betont worden. Wenn man diejenigen Äußerungen des Zeitgeistes zusammenstellen würde, die einen hemmungslosen Individualismus, ein „Sichausleben“ feiern, die für die Frauen ein „Recht auf den eigenen Leib“ behaupten, die Mutterschaft aber bespötteln oder verächtlich machen, die für Geburtenbeschränkung eintreten, ja schließlich auch für die Straflosigkeit der Abtreibung; wenn man ferner die Äußerungen zusammenstellen würde, die Witzeleien über Glaubensbindungen, über die Treue zum eigenen Volkstum, über Rassenreinheit enthalten oder gar für Glaubens- und Volkstumslosigkeit („Weltbürgertum“) und Völker- und Rassenvermischung eintreten — man würde solche Äußerungen zum größten Teil als die Äußerungen schriftstellernder Juden erkennen. Selbst wenn ein Teil der Juden solche Äußerungen vor allem auf die nichtjüdischen Völker bezöge und noch immer die altjüdischen lebensfördernden Überlieferungen nicht ganz abzustreifen vermöchte, so ließe sich doch auf die Dauer kaum vermeiden, daß der obenbezeichnete „individualistische“ und damit lebensfeindliche Geist sich auch im Judentum immer weiter ausbreitete. Die „mammonistische“ Gesinnung in vielen Judenfamilien wird den Individualismus, die Betonung des Einzelmenschen, seiner Einzigartigkeit und seiner Rechte, eher stärken als schwächen. In solcher Weise werden die von Osteuropa eingewanderten Judenfamilien schließlich nach einer oder mehr Geschlechterfolgen auch vom „modernen Geist“ erfaßt. Da gerade sie in die größeren Städte, am liebsten in Großstädte, einwandern und bei dem oben (S. 325 ff.) von jüdischer Seite geschilderten Geschäftsgebaren den Wirkungen rasch erworbenen Geldreichtums besonders ausgesetzt sind und sein werden, läßt sich kaum vorstellen, daß das Aussterben dieser Familien erheblich langsamer vor sich gehen sollte als das nichtjüdischer Großstadtfamilien. Denjenigen jüdischen Kreisen, die ein solcher Kenner der Verhältnisse wie Heinrich Mann in seinem Roman „Im Schlaraffenland“ gezeichnet hat, wird die Erhaltung ihrer Geschlechter

kaum länger möglich sein als den reichwerdenden deutschen Großstadtfamilien ihrer Umgebung. Diese Schlüsse darf man aus der Kinderzahl der rein mosaischen Ehen im Deutschen Reiche ziehen.

Der jüdische Schriftsteller Landsberger hat 1924 in der dem „modernen Geiste" dienenden Zeitschrift „Reigen" seine Anschauungen über Kinderzeugung wie folgt ausgedrückt: „Ich setze es unbedenklich hin, das Wort, das eine verlogene Bourgeoisie empören wird, daß nämlich die Kokotte als der vollendetste Frauentyp der Schöpfung anzusprechen ist. Freilich wer die Mutter mit dem Säugetier an der Brust als Idyll empfindet und gegen den Geruch feuchter Windeln immun ist, dem mag die Mutter am wertvollsten erscheinen, die die meisten Kinder gebiert. Komisch, daß man diese für Menschen mit Kulturempfinden tierischen Funktionen gerade bei den Frauen so hoch wertet." — Ein solcher Satz entspricht anscheinend der Denkweise vieler abendländischer Juden ebenso, wie er für die frommen osteuropäischen Juden ruchlos klänge. Aber ein beträchtlicher Teil der Nachkommen eingewanderter frommer Ostjuden wird diesen Satz schon als „fortschrittlich" und „zeitgemäß" empfinden. Würde sich die Gesinnung eines solchen Satzes nur unter den Menschen ausbreiten, deren Erbanlagen im Sinne der Erbgesundheitsforschung (Eugenik, Rassenhygiene) als minderwertig gelten müssen, so würde die Gesinnung sich durch Ausmerze solcher Erbanlagen günstig auf die Zusammensetzung der Gesamtbevölkerung auswirken. Aber eine solche Gesinnung steckt auch erblich-hochwertige Menschen an und wird daher, solange diese von erbgesundheitlichen Vorstellungen nicht erfaßt sind, zu einer Gefahr für den Bestand derjenigen Bevölkerungsgruppen, in der sie sich ausbreitet. Theilhaber hat diese Gefahr für das Judentum schon 1911 ausgesprochen, zu einer Zeit also, wo wenigstens das sehr kinderreiche Judentum Osteuropas dieser Gefahr noch entrückt schien.

Heute aber sind Anzeichen vorhanden, daß der die Kinderzahl senkende Geist sich auch dem osteuropäischen Judentum mitzuteilen beginnt. Das Gesamtjudentum war nach Eisenstedt, einem besonders rührigen Verbreiter erbgesundheitlicher Anschauungen unter den Juden, durch erbgesundheitlich höchst wertvolle Überlieferungen bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts, bis zur sogenannten Judenemanzipation vor um sich greifender Entartung und Zersetzung des Zeugungswillens gut geschützt. Mit der Judenemanzipation begann die Gefahr des Niedergangs, die sich heute schon als Gefahr des „Untergangs" anzukünden beginnt.[1]

[1] Eisenstedt, Die Frauenfrage bei den Juden, Sexualprobleme, 5. Jahrg.

Becker führt in seinem Aufsatz „Die Bedeutung der Rassenhygiene"[1] einen Satz Fishbergs an, der sogar ausgeführt habe, „er kenne keine soziale, religiöse und politische Gemeinschaft, die die positive Eugenik in so hohem Maße förderte wie das jüdische Ghetto". Diese Gemeinschaft aber löste sich mit der Judenemanzipation auf.

Heute muß Weißenberg schon von Judengruppen Rußlands berichten, daß die Geburtenzahl sinke, das Heiratsalter sich erhöhe, „vorzeitige" Geburten und Abtreibungen auch unter den Jüdinnen häufiger werden.[2] Auch die Geschlechtskrankheiten, die öfters der Grund kinderloser Ehen sind, scheinen im osteuropäischen Judentum häufiger zu werden. Die Paralyse, eine besondere Form des Verlaufs einer syphilitischen Erkrankung, ist bei Juden in Deutschland und Österreich häufiger als bei Nichtjuden.[3] Früher scheint sie bei den osteuropäischen Juden ziemlich selten gewesen zu sein. Die jüdische Frau aller Judengruppen scheint nach Gutmann (a. a. O.) seltener als die nichtjüdische von Syphilis angesteckt zu werden; Gutmann schreibt das den größeren Hemmungen der Jüdinnen vor außerehelichem Geschlechtsverkehr zu, auch dem jüdischen Familiensinn, in Deutschland auch dem Fehlen einer jüdischen Prostitution und im allgemeinen dem stärkeren Verantwortungsgefühl des angesteckten Juden, der erst nach Einholung ärztlicher Erlaubnis zu heiraten pflege. Noch stehen dem Judentum in rassenseelischen Erbanlagen und in seinen überlieferten Sitten manche Abwehrmittel gegen eine um sich greifende Entartung (Mehrung minderwertiger Erbanlagen) und gegen das Aussterben zu Gebote. Durch seine überlieferten Sitten, die ja weit mehr als die der nichtjüdischen Völker Europas von unbewußten oder bewußten rassenschützenden Vorstellungen durchdrungen sind, ist es gegen einen lebensgesetzlichen (biologischen) Zerfall besser geschützt als diese anderen Völker. Aber andererseits ist die Gefährdung des überlieferten Volksgeistes für

---

8. und 9. Heft, 1909; Beiträge zur Sexualgesetzgebung der Juden in der Ghettozeit, Sexualprobleme, 6. Jahrg., 5. und 6. Heft, 1910.

[1] Ose-Rundschau, Ztschr. d. Gesellsch. f. Gesundheitsschutz der Juden, 3. Jahrgang Nr. 5, 1928, S. 14.

[2] Weißenberg, Zur Sozialbiologie und Sozialhygiene der Juden, Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie, Bd. 19, 1927, S. 402 ff. — Schon 1912 hat Weißenberg einen Abschnitt seiner Arbeit „Zur Biotik der südrussischen Juden" (Archiv f. Rassen- u. Gesellschaftsbiologie, Bd. 9, 1912, S. 200) überschrieben: „Beginnender Zerfall".

[3] Gutmann, Zur Paralysefrage bei den Juden, Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie, Bd. 16, 1924/25, S. 67.

die dem „modernen Geiste" verfallenden großstädtischen Judengeschlechter im allgemeinen wohl größer als für die nichtjüdischen Geschlechter in der gleichen Bevölkerung. Der „moderne Geist" ist ja, wie Weininger (vgl. S. 314) betont hat, zum größten Teil selbst jüdischer Geist. Basler meint, das jüdische Volk stehe vor dem Untergang, „nicht aus inneren Ursachen, sondern infolge der stetig zunehmenden Mischehen".[1] Die Mischehen allein würden aber erst im Laufe eines längeren Zeitabschnitts den „Untergang" bewirken; die Kinderarmut der aus den osteuropäischen Bindungen sich herauslösenden Judengeschlechter ist wahrscheinlich die ernstere Gefahr.

Zur Verwirrung der überlieferten Anschauungen im Judentum und damit zu einer Schwächung des Zeugungswillens und des jüdischen Blutbewußtseins trägt dauernd auch die Einwirkung nichtjüdischen Geistes auf die Juden bei, eine Einwirkung, die zwar bei den geringeren Einflußmitteln des Nichtjudentums für das Judentum minder ernst ist als die Einwirkungen jüdischen Geistes für die nichtjüdischen Völker, die aber doch immer wieder zur Ursache volkstums- und lebensfeindlicher Geistesströmungen werden kann. Anpassung an eine andersrassige Umwelt bedeutet eben oft an sich schon eine lebensgesetzliche (biologische) Gefahr.

Zur Erhaltung des jüdischen Volkes auf weitere Jahrhunderte würde eine Abkehr gerade des einflußreicheren Teils der Juden vom „modernen Geiste" gehören. Dazu würde es einer Lebensauffassung bedürfen, die sich vom Individualismus ab- und einer Betonung von Familie, Sippe und Volkstum zuwenden würde, die zur Mehrung des Ansehens der Ehe und ehelichen Mutterschaft beitrüge, einer Lebensauffassung ferner, die entsprechend erbgesundheitlichen (eugenischen, rassenhygienischen) Anschauungen das ländliche Leben und einen mäßigen Wohlstand besonders hoch wertete. Endlich würde eine jüdische Erbgesundheitspflege sehr wahrscheinlich die Erneuerung der mosaischen Glaubensbindungen befürworten, denn diese enthalten ja eben eine Reihe erbgesundheitlich förderlicher Gebote und sind einem Blutsbewußtsein entsprungen, wie es in dieser Stärke bei keinem europäischen Volke je aufgetreten ist. —

Läßt sich ein solcher Gesinnungswandel innerhalb des jüdischen Volkes erwarten? Werden die einflußreicheren und geldmächtigen Kreise des Judentums einem Fishberg, einem Eisenstedt, einem R. Becker, einem A. Czellitzer Gehör schenken, die

[1] Basler, Eheschicksale und Völkerschicksale, im Sammelwerk „Die Ehe", herausgeg. von Marcuse.

ihr Volk zu erbgesundheitlichem Denken erziehen wollen? Diese Frage kommt im wesentlichen der Frage gleich, ob der Zionismus sich im Judentum durchsetzen wird; denn der Zionismus würde etwa den Gesinnungswandel bedeuten, der oben umschrieben worden ist. Darum hier einige Angaben über den Zionismus und seine jüdischen Gegner:

Als Begründer des Zionismus ist Theodor Herzl (1860—1904) zu nennen, ein feingebildeter Jude von vornehmem Auftreten. Er ließ im Jahre 1896 das grundlegende Buch „Der Judenstaat"

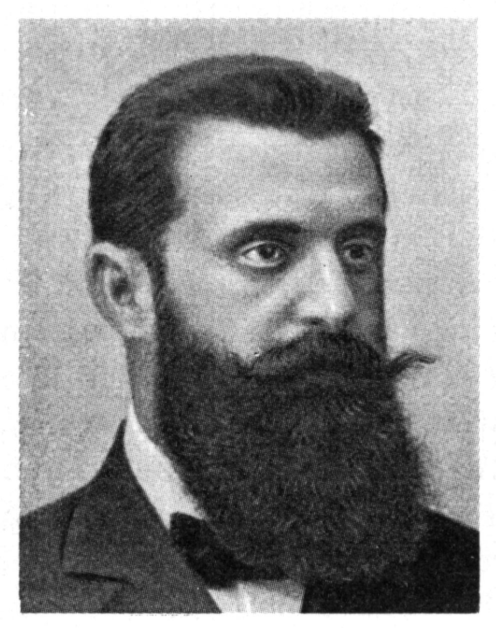


Abb. 255. Theodor Herzl
Schriftsteller, 1860—1904, Ofenpest

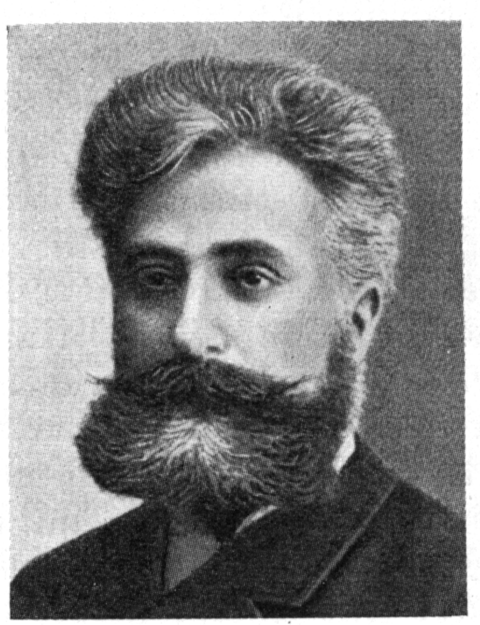


Abb. 256. Max Nordau (Südfeld)
Schriftsteller, 1849—1923, Ofenpest

Zwei Führer der Zionistischen Bewegung

erscheinen, in welchem die Aufrichtung eines jüdischen Staatswesens in Palästina und die Herauslösung der Juden aus dem Leben unter den Fremdvölkern gefordert wurde. Damit war eine Bestrebung begründet, die man mit einer heute geläufig gewordenen Bezeichnung „völkisch" nennen würde, jüdisch-völkisch. Im Jahre 1897 fand die erste zionistische Tagung in Basel statt, zu der Vertreter des Judentums aller Länder eintrafen. Im „Baseler Programm" vom August 1897 heißt es: „Der Zionismus erstrebt für das jüdische Volk die Schaffung einer öffentlich-rechtlichen Heimstätte in Palästina"; im Wortlaut des sogenannten Palästinamandates für das Britische Reich finden sich diese Worte wieder: es wird dort von einem National home for the Jewish People in Palestine gesprochen.

Ein Teil des Herzlschen Planes ist somit heute schon ausgeführt. Viele Juden sind dem zionistischen Gedanken gewonnen und haben sich zu seiner Durchführung zu erheblichen Jahresbeiträgen ver-

pflichtet. Die zionistischen Banken, vor allem die „Jüdische Kolonialbank in London" können Rechnungsabschlüsse vorlegen, die zeigen, wie rasch die Geldmittel der zionistischen Bewegung anwachsen.

Man kann sich angesichts des Hasses der Araber gegen eine Neubesiedlung Palästinas durch Juden fragen, ob trotz der Unterstützung durch die englische und nordamerikanische Politik die Schaffung eines jüdischen Staates in Palästina überhaupt gelingen wird. Zu bedenken ist, daß noch im Jahre 1926 erst 15% der Gesamtbevölkerung Palästinas Juden und davon nur 3,6% in der Landwirtschaft tätig waren,[1] daß aber nur eine möglichst dichte ländliche Besiedlung durch Juden das Land schließlich aus einem Besitz der Araber zu einem Besitz der Juden machen könnte. Nach Salaman[2] sehen die meisten jüdischen Neubesiedler Palästinas nicht eigentlich „jüdisch" aus; man könnte auf die Vermutung kommen, daß diese Neubesiedler eine Auslese — zumeist aus dem osteuropäischen Judentum — darstellen, die etwas mehr zu landwirtschaftlicher Tätigkeit neigt als der Durchschnittsjude. Aber auch diese Auslese scheint der Aufgabe der Neubesiedlung nicht genügend gewachsen zu sein. „Vielfach kehren die Siedler bald von der schweren Landwirtschaft zum leichten Handel zurück, zum mindesten gehen die erwachsenen Kinder wieder von der Scholle fort. Es scheint sich zu bewahrheiten, daß der Handelsgeist der jüdischen Rasse im Blute liegt" (Brandt a. a. O.).

Man kann sich ferner fragen, ob Palästina, selbst mit den angrenzenden Landschaften, die zu durchdringen dem Judentum bei seiner wirtschaftlich-politischen Macht nicht schwer fallen würde, das Gesamtvolk überhaupt aufnehmen und wenigstens zum Teil ernähren könnte, zumal diese Landschaften Gebiete umfassen, die zur Landwirtschaft ungeeignet sind. Es gibt daher unter den zionistischen Juden eine Minderheit, die an andere Erdgebiete denkt, so vor allem an südrussische Gebiete. Die altgläubigen Zionisten werden aber kaum von ihren palästinischen Hoffnungen loszulösen sein.

Für die Betrachtungen dieses Buches sind die Fragen der örtlichen Verwirklichung des Zionismus nicht so wichtig, denn hier soll der Zionismus vor allem als eine erbgesundheitlich-rassische Macht gewertet werden, als diejenige Macht, von der die rassenbiologische Zukunft des Judentums hauptsächlich abhängt.

[1] Nach Brandt, Die jüdische Kolonisation in Palästina, Archiv f. innere Kolonisation, Bd. 18, 1926, S. 188 ff.

[2] In dem Sammelwerke Eugenics in Race and State, Baltimore 1923.

Der Zionismus nämlich ist notwendigerweise gerade in demjenigen Augenblicke der jüdischen Geschichte entstanden, in welchem zum erstenmal ein auflösender Geist das Blutbewußtsein der Juden gefährdet hat, in dem Augenblicke, in welchem „das Reich der verwesenden Gestalt" im Judentum begann — um es mit einem Ausdruck Martin Bubers,[1] eines der geistvollsten Führer der Zionisten zu bezeichnen: „Das Gestaltlose wird Herr in Israel, denn jenes Judentum, das wir als das herrschende, das offizielle, kennen, das ist in Wahrheit das Reich der verwesenden Gestalt". Der Zionismus entstand in dem Zeitabschnitt der jüdischen Geschichte, in welchem als Auswirkung der „Judenemanzipation" die halb-bewußt, halb-unbewußt eingehaltene Ausleserichtung des Judentums, die Richtung, die das Judentum zu einer Rasse zweiter Ordnung (vgl. S. 200) hätte führen müssen, von großen und gerade von einflußreichen Teilen des jüdischen Volkes verlassen und das Zeugungsgebot Moses als veraltet angesehen wurde. Die Zionisten werden nicht müde, darauf hinzuweisen, ein wie gefährliches Gut für das Judentum die sogenannte Judenemanzipation war und wie gefährlich der Gedanke der „Assimilation", der Anpassung und Angleichung der Juden an die ihnen fremden europäischen Völker, sei. So werde die jüdische Volkskraft schließlich zersetzt. Daher der Kampf des Zionismus gegen jede Verwischung der Grenzen zwischen Volk und Volk, zwischen dem Judentum und seiner jeweiligen Umgebung, daher z. B. in Deutschland der Kampf der Zionisten gegen den von ihnen als unvölkisch bekämpften „Zentralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens"; daher die Gegnerschaft der Zionisten gegen alle die Juden, die sich irgendwie auch als Bürger eines europäischen Staates fühlen, der Kampf also gegen den heute mächtigeren Teil des Judentums, gegen das wirtschaftlich-mächtige Judentum der mittel- und westeuropäischen Länder, dessen schließliche Angleichung an die nichtjüdische europäische Umwelt der Zionismus fürchtet.

Der Zionismus sucht Gestaltung, Neugestaltung des jüdischen Volkstums durch bewußte Betonung und Förderung der Fremdartigkeit des jüdischen Volkes innerhalb jeder nichtjüdischen Umgebung. „Wir Juden sind infolge unserer Rasse, infolge unserer orientalischen Abstammung, infolge jener bodenlosen ethnologischen, ideellen und kulturellen Kluft, die uns vom arischen Volksstamme und in erster Reihe vom Germanentume trennt, nicht in der Lage, auch nur den geringsten Anspruch auf deutsche Sitten

[1] Buber, Die jüdische Bewegung, 1916.

und deutschen Gebrauch zu machen, wir haben mit einem Worte mit den Deutschen gar nichts zu tun".[1] Das ist zionistisch gedacht.

Es gehört zu den mutigsten Erkenntnissen des Zionismus, daß die gegenseitige Fremdheit der Juden und der Nichtjuden als Gruppen bei Zerstreuung der Juden unter den abendländischen Völkern eine dauernde Unruhe bewirke und daß die rassenseelischen Gegensätze sich von Gruppe zu Gruppe immer wieder bis zu Haßausbrüchen steigern könnten. Darum erstrebt der Zionismus die Herauslösung der Juden aus den abendländischen Völkern, zuerst ihre Abtrennung von Volkstum und Geistesleben dieser Völker zur Pflege des eigenen Volkstums und eines reinen, arteigenen Geisteslebens, dann, wenn irgend möglich, die örtliche Scheidung der Juden von den Nichtjuden durch Gründung eines jüdischen Staatswesens. — „Hier sind wir ein Keil, den Asien in Europas Gefüge trieb, ein Ding der Gärung und der Ruhestörung", schreibt Martin Buber (a. a. O.).

Gerade unter der gebildeten Jugend des abendländischen Judentums breitet sich ein Verständnis für die Gedankenwelt des Zionismus aus. Gerade die jüdische Jugend der Hochschulen, die männliche wie die weibliche, ist schon vielfach dahin gekommen, daß sie jene heute überwiegende Mehrheit der Juden, die zugleich deutsch und jüdisch oder englisch und jüdisch usw. sein will, nicht mehr versteht; und dieser wachsenden Bewegung müssen sogar schon die Kreise des „Zentralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens" Aufmerksamkeit schenken, wenn sie nicht verhindern wollen, daß sie den Einfluß auf das jüngere Geschlecht verlieren.[2] Es kommt hinzu, daß die neuen Einsichten der Rassenforschung und Vererbungslehre unter der Jugend aller Völker, auch des jüdischen, Eingang finden und mit ihren grundlegenden Erkenntnissen zum Aufbau einer neuen Lebensauffassung beitragen.

Es gibt — heute schon etwas veraltet wirkende — Romane und Theaterstücke, die es ausschmücken, wie sich zwei Liebende, die sich jeweils zwischen einem jüdischen und einem nichtjüdischen Volkstum zusammenfinden, qualvoll durchsetzen müssen gegen den Zorn der beiderseitigen Eltern, die jeweils von ihrer Seite her die Mischehe um jeden Preis verhindern wollen. In solchen Fällen erklären dann die Liebenden jeweils mit Berufung auf „die Menschheit, das Recht der Liebe und die fortgeschrittenen

---

[1] Jüdisches Volksblatt, Wien, Januar 1903.

[2] Vgl. z. B. „Im Deutschen Reich", Zeitschrift des Zentralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens, November 1920: Frank, Antisemitismus und bewußte Jungjuden.

Anschauungen der Gegenwart" ihren beiderseitigen Eltern, daß, würden sie Kinder bekommen, diese weder „Christen noch Juden" werden sollten, sondern „Menschen". — All diese Ansichten beginnen sowohl im Nichtjudentum wie im Judentum fragwürdig zu werden. Das jüngere Geschlecht, vielfach schon geschult durch Rassenkunde und Erblichkeitsforschung, fängt an zu begreifen, wie klar und wie unbewußt richtig der Standpunkt solcher jüdischen und nichtjüdischen Eltern ist, die in der Mischehe etwas wie eine Rassenschande sehen. Das jüngere Geschlecht begreift allmählich, daß die „Menschen", die aus Mischehen hervorgehen, eben Mischlinge, Bastarde, sind, die zwischen den Volkstümern und zumeist auch durch Kreuzung einander fernstehender Rassen ein fragwürdiges Dasein führen, nicht ganz diesem und nicht ganz jenem Volkstum angehören und daher zu einer Art Zweideutigkeit des Wesens bestimmt sind, die jede eigentliche Verwurzelung immer wieder stören muß. So fängt man an zu begreifen, daß alle diejenigen, die zur „Assimilation" raten, nach beiden Seiten hin beleidigen müssen: „Die von uns Assimilation fordern, wissen entweder immer noch nicht, daß man aus seiner Haut nicht heraus kann; dann sind sie Toren; oder sie wissen es, dann muten sie uns schändliche alltägliche Selbstverleugnung und Selbsterniedrigung zu, die darin bestünde, daß wir Ariertum heucheln, unsere Instinkte unterdrücken und in die uns gar nicht passende Haut des Ariers hineinschlüpfen, d. h.: sie beleidigen uns tödlich."[1]

Notwendigerweise wird der Zionismus diejenigen lebensfördernden Werte — Volkstum, Glaubensbindung, Familie, Mutterschaft, erbgesundheitlich-gerichtete Gattenwahl, rassische Bestrebungen usw. — pflegen, von denen oben die Rede war, ja, er hat damit schon begonnen. Ein Buch wie Martin Bubers „Die jüdische Bewegung" vermittelt durch seine weltanschauliche Vertiefung Einsichten in das Wesen der Volkheit überhaupt und in die Notwendigkeit einer aus Beachtung der Lebensgesetze kommenden Wandlung der Weltanschauungen aller führenden Völker. Doch gilt — mindestens für die Gegenwart — auch im Judentum, was in den an sich minder blutbewußten nichtjüdischen Volkstümern ja überall gilt, daß sich zu einer unselbstischen, ja sogar Opfer fordernden Bewegung in ihren Anfängen doch immer nur die wenigen bekennen, diejenigen, die sich von der Mehrheit sogar oft als „Idealisten" verspottet sehen. Der jüdische Schriftsteller Max Nordau, der eng mit Theodor Herzl verbunden war, hat einmal die gegenwärtige Lage der zionistischen Bewegung

[1] Die Welt, Wien, 1898, Nr. 45.

innerhalb des Judentums in einem Vortrag zu Wien so gekennzeichnet: „Daß die jüdischen Finanzgrößen keine Zionisten sind, das ist selbstverständlich. Ihr Reichtum gewährt ihnen alle Befriedigungen, die man sich durch Geld verschaffen kann — und es gibt heutzutage nur sehr wenige Befriedigungen, die nicht ihren Marktpreis haben. Weshalb sollten sie Zionisten sein? Um ihre materielle Lage zu verbessern? Das haben sie nicht nötig. Um einem geschäftlichen und sittlichen Ideal zu dienen? Sie haben kein Ideal, und die bloße Nennung dieses Wortes genügt, um ihre Heiterkeit oder ihr Mitleid zu erregen. Um der Beschimpfung und Verfolgung zu entgehen? Sie leiden nicht darunter. Für sie besteht nämlich der Antisemitismus tatsächlich nicht. Sie gehören zu den bevorrechteten Ständen. Sie werden vom Staat mit Orden, Adelstiteln, Berufungen ins Herrenhaus ausgezeichnet. Sie betrachten sich als Mitglieder der Aristokratie, und diese läßt den Anspruch gelten."[1] So zeigt sich heute wie zur Zeit der jüdischen Propheten im jüdischen Volk immer wieder der Kampf eines auf innerliche Würde gerichteten Volksteils gegen den anderen Volksteil, der dem „Mammon" verfallen ist. Jene jüdischen Kreise aus Berlin WW, die Heinrich Mann in seinem oben (S. 334) erwähnten Roman „Im Schlaraffenland" schildert, werden, wenn eine solche Schilderung zutrifft, für den zionistischen Gedanken allerdings nicht zu gewinnen sein, ebenso wie ja auch die an solche kapitalistischen Kreise angeschlossenen Deutschen den verschiedenen Gedanken einer Wiedergeburt deutscher Art verständnislos gegenüberstehen werden.

Die nicht-zionistischen Teile des Judentums werden allem Anschein nach dem allmählichen Aussterben durch Kinderarmut und Kinderlosigkeit verfallen. Dieses Aussterben wird nicht so schnell vor sich gehen, daß nicht die abendländischen Völker einer weiteren rassischen Vermischung durch eheliche und außereheliche jüdisch-nichtjüdische Verbindungen und weiteren Einwirkungen jüdischen Geistes noch durch einen größeren Zeitabschnitt hindurch ausgesetzt sein werden; es wird aber, wie die Dinge liegen, nur durch einen Sieg des zionistischen Gedankens aufzuhalten sein.

Die rassenbiologische Zukunft des Judentums könnte man somit bezeichnen durch das Schlagwort: Entweder Zionismus oder Untergang.

Über die Aussichten des Zionismus ist oben schon berichtet worden. Aber auch unter denjenigen Juden, die dem Zionismus fernstehen oder nur einzelne seiner Anschauungen teilen, setzt

[1] Die Welt, Wien, Nr. 5.

sich seit einer Reihe von Jahren die im 19. Jahrhundert abgeschwächte Betonung des Judentums als eines besonderen Volkstums wieder durch. Ein Anzeichen dafür sind die geschichtlichen Darstellungen jüdischer Verfasser über geistige Leistungen des Judentums, in denen diese Leistungen untereinander geschichtlich verknüpft werden, gleichviel, ob sie von Juden englischer, französischer, deutscher oder anderer Sprache stammen, oder ob diese geistig tätigen Juden, z. B. Tonsetzer, Dichter, Wissenschafter, dem mosaischen oder einem anderen Glaubensbekenntnis angehört haben. So brachte ein älteres Werk dieser Art, Kohut, Berühmte israelitische Männer (1901), einen Abschnitt „Konvertiten als Kirchenfürsten", wo es berühmt gewordene jüdische Geistliche nicht-mosaischen Glaubens behandelte. Das Volkstum der Juden, deren Abstammungsgemeinschaft, gleichviel welcher Staatsangehörigkeit oder welchen Glaubensbekenntnisses sie gewesen seien, spricht auch aus einem Werke wie Wininger, Große jüdische Nationalbiographie mit mehr als 8000 Lebensbeschreibungen namhafter jüdischer Männer und Frauen aller Zeiten und Völker, 1925 ff. In diesem Zusammenhang ist auch ein Werk wie das Dubnows zu nennen, das S. 16 Fußnote 1 erwähnt worden ist. Die Betonung eines eigenen Volkstums hat bei den Juden Lettlands und Estlands dahin geführt, daß sie sich zu einer „nationalen Minderheit" zusammengeschlossen haben; Ansätze zu solch einer staatsrechtlichen Ordnung sind auch in Polen vorhanden. Die Gründung der palästinischen „Heimstätte für das jüdische Volk" (vgl. S. 338) hat bei Juden und Nichtjuden dazu beigetragen, daß die Juden wieder als ein Volk erkannt werden.

Mit der Erkenntnis und Anerkennung eines besonderen Volkstums der Juden, eines Volkstums, das seiner Rassenherkunft und -zusammensetzung nach den Völkern des Morgenlandes am nächsten steht, wäre nun eine Lösung der Judenfrage angebahnt, die würdigste Lösung zugleich, die es auf eine solche Frage gibt. Eine Judenfrage, sowie der „Antisemitismus", sind ja nur möglich geworden durch die von Sombart (vgl. S. 320) bezeichnete „unnatürliche Vermengung", d. h. durch eine Vermengung zweier Gruppen, der Abendländer und der Juden, die insofern „unnatürlich" ist, als die beiderseitigen Rassengemische „von Natur", d. h. nach ihren Erbanlagen, eine gedeihliche und für beide Teile würdige Zusammenarbeit, gar ein beiden Rassengemischen angemessenes und förderliches Geistesleben, nach allen geschichtlichen Erfahrungen nicht zulassen.

Eine Herauslösung der Juden als „nationaler Minderheiten"

im Sinne der heutigen abendländischen Staatsverfassungen, wobei Juden wie Nichtjuden es aufgäben, gegenseitig sich mit den Angelegenheiten der anderen mehr zu befassen, als zwischen zwei Volkstümern nötig ist, eine solche Herauslösung würde von der Judenfrage nur noch die Frage der noch möglichen Rassenkreuzungen übrig lassen und dem „Antisemitismus" den größten Teil seiner Gründe entziehen. Eine Erfüllung der zionistischen Hoffnungen in dem Sinne, daß den Juden in Palästina oder in einem anderen, ihren Erbanlagen angemessenen Gebiete die Gründung eines selbständigen Staates ermöglicht würde, ließe vom „Antisemitismus" überhaupt nichts mehr übrig, da doch selbst die leidenschaftlichsten „Antisemiten" nicht so etwas wie einen „Antisemitismus an sich" kennen. F. Bernstein folgert mit Recht, daß nach Ansiedlung der Juden in einem jüdischen Staatsgebiet „immer nur eine normale Feindschaft von Volk zu Volk" mit Nachbarvölkern möglich sei, der „Antisemitismus" aber verschwinde. Seine Ausführungen beschließt Bernstein: „Aber daß keine andere Möglichkeit vorhanden ist, um dem Antisemitismus ein Ende zu machen, dürfte aus diesem Buche[1] mit zwingender Notwendigkeit hervorgehen." — Er glaubt, daß nur die von den Juden gewollte und durchgeführte Aussiedlung der Juden aus den anderen Völkern eine eigentliche Lösung der Judenfrage bringen könnte.

Oberflächliche Betrachter und solche, die von Vererbungslehre und Rassenkunde noch gänzlich unbelehrt sind, empfehlen zur Lösung der Judenfrage gelegentlich ein „Aufheiraten" der Juden durch die anderen Völker. Sie empfehlen damit Mischehen von der Art, wie sie nach M. Marcuse oben (S. 295 ff.) beschrieben worden sind und denken wohl zumeist gar nicht an die bedenklichen Zusammenstellungen von Erbanlagen, die den Nachkommen aus solchen Mischehen zuteil werden können. Ein „Aufheiraten" der Juden wie eine nahezu bedenkenlose Aufnahme der Juden in die Gemeinschaft der abendländischen Völker wären doch nur möglich, wenn die Juden damit auch auf Kinderzeugung verzichteten — eine Bedingung, die niemand im Ernste stellen wird. Daß der Vorschlag des „Aufheiratens" für beide Gruppen, die Juden wie die Nichtjuden, etwas Unwürdiges enthält, ist oben (S. 342) nach den Worten eines zionistischen Juden ausgeführt worden.

Nur die klare Scheidung der Juden von den Nichtjuden und der Nichtjuden von den Juden ist eine würdige Lösung der Judenfrage. Wohl mag manchem Juden wie manchem Nichtjuden eine

[1] F. Bernstein, Der Antisemitismus als Gruppenerscheinung. Versuch einer Soziologie des Judenhasses, 1926, S. 222.

solche Lösung der Frage hart erscheinen, da es doch viele Juden gibt, die ein gewisses Heimat- und Zugehörigkeitsgefühl zu den europäischen Völkern oder Ländern empfinden. Es ist sogar gewiß, daß in Deutschland mancher hochgebildete Jude sich gerade dem deutschen Geistesleben so zugetan und einverwurzelt fühlt, daß ihm die Abkehr vom deutschen Geist ein sehr schmerzlicher Verzicht wäre. Es gibt doch wirklich einzelne Juden, die so etwas wie jüdisch und deutsch sind, einzelne, die sogar ausgesprochen vaterländisch-deutsch empfinden. Müßte die zionistische Herauslösung für solche Juden nicht geradezu eine seelische Qual bedeuten? Und empfände in solchen Fällen nicht auch der Deutsche die Abwendung solcher Menschen zum sich wiedervereinenden Judenvolk als einen Verlust? —

Solche Fälle schmerzlichen Einschnitts wären sicherlich mehrfach möglich, wenn eine solche Herauslösung von Mehrheiten beider Volkstümer als eine verhältnismäßig rasch durchzuführende Lösung gewünscht würde. Aber bei der Achtlosigkeit gegenüber Rassen- und Vererbungsfragen, welche die europäischen Völker kennzeichnet, und bei dem heute noch geringen Einfluß des zionistischen Gedankens, wird es ja dahin nur ganz allmählich kommen. Wenn sich der Gedanke der klaren Scheidung etwa weiter und weiter verbreiten wird, so wird dies nur so langsam geschehen, wie jeder noch neue und noch unvolkstümliche Gedanke sich bisher hat verbreiten können.

Es bedarf dazu eines Gesinnungswandels auf beiden Seiten, bei Juden wie bei Nichtjuden. Bei beiden Gruppen wird eine Besinnung auf die arteigenen Lebenswerte um sich greifen müssen, werden sich Selbstachtung und Pflege des eigenen Volkstums durch lebensgesetzliche (biologische) Erkenntnisse vertiefen müssen, bis die Achtsamkeit auf Rasse und Erbgesundheit, wie Galton das wollte, zu einem Ausdruck frommen Sinnes, einem Bestandteil des Gottesglaubens (a factor in religion) geworden ist.[1] Haecker nennt in seinem Nachwort zu Bellocs Buch „Die Juden" (übersetzt 1927) dieses Buch deshalb ein „wahrhaft katholisches Buch", weil es eine schwierige Frage von innen her lösen wolle: erst sollten die Menschen ihre Gesinnungen ändern, ehe sie an Änderung von Gesetzen und Einrichtungen denken dürften. Eine solche Lösung der Judenfrage ist aber keineswegs nur aus römisch-katholischen Anschauungen möglich, sondern, wie vorliegendes Buch zu zeigen versuchen sollte, auch aus der Anschauung desjenigen, dem Vererbungslehre und Rassenkunde zur Vertiefung seiner Lebensauffassung gedient haben.

[1] Vgl. Galton, Eugenics as a factor in religion, abgedruckt in Essays in Eugenics, 1909.

Verfassernamen

Schlagwörterverzeichnis

(Abbildungen sind durch ein Sternchen * neben der Seitenzahl gekennzeichnet)



Dr. Hans F. K. Günther

Werke von Dr. Hans F. K. Günther

Rassenkunde des deutschen Volkes

508 Seiten mit 28 Karten u. 526 Abbildungen 13. Aufl. 1929. Geh. M 12.—, Lwd M 14.—, Halbldr. M 18.—

Die vornehme und sachliche, sorgfältig abwägende Art der Darstellung, verbunden mit einem glänzenden Stil, macht das Studium des ausgezeichneten Buches zu einem Genuß. Prof. La Baume, Blätter f. deutsche Vorgeschichte.

Es gibt keine anthropologische oder eugenische Frage, zu der nicht Günther inseiner bekannt klaren, treffsicheren und aufrechten Denkart und vollendeten Schreibweise Stellung nimmt. Dr. Hella Pöch in den Mitteilungen der Wiener Anthrop. Ges.

Eine glänzende Darstellung der Rassenverhältnisse Deutschlands. . . . Das Buch gibt vom Wesen der unser Volk zusammensetzenden Rassen erstmalig ein starkes großes Bild! Prof. Fischer in Baur-Fischer-Lenz: Menschl. Erblichkeitslehre und Rassenhygiene.

Das Buch ist im ganzen eine gewaltige Leistung, jeder Anthropologe wird sich damit auseinandersetzen müssen. Ein gar nicht hoch genug anzuschlagendes Verdienst ist es, daß wir endlich ein Werk mit allgemeinverständlicher Darstellung und glänzender Bildausstattung haben.
Ztschr. f. Morphologie u. Anthropologie.

Die billige Ausgabe — Der Volks-Günther

Kleine Rassenkunde des deutschen Volkes

Mit 100 Abbildungen und 13 Karten. Geh. M 3.—, Lwd. M 4.50

Dieser Volks-Günther ist eine Tat des Verfassers und des Verlegers. Wer aufbauen will, muß Kenntnis haben von dem Übel der Rassenschande, von dem Wesen des Schutzes seiner eigenen Rasse. Dieser Volks-Günther gehört in die Hand der deutschen Jugend, in die Schulen und Volksbüchereien; wer es ehrlich mit dem deutschen Volke meint, muß sich für die Ausbreitung der Güntherschen Bücher einsetzen. Deutsche Zeitung.

Ritter, Tod und Teufel

Der heldische Gedanke. 3. Auflage. Geh. M 3.50, Lwd. M 5.—

Ein würdiges deutsches Seitenstück zu dem berühmten Carlyleschen Werke, um so wertvoller für uns, als es den deutschen Helden schildert. Naturgemäß muß es sich voll tiefsten Hasses gegen unser Zeitalter schleimiger Humanität, gegen alles Häßliche, Faule, Verschwommene, Weibische wenden.
Deutsche Tageszeitung.

J. F. Lehmanns Verlag / München SW 4

Der Nordische Gedanke unter den Deutschen

2. Auflage. 1927. Geh. M 4.50, Lwd. M 6.—

Gerade das Bewußtsein des nordischen gemeinsamen Blutes ist ein Moment, das nicht trennt, sondern zum festen Zusammenschluß führen sollte.

Johanniter-Ordensblatt.

Günther wendet sich in seiner lebendigen, aber gemäßigten Darstellungsweise gegen verschiedene Einwände, die gegenüber seiner Rassenlehre gemacht wurden. Über die Abwehr zum Aufbau fortschreitend, legt er den weltanschaulichen Inhalt des nordischen Gedankens dar. Dr. von Eickstedt in der Umschau.

Platon als Hüter des Lebens

Platons Zucht- und Erziehungsgedanken der Gegenwart

Geh. M 2.40, Lwd. M 3.60

Es dürfte einleuchtend sein, weshalb der „Fall Platon" besonders wichtig ist. Platon lebte in einer Umwelt, die in vieler Hinsicht eine fast erschreckende Ähnlichkeit mit der unsrigen zeigt, und seine Erkenntnisse und Vorschläge erhalten dadurch für uns erhöhtes Gewicht. Dann aber kann man gerade durch den Hinweis auf die Zuchtgedanken des „großen Idealisten" hoffentlich viele geisteswissenschaftlich eingestellte Zweifler endgültig überzeugen, daß die Rassenforschung alles andere als Materialismus lehrt. Deutschlands Erneuerung

Rasse und Stil

Gedanken über ihre Beziehungen im Leben und in der Geistesgeschichte der europäischen Völker, insbesondere des deutschen Volkes

2. Auflage. 192 Seiten mit 80 Abbildungen. Geh. M 5.—, Lwd. M 6.50

Aus dem Inhalt: Form und Inhalt bei Dürer / Der Dürer der Gotik und der Renaissance / Gotik und Renaissance als Volkskunst und Standeskunst / Haltung und Pose / Nordische Kunst / Bach und Beethoven: Bach ist Adel, Beethoven sucht Adel / Hebbel und Flaubert, zwei nordische Dichter / Hölderlin, der Hellene / Van Goghs nordische Gestaltung südlicher Landschaft / Zuloaga, der Typus des westischen Künstlers / Das Wort im Orient („Es steht geschrieben") / Thomas Kunst der Beschaulichkeit / Barock als dinarische Kunst / Die vorderasiatische Seele: Religiöse Propheten (Loyola, Calvin, Booth) / Nordische Verkünder.

Man weiß nicht, was man an dem neuen Werk mehr bewundern soll: die schöpferische Macht des rassenkundlichen Gedankens, dessen leuchtender Strahlungsenergie fast alle Hauptkulturerscheinungen des Abend- und des Morgenlandes unterworfen werden, oder die oftmals unerhörte Neuheit der Fragestellungen und Lösungen. Fränk. Kurier.

Das Bauerntum als Lebensquell der Nordischen Rasse

Von Dipl.-Landwirt R. Walther Darré

Geh. M 18.—, Lwd. M 20.—

Darré zeigt uns als Viehzüchter, daß oft nur wenige edle Stammtiere nötig sind, um ganze Tierzuchten zu heben und den Zuchtergebnissen Edeleigenschaften zu vererben. Auch der Mensch ist naturgemäß gleichen Zuchtgesetzen unterworfen, wenn er die gewonnene Erfahrung auf sich selber anwendet. Und darin liegt die große Bedeutung des Darréschen Buches, daß es nicht — wie bei vielen gutgemeinten Werken — in der Theorie stecken bleibt, sondern praktische Wege weist. Nicht der Forscher und Fachgelehrte wird allein reiche Anregung in ihm finden; auch der Deutsche im weitesten Sinne kann, falls er mitarbeiten will, an der Erhaltung seines Volkstums, besonders seiner bäuerlichen Grundschicht, Mut und Hoffnung für sein Wirken finden. An unserem Volke ist es, zu zeigen, daß es reif für die Wahrheit und willig zur Tat ist.

Prof. Rob. Mielke in Volk und Rasse.

Stammbaum und Artbild der Deutschen und ihrer Verwandten

Ein kultur- und rassengeschichtlicher Versuch

Von Prof. Dr. Fritz Kern, Bonn

Mit 445 Abbildungen. Geh. M 13.—, Lwd. M 15.—

Ich halte Kerns Buch für das genialste, welches seit Gobineaus Essai über die Bedeutung der Rasse für die Geschichte geschrieben worden ist; dabei ist es ganz ungleich solider als dieses. Denn das inzwischen von der Anthropologie, der Ethnologie, der Vorgeschichte und Geschichte beigebrachte Material hat es Kern ermöglicht, einen nicht weniger großartigeren Bau auf sehr viel tragfähigeren Fundamenten zu errichten. Kern hat ein für einen Historiker ganz ungewöhnliches biologisches Verständnis, einen scharfen Blick für Körperformen und ein feines Gehör für die Äußerungen der Seele.

Prof. Dr. Fritz Lenz.

Archiv für Rassenbilder

Herausgeber Prof. Dr. E. v. Eickstedt

Das Archiv für Rassenbilder bringt in Form von knappen, wissenschaftlichen Aufsätzen, die mit Bildern auf je etwa 10 Archivkarten verteilt sind, guten Bilderstoff aus allen Gebieten der Rassenkunde. Die Archivkarten haben das Format 20×13 cm und eignen sich besonders zur episkopischen Wiedergabe. Preis: Jeder Bildaufsatz einzeln 2.— M., bei Abnahme der ganzen Serie je 1.70 M.

Bisher sind erschienen:

1. v. Eickstedt, Tamilen. 2. Wastl, Baschkiren. 3. Pöch, Ukrainische Wolhynier. 4. Ferras u. Heine-Geldern, Typen aus Birma. 5. Weiß, Die Wahima. 6. Weiß, II. Wanjambo. 7. Bryn, Norweger. 8. Hesch, Letten. 9. Schebesta, Sakai. 10. Schebesta, Semáng. 11. Weinert, Der Neandertalerschädel. 12. Gorjanovic-Kramberger, Der diluviale Mensch von Krapina. 13. Kleiweg de Zwaan, Die Bewohner von Nias. 14. Puccioni, Nord-Somali. 15. Weninger, Bámbara. 16. Fetscher, Grundzüge der Erblichkeitslehre.

J. F. Lehmanns Verlag / München SW 4

Hinweis:

Seite 331 hatte nachfolgende faltbare Ergänzung eingeklebt.

H. F. K. Günther, Rassenkunde des jüdischen Volkes

Ergänzung zu Seite 331:

Vorkommen von Juden mosaischen Glaubens in Berlin.

Von je 1000 Einwohnern waren Israeliten:

insgesamt:	42,9
davon in Charlottenburg	88,5
Mitte	104,7
Prenzlauer Berg	62,6
Schöneberg	76,8
Tempelhof	13,5
Tiergarten	56,2
Wilmersdorf	129,9
Zehlendorf	34,2

H. F. K. Günther: Rassenkunde des jüdischen Volkes